This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

FERDINAND KÜRNBERGER

DAS SCHLOSS DER FREVEL

ROMAN

MÜNCHEN BEI GEORG MÜLLER

Dr Mic orner
Spen 395

Zur Erinnerung an
meinen Aufenthalt
im Sommer 1930

Amiga.

Michael von Vorner
WIEN, V.
...ongerg. 56 Tel. 395

Ferdinand Kürnberger / Das Schloß der Frevel

Das Schloß der Frevel

von

Ferdinand Kürnberger

München bei Georg Müller 1920

MEH

PT 2388
K8 S3

Dieſe Ausgabe des dichteriſchen Hauptwerkes von Ferdinand Kürnberger iſt die erſte ungekürzte. Als Vorlage diente ſeine eigenhändige Niederſchrift der vierten und letzten Faſſung des Romanes, die bisher ungedruckt geblieben iſt.

Copyright 1920 by Georg Müller München

Vorrede
zum „Schloß der Frevel"

Einen meiner liebſten und begabteſten Studienfreunde hatte der Zufall auf den unfruchtbarſten Schauplatz aller menſchlichen Fähigkeiten verbannt — zwiſchen die Strohdächer eines wallachiſchen Dorfes, zwiſchen die Sanddünen, Waſſerweiher und Kornfelder eines ſteppenähnlichen Horizonts, kurz nach Kálló Semjén auf die Debrecziner Heide. Ein längſt beabſichtigter Gaſtbeſuch ließ ſich endlich ausführen und ich half dem lieben Einſiedler, ein Jährchen ſeiner unbefriedigten Einſamkeit ertragen. Ich ſelbſt ertrug es, indem ich den vorliegenden Roman ſchrieb, — wohl zum erſten und letzten Male, daß an jenem Orte deutſche Schriftkunſt ausgeübt wurde. Es war aber das Jahr von 1862 auf 63.

Kurz zuvor waren die Po-Schlachten geſchlagen und der Zug nach Neapel ausgeführt worden. Das Königreich Italien fing ſich zu bilden an, — im Grunde ein Ereignis von bloß lokaler Bedeutung, räumlich entlegen und politiſch nicht wichtiger, als etwa die Bildung Spaniens aus der Mauren- und Gotenhälfte. Aber quer durch Italien liegt der Kirchenſtaat, und ſooft Italien die Frage ſeiner Einheit aufwirft, — was es ſeit 800 Jahren tat, — wird es die Frage der weltlichen Papſtherrſchaft. Und wer könnte nicht Papſt werden? Der Theorie nach jeder zum Prieſter geweihte Katholik. So erhebt ſich das iſolierte Hausintereſſe einer ſüdlichen Halbinſel zum Rang einer Weltfrage und zu einem Intereſſe des Erdkreiſes. Denn im Schiffe St. Petri ſind dies- und jenſeits des Ozeans alle Paläſte und Hütten der katholiſchen Glaubensbekenner die Kajüten dieſes Schiffes. In jeder Wiege von Chile und Peru könnte der Kronprinz von Mittel-Italien liegen; jeder Bettler in Münſter und Paderborn, jeder Schafhirte in Irland und Polen könnte ausrufen: Weiß ich, ob es nicht die Krone meines Sohnes iſt, die jetzt an der Tiber verloren geht?!

Und doch fallen Kronen kaum anders, als wie das Geweih des edlen Hirſches fällt, abgeſtoßen von andern, ſchon nachdrängenden und ſich verjüngenden Keimkronen. Wer das Königreich einer alten Idee verliert, der frage ſich, ob er nicht ſchon König von einer neuen

Idee geworden, und denke größer von einem Menschenhaupt, auf welches die Ewigkeit Kronen um Kronen setzt.

Aber ach, just die Zeiten, die es am meisten brauchten, machen am wenigsten diese Reflexion. Im Kampfgetümmel der Ideen stellt jeder nur seinen Mann — indem er ihn einbeinig stellt. Einseitigste Parteilichkeit ist erlauchteste Prinzipientreue. Und was wäre parteiischer als eine Flintenkugel? Sie glaubt immer, den Todeswürdigen zu treffen, — die hinschießende sowohl als die herschießende. Sie ist das Ideal der Prinzipientreue! Auch die Presse, das scheinbare Organ der friedlichen Verständigung, schreit selbst wieder kriegerisch in die Kriegsscharen hinein, ähnlich dem Weibergeschrei der Wagenburg, welches den kämpfenden Männern Blut und Seele erhitzte. Das Blei verleugnet seine Natur nicht; das Letternblei ist auch nur eine redende Flintenkugel. Sie schießt hinüber und herüber, apodiktisch überzeugt, daß auf jeder Seite der Todeswürdige steht. Die liberale Presse findet nicht das mindeste Lebensrecht am „alten Schutt", und der alte Schutt, der das Lebensrecht eines vortrefflichen Humus hätte, verflucht das Pflanzengrün, das er widerwillig trägt und nährt, als seinen todeswürdigsten Räuber. Alles ist todeswürdig! Wo bleibt der Lebenswürdige?

Natürlich in der Poesie allein. Sie ist die Mutter Niobe, welche, wenn die klirrenden Todespfeile schwirren, vorbeugenden Schoßes das Leben schützt. Der Parteiung ist alles todeswürdig, der Poesie ist alles lebenswürdig.

Weil ich alles Leben ehre,
Scheuen mich die Geister nicht,

sagt sie im Munde ihres Besten.

Wenigstens war es so. Denn eine Wandlung erfuhr leider auch das. Die politische Presse hat fortwährend und mit Erfolg am Beruf der poetischen gerüttelt. Mit einer natürlichen Anziehungs- und Ausdehnungskraft, mit einem höchst lebendigen Interesse, alle verwandten Machtmittel sich selbst dienstbar zu machen, wußte die politische Presse die poetische so lange und so beflissen zu überreden, daß sie eine gemeinsame Sache hätten, — die Tendenz, — bis die Poesie, verführt und bezwungen von den Sirenentönen, die da lauteten: „Geist der Zeit", — „Stimme des Volkes", — „Pulsschlag des Jahrhunderts", ihre himmlische Schönheit den Umarmungen Kalibans auslieferte, d. h. dem Bedürfnisse, sie, deren ganzer Begriff

im Begriff des Bedürfnisloſen liegt. Die Zweckfreie wurde zweckvoll, wurde Tendenz-Poeſie. Wurde es ſo vollſtändig, daß ſie ſchon längſt, z. B. noch kürzlich im Munde Gutzkows, dieſer Charakterwandlung ſich geradezu rühmen durfte.

Tendenz!

Wer hätte ſie nicht? Man kann ſo wenig über die Tendenz, wie über ſeinen Schatten hinaus. Ohne Tendenz ſein, hieße apathiſch fühlen und ziellos handeln.

Es fragt ſich nur, wie man die Tendenz hat.

Die Tendenz, welche ſich die Poeſie vom Journalismus einimpfen ließ, der bekanntlich auf Maſſenbeherrſchung ausgeht, paßt ſich denn auch den Maſſen an, iſt grob, hart, ſelbſtiſch und ſinnlich wie dieſe.

Anders die Tendenz, welche die Poeſie aus ſich ſelbſt hat, denn haben wird und muß ſie ja eine, da tendenzlos, wie geſagt, fühllos und ziellos ſein hieße, was doch die Poeſie am wenigſten iſt.

Wir haben in der Literatur zwei ſchöne Beiſpiele, welche dieſen Unterſchied um ſo anſchaulicher machen, da ihre Tendenz juſt parallel geht. „Nathan der Weiſe" und „Uriel Acoſta" verfolgen beide die Tendenz des religiöſen Liberalismus.

In „Uriel Acoſta" hat das Alte und der Glaube ſchlankweg unrecht, iſt gehäſſig, tyranniſch, barbariſch. Das Neue und die Forſchung aber iſt Opfer, Märtyrer, Ideal, hat allein recht. Schwarz und Weiß, Nacht und Licht, — das verſtehen die Maſſen. Es iſt in der Poeſie die rein politiſche Tendenz. Es iſt der Liberalismus der Partei.

„Nathan der Weiſe" verlangt auch das Recht des Liberalismus, gibt es aber zugleich! Do ut des. Er geht mit gutem Beiſpiele voran. Er lehrt Duldung, indem er ſelbſt duldet. Das iſt den Maſſen zu vornehm, zu uneigennützig. Auch herrſcht man nicht damit, aber man verträgt ſich, man ehrt alles Leben. Und das iſt die Tendenz der Poeſie. Es iſt der Liberalismus der Gerechtigkeit.

Dieſe Tendenz und dieſer Liberalismus war es nun auch, womit ich in der Stille meines Heidedorfs die Geſchicke Roms und der Welt auf meine Weiſe begleitete. Der Ausdruck davon iſt das 9te Kapitel dieſes Buches. Friſch gedruckt, hätte das Buch damals ein Zeitroman geheißen; aber ich hatte keine Eile. Gerne gab ich meinem Hange nach, Manuſkripte im Laufe vieler Jahre wiederholt abzuſchreiben, um für den Druck ihre Perfektibilität von Stufe zu Stufe zu ſteigern. Die kalendariſche Zeit mochte vergehen, die

geistige Zeitströmung flutet fort. Es fehlt ja viel, daß die großen Geschichtstage Italiens sich schon ausgelebt hätten. Ein halbes Menschenalter nach den Po-Kämpfen folgte der Kulturkampf und wohl das andere halbe wird noch sein Abschluß kosten. Was kann denn abschließen? Machtfragen entscheiden höchstens die Form, in welche die Geister sich einleben sollen; die innere und schließliche Entscheidung aber ist erst das Gleichgewicht der Geister. Wohlan; diesem Gleichgewicht mit der Ruhe platonischer Gastmähler das Für und Wider zuzuwägen, wie es das 9te Kapitel tut, ist nicht Amtes der Tagespresse, welche vielmehr die straffsten Antithesen anzuspannen liebt, aber ihrer ganzen Natur nach zur Synthese gar nicht gelangen darf. Die Zeitung kann nur Partei sein.

Und doch besinnt sich in Zeiten, welche tiefer pflügen, — der Pflug, der ins Papsttum einschnitt, war sogar einer der tiefsten, — in solchen Sturm-, Sturz- und Geburtszeiten besinnt sich die Menschheit, daß sie eben nicht Partei und die Parteiung nicht der letzte und höchste Ausdruck ihrer ethischen Einheit. Für diese herzdurchfurchten Zeiten hat dann die Menschheit noch ein Organ übrig, und zwar ihr bestes, die Poesie. In schöner Freiheit von der Tendenz und im schönen Mitgefühl mit ihr, kann die Poesie just das Zeitgemäßeste tun, indem sie den Tag den Tagblättern überläßt und die Zeit an die Ewigkeit knüpft. Wer verstünde denn z. B. die unmittelbarste Gegenwart Italiens wirklich, wenn nicht aus Prozessen, welche zu andern Zeiten und in andern Ländern anders verlaufen und deren Resultate lautredend genug zu deuten sind? Der Sieg der Hohenstaufen, deren tragischer Kampf der erhabenste Inhalt des Mittelalters, hätte Europa vielleicht verbyzantinert, wie der Sieg Justinians, d. h. die geistliche Freiheit in der weltlichen Staatsgewalt ausgelöscht. Nicht vielleicht, sondern gewiß hat aber auch das Papsttum Geist und Freiheit zu Tode getroffen, wo ihm, wie in Spanien, das Gegenteil gelang, nämlich die Auffaugung des Staates durch die Kirche. So fielen von den drei südlichen Halbinseln Europas zwei aus der Kultur Europas hinaus und schnellten, die spanische fast nach Afrika und die byzantinische nach Asien weg, gleichsam wie zwei von dem welfischen und ghibellinischen Übergewicht einseitig überladene Wagschalen. Erst Italien in der Mitte darf, wie das ruhende Zünglein, heute ein Gleichgewicht darstellen und seinen europäischen Rang wieder einnehmen, weil es, die heftigste Parteikrankheit mit noch zäherer Gesundheit überwindend, Papsttum und Kaisertum gleichmäßig neutralisierte und endlich sich selbst fand. Der Gegensatz aber,

der in 1000jähriger Vergangenheit Welf und Waiblingen hieß und in 1000jähriger Zukunft wohl noch oft die Parole wechselt (auch „Karlisten" und „Christinos" ist einer seiner Namenswechsel), er hat geschichtlich zwar viele Namen, aber philosophisch nur einen: Vernunft und Glaube. So formuliert, ist er ewig und der Poesie ein ewiger Stoff der Betrachtung. Diese Betrachtung konnte der Tag sehr wohl angeregt haben und sie gibt sich ihm auch reichlich wieder zurück, denn wie sollte z. B. der „Kulturkampf" in einem besseren Spiegel und zu exakterer Selbstkenntnis sich beschauen können, als zwischen jenen Polen der ganzen Geisteskultur, von deren Achsendrehung er ein Moment ist? Der Politiker kann sich demnach mitten im Tagesinteresse fühlen und tendenzlos nur um so vollkommener, als ihm den Stoff seiner Parteinahme just ein Kollegium der Unparteilichkeit am besten zurechtlegt; der Ethische aber, der politisch nicht mitstimmt oder es längst schon getan hat, genießt wohl diese Methode der Unparteilichkeit um ihrer selbst willen und als das ihm angenehmste und wahlverwandteste Schauspiel. Sieht er doch den Streitfall nicht mehr im Hader des Tages liegen; er heißt nicht: Papst und König, nicht einmal: Gewinn und Verlust, sondern mit aufgehobenem Gegensatze: Umbildungsprozeß vom Glauben zum Wissen. Vernunft und Glaube also mögen sich friedlich über ihr Verhältnis verständigen. Sie werden miteinander sprechen — nicht wie der Sieger zum Besiegten, am wenigsten wie der Schadenfrohe zum Beschädigten, sondern wie zwei dynamische Kräfte, welche zu äußern Erscheinungen einen innern Grund suchen. Sie suchen verträglichgemeinsam, und was sie finden, wird denn auch ein gemeinsames Gut sein: die Wahrheit. Kein Parteigut, nicht Recht und Unrecht, sondern die Wahrheit und an ihrer Quelle, dem Gewissen.

So wenig der politische Liberalismus sichtbar würde ohne Parteiname, wird der poetische umgekehrt und einzig am sichtbarsten durch die Unparteilichkeit und Gerechtigkeit. Daß sich im Medium der Tendenz beide miteinander verwechseln und vermischen konnten, ist geradezu unbegreiflich. Wer dürfte z. B. ein volleres Maß von Deutlichkeit verlangen, ob es ein Liberaler war oder nicht, der den Jesuiten dieses Romans gezeichnet hat? Und doch!

Um einen Jesuiten zu zeichnen, ist nichts so unerläßlich, als zunächst — einen Menschen zu zeichnen. Wie oft beruft man sich auf den Satz: Homo sum, humani nil a me alienum puto, — aber was steckt nicht alles in diesem „humani"! Die ganze Komposition des divini und diabolici! Ich bin ein Mensch und nichts Mensch-

liches ist mir fremd, d. h. nichts Himmlisches und Hölliſches. Und nun meint der tendenziöse Liberalismus, den Menschen, der ein Jesuit ist, am besten — als Unmenschen zu zeichnen! Als Hölliſchen, der dem Himmlischen fremd! Allerdings wird durch ein solches Zerrbild der Eindruck des Hassenswerten am stärksten erreicht und die naive Masse kann lustig darauf los hassen, weil sie naiv genug auf die Schlechtigkeit der Gesellschaft von der Schlechtigkeit einzelner Mitglieder schließt. Der gebildete Leser aber begeht diesen Trugschluß so wenig, daß er just umgekehrt schließt: je haßwürdiger ein Menschenscheusal, desto gewisser ist er's durch eigene Charakteranlage und nicht durch Schuld einer Institution. Soll die letztere wirklich ans Kreuz genagelt werden, so dient dazu nicht ein verderbter Mensch, sondern eine ihrer verderblichen Wirkungen — vielleicht auf den besten und edelsten der Menschen! Erziehung, Kloster, Zölibat, ein einziges ihrer Motive genügt, um, wie der flüchtigste Insektenstich, die kostbarste Frucht zu vergiften! Diese mag blühen und schwellen, sich runden und röten, durch Lenzschönheit und Sommerreife der Ehre des Herbstes zuwachsen, und nicht ihr, sondern dem Wurm in ihr gelte dann das schmerzliche Mißgefühl, wenn sie an feiner Tafel, im silbernen Fruchtkorb, von edlen Gästen als die Krone des ganzen Jahres begrüßt, — ihre Kernfäule bloßlegen muß! Es bedarf wahrlich keiner haarsträubenden Schwarzmalerei und raffiniert gesuchter Motiven-Erfindung: Der Insektenstich fliegt ja zu jeder Zeit und mit allgegenwärtigem Giftstachel im Bereich der römischen Kirche herum. Es ist jener wahnsinnig freche und anmaßliche Spiritualismus, welcher, um die Menschen zu beherrschen, die Schwäche der Menschen überwunden zu haben affektiert und von der beleidigten Natur dann gezwungen wird, ihrem Sensualismus den schuldigen Tribut in Krisen zu zahlen, welche der Tod sind! Dieses ethische Bruchverhältnis schreckt aber von selbst und auch ohne schreckliche Menschen. Aus diesem Grunde schlägt die Poesie den entgegengesetzten Weg ein. Nicht ein entsetzlicher Mensch braucht uns ein fluchwürdiges Prinzip zu verkörpern; ein entsetzliches Prinzip ist seines Fluches gewiß, indem es einen hochgefürsteten, einen herzgewinnend liebenswürdigen, einen Menschen, dem nichts Himmlisches fremd ist, der Hölle überantwortet! In solcher Wendung muß die Methode des poetischen Liberalismus die Tendenz des politischen nur noch zielgewisser erreichen, — ästhetischer ohnedies, denn der vornehme Leser geht mit einem wohlgebildeten, ihm ähnlichen Menschen um und nicht mit Schablonen und Karikaturen; er wird mit Haß und Abscheu verschont und erfährt bloß die

Kunstwirkungen von Furcht und Mitleid, jene reineren und reinigenden Affekte, welche in unsrer Ära dem Romane vielleicht noch erreichbarer als einem Bühnenspiel, dessen peinliche Formenenge die unerbittlich nämliche bleibt, da doch der moderne Lebensmechanismus immer komplizierter und voraussetzungsvoller geworden. —

Und so könnte ich meinen Leser, der meine Intentionen und Standpunkte nun kennt, vertrauensvoll scheiden lassen, aber er läßt mich noch nicht scheiden. Er hat zuvor Worte gehört wie Spiritualismus und Sensualismus, Worte, welche die Zähler und Nenner des ganzen Weltbruches sind, und vorsichtig fragt er mich jetzt: Heißt Sensualismus nicht Sinnlichkeit? Und ach, was heißt das nicht alles! Ich denke an meine Töchter. Kommt in dem Romane nichts Unsittliches vor?

Die schwere Menge, glücklicher Vater von Töchtern! Aber da ist Rat zu schaffen. Kaufe dir das Buch für dich selbst und lies es allein. Deine Mittel erlauben dir das. Das alte dumpfe Elend hat ja aufgehört. Du bist nicht mehr klein und zerrissen, sondern groß und ganz, bist ein Herr in Europa, hast zwei Länder und fünf Milliarden heimgebracht — Stoff genug zum Gentleman, der den Kleinbürger endlich ausziehen kann. Auch hast du ihn ausgezogen. Es hat mir mächtig imponiert, wie nobel du dein Geld millionenweise auf die Straße geworfen — für eine Makulatur, auf welcher außer dem Worte „Aktie" gar nichts Lesbares stand. In meinem Buche steht mehr und es kostet weniger. Also kaufe es dir zu deiner aparten Männerlektüre. Muß denn alles gleich die ganze Familie satt machen? Und kann ich wie ein Taschenspieler aus derselben Flasche für den Vater Rum und für die Tochter Buttermilch schenken? Warum soll just das Buch für alle gekauft sein? Kaufst du deine Beinkleider und deine Zigarren für alle? Also, laß deine Töchter in die Gartenlaube gehen, du aber geh in dein Estaminet und rauche und lies dazu was männlich ist!

Übrigens — was sind Töchter? Seit wir eine Frauenfrage haben (etwas, worauf die Natur allerdings längst schon geantwortet), darf ich vor lauter Fragen-Fortschritt auch fragen: Was sind Töchter? Eine Tochter ist vielleicht — ein Professor der Volksschule, ein Doktor der Medizin, ein Postbeamter, ein Handlungsreisender. Ja, ... auch ein Handlungsreisender! Soeben liegt mir das neueste Zeitungsblatt vor, worin ich folgendes lese: „Meldungen aus Süddeutschland zufolge hat ein renommiertes Geschäftshaus dem agilen Geschlechte der Commis voyageurs durch die Anstellung weiblicher Reisender

erfolgreich Konkurrenz gemacht." Die Redaktion findet kein Arges daran, sondern bemerkt harmlos dazu: „Es klingt auch durchaus nicht so unwahrscheinlich, daß die Geschäftsanträge eines hübschen Mädchens weit eher Beachtung finden, als die eines unangenehmen, platten Schwätzers."

Diese Glosse ist mir die Hauptsache. Denn die „Meldung" möchte unwahr sein, so glossiert aber, wird sie moralisch wahr. Es ist ja recht, meint die Redaktion. Und eine Redaktion, die nicht etwa Sozialisten-Fusel ist, sondern ein ehrsames, fast spießbürgerliches Provinzblatt einer Bauernprovinz! Nur findet der Satiriker dabei nicht wenig zu belächeln, wie diesen Fortschrittsgeistern noch immer der alte Adam im Nacken sitzt. „Hübsche Mädchen!" Ganz unwillkürlich denken sie an den alten weiblichen Beruf, an das Gefallen, da der moderne doch das männliche Nützen sein soll! Aber nun male man sich diese modernste Errungenschaft aus! Das süddeutsche Geschäftshaus wird mit seinem findigen Beispiel bald auch ein ostdeutsches, westdeutsches, norddeutsches, mitteldeutsches werden, das ganze honette Bürgertum schickt „hübsche" Verkäuferinnen aus und ihre Geschäftsanträge, die so wenig platt und unangenehm sind, finden Gehör, soweit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt! Ei, dann mögen sie nur gleich auch diesen Roman kolportieren! Er mag enthalten, was er will, er wird noch immer zurückbleiben hinter den Sittlichkeits-Fortschritten unsrer Frauen-Fragen. Bis dahin aber hat einem Manne des Goetheschen Programmes:

Frei will ich sein im Denken und im Dichten,
Im Handeln schränkt genug die Welt mich ein,

diese Welt am wenigsten dreinzureden, die sich auch im Handeln nicht mehr einschränkt. Denn wie man bemerkt hat, daß es im Modenlande Frankreich die meisten altmodisch gekleideten Leute gibt: sie können am leichtesten von der Mode loslassen, weil sie sie immer an der Urquelle zur Hand haben, — so gehabt sich mein Roman um so sittlich-freier, um so sicherer er seines Zusammenhanges mit den Interessen der wahren Sittlichkeit ist.

Was mich so innerlich frei macht von der Gesetzgebung meiner zeitgenössischen Sittlichkeit, das sind die Widersprüche ihrer Extreme. Lykurgs Gesetz durfte die Spartaner bis aufs Blut geißeln und sie sind jauchzend drauf eingegangen, denn es trat ganz und bruchlos vor sie hin. Wir wollen Brüche und Widersprüche Gesetz geben. Die Vermännlichung der Weiber ist ja nur die Hälfte des modernen Fort-

ſchritts. Die andere Hälfte iſt wieder das Gegenteil davon. Eine Prüderie, eine Angſt und ein Aſthma der Prüderie, welche, wie es ſcheint, in der Gefühlswelt wieder hereinbringen ſoll, was in der Erwerbswelt zu veräußern und preiszugeben der Fortſchritt heißt. Und freilich iſt dieſe Erſcheinung ſo unlogiſch nicht, denn je höher die Brandung ſich aufbäumt, deſto tiefer muß ſie auch zurückſinken. Jenes heißt Emanzipation, dieſes Prüderie und beide Extreme bedeuten, daß ein Gleichgewicht, daß ein Niveau verloren gegangen. Als das Niveau noch ſpiegelglatt in aller Ruhe und Unſchuld dalag, da ſehe man, wie wenig die Sittlichkeit der Prüderei bedurfte! Man durchblättere z. B. — um es literariſch zu ſehen — ein paar Jahrgänge des Merkur! Wielands Merkur war lange die angeſehenſte Zeitſchrift Deutſchlands, geſchrieben von dem gebildetſten, geleſen von dem anſtändigſten Publikum. Man laſſe ſie nun von den heutigen Töchtern leſen! Wie viele Zeilen würde der Familienvater ſtreichen, wie manche Blätter verkleben! Was will man mehr? Mir ſelbſt wurde einſt das Wort „Hebamme" geſtrichen. Und nicht etwa in einem equivoquen Zuſammenhange, ſondern in einer Philemon und Baucis-Idylle, und im unſchuldigſten, ja ehrenvollſten Sinne. Von einer würdigen Matrone, ihrem praktiſchen Blick und tätigen Menſchenſinne ſprechend, ſagte ich: Ihr Horizont ging zeitlebens hinaus — über den nächſten Markt, wo ſie ihr Grünzeug kaufte, über die nächſte Gaſſe, wo ihre Hebamme wohnte. Man ſieht, es war bildweiſe das nämliche, was die modernen Frauen ſelbſt ſo vorwurfsvoll ausſprechen: Sind wir nur dazu da, um Suppen zu kochen und Kinder zu gebären?! Aber die Redaktion, — und es war nicht einmal ein Familienblatt, ſondern ein politiſches, das bloß auch eine belletriſtiſche Beilage hatte, — die Redaktion ließ mich ſagen: wo ihr Dienſtboten-Bureau war, anſtatt: wo ihre Hebamme wohnte. Unſre Frauen und Jungfrauen dürfen alſo nicht 'mal mehr wiſſen, daß es Hebammen gibt! Und doch führt ihnen ihre Mädchenſchule immer mehr Wiſſen zu, — auch „Bau des menſchlichen Körpers", alſo Anatomie, Phyſiologie, Geſundheits- und Krankenlehre, kurz, von allem etwas, ſeit der ſinnreiche Junker John Stuart Mill die Entdeckung gemacht hat, daß das ſtarke Geſchlecht nur durch ſeine Schulen ſtark ſei, daher das ſchwache bloß unſre Schulen brauche zum eritis sicut Deus-Fortſchritt. Aber aus dieſer gottvollen Allwiſſerſchule entlaſſen, darf es hierauf durch Belletriſten von einer Hebamme nichts wiſſen!!

Das iſt denn ein Zerfall von Natur und Sittlichkeit, wobei die

letztere nichts gewinnt, jene aber alles verliert. Eine so naturlose Ethik ist nicht regierungsfähig. Ihre Schändung des Menschentums, das sie verleugnet, das sie abzuschaffen Miene macht, ist eine anarchische Revolution und treibt alle wahrhaft konservativen Geister in die Gegenrevolution der Erhaltung und Wiederherstellung. Das Mildeste, was zu sagen ist, bleibt: Sie hat die Führung der Geister verloren, der Schriftsteller erhält die verkehrteste Richtung, also gar keine von ihr. Er tritt in die Freiheit des Naturstandes wieder zurück und erhält seine Richtung von dem großen Gesetzgeber aller gesetzlosen Zustände, — von der Stimme des eigenen Gewissens.

Das Gewissen in der Kunst aber ist die Empfindung der Kunstgesetze. Diese sind wieder die Proportion der Kunstzwecke und der Kunstmittel. Die großen sittlichen Interessen, die ich in diesem Romane zu verwalten hatte, mußten nun notwendig, wie sie die Reinheit der Kunstzwecke sicherten, dieselbe Sicherheit der Anwendung der Kunstmittel mitteilen. Diese Proportion von Mittel und Zweck sittlich oder ästhetisch zu verkennen, wäre schon darum unmöglich, weil sie auch dem flachsten Auge wenigstens technisch verständlich wird. Daß dem ritterlichen Don Quichotte ein plebejischer Sancho Pansa die Folie gibt; daß die königliche Morgensonne Heinrichs in den Weindünsten Falstaffs vergrößerter und purpurner aufsteigt; solche Kontraste pflegt man schon als technischen Kunstgriff zu begreifen, auch wo der tiefere Begriff des inneren Kunstgesetzes fehlt. Sobald daher in unserm Romane ein Sarastro wie der Marchese Santafiore sich zeigt, ist schon nach allen Regeln der Kunst auch sein Papageno vorauszusehen, sein Gegenbild Zuppa. Ja diesmal um so gewisser und fatalistisch notwendiger, je verzehrender die Schmelzhitze und das Läuterungsfeuer des Prozesses, in welchem Idealismus und Naturalismus hier ganz anders hineingetrieben werden als dort, wo der spanische Ritter, der englische Prinz, der ägyptische König zu ihrem Kunstzwecke nichts brauchen, als eine bloß äußerliche Kontrastierung. Das Gewicht dieses Umstandes, den ich in einer Vorrede mehr andeuten als ausführen kann, wurde mir noch durch ein anderes verstärkt, nämlich die Rücksicht auf den Schauplatz. Unsre Handlung spielt in Italien, in Rom, also dort, wo seit Urzeiten alles Menschentum wie eine tropische Riesenpflanze aufgewachsen, wo die Wirklichkeit in Kontraste auseinanderfährt, die des kühnsten Dichtens noch spotten, und typenbildend bald Menschen schafft, die unter die Götter versetzt oder heiliggesprochen wurden, bald Menschen naivster Menschenlosigkeit . . .

Das Schloß der Frevel

Roman

Erstes Kapitel

Es war einer der dichtesten Nebel der „nebelreichen Lombardie", wie Platen sie schilt. Er verfinsterte das Land dies- und jenseits des Ticino: dort die Lombardei, hier die Lomelina. Ein Brite hätte in ihm seinen Londoner Nebel wiedererkannt und wahrscheinlich gesagt, es war „luftförmiger Kot".

In diesem Nebel war die Nacht angebrochen. Eine Nacht, so undurchdringlich für menschliche Sehnerven, wie Stein und Mörtel. Ein Fisch, welcher eingefroren im Eise steckt, war nicht besser um den Gebrauch seiner Flossen gebracht, als in dieser Luft ein Wanderer um den Gebrauch seiner Augen. Das Element, vollständig um seinen Charakter betrogen, hörte auf, durchsichtig und fast auch flüssig zu sein.

Unser Held, ein junger Mann, welchen wir Balm nennen wollen, befand sich in einer kritischen Lage. Nacht und Nebel hatten ihn auf freiem Felde überrascht, aber das freie Feld war jetzt so gut, wie ein verhängter Vogelbauer. Er trieb gänzlich im Irren. Die ausgetretenen Frühlingswasser hatten ihn schon am Tage genötigt, manchen Umweg zu nehmen; was Wunder, daß die Umwege Irrwege geworden, sobald er aufgehört hatte, zu sehen, zu kombinieren, seine Karte zu befragen. Und hätten sich alle Bäume in Leuchttürme verwandelt, alle Rohrdommeln, Kiebitze und Taucherenten des sumpfigen Schilflandes verabredete Signale statt wüstes Geschrei von sich gegeben; sein Stand wäre noch schwer genug gewesen in den Wassern eines überschwemmten unbekannten Landes, worin ihm der Kurs fremder war als einem Nautiker auf der Neufundlandsbank. Längst hatte daher seine menschliche Weisheit abgedankt zugunsten des tierischen Instinkts; sein Pferd verfügte so frei über die Zügel, als ob

Trense und Kandare niemals erfunden gewesen. Aber es half wenig. Das Pferd war todmüde und Instinkt ist am Ende auch nicht Allwissenheit. Er glaubte sich bloß verlassen zu dürfen, daß Mann und Roß nicht plötzlich in die bodenlosen Moräste des Ticino hinabsänken, dessen tückische Nähe er beständig an seiner rechten Seite fürchtete. Wenn er nun Wasser unter seinen Füßen aufrauschen hörte, so ging es vielleicht über ein überschwemmtes Reisfeld, oder wenn das Tier mit kurzem Schritt und prüfenden Hufen bis an die Kruppe in ein Wasser eintauchte, wo es kläglich den Leib breit machte und sich schwimmbereit hielt, so setzte es wahrscheinlich über einen der vielen Bewässerungsgräben, welche das kanalisierte Land in allen Richtungen labyrinthisch durchschnitten. Das wußte er ungefähr; wohin es aber sonst mit ihm wollte, welches Ziel seinem Pferde vorschwebte und ob überhaupt eines, blieb ihm ein tiefes Geheimnis. Er folgte blindlings seinem Tiere. Das Stadium der Furcht, der Anstrengung, der Aufregung hatte er längst hinter sich; seine Lebensgeister, wie gesagt, hatten resigniert zugunsten der animalischen Hellseherei und er wartete nun mit leidender Geduld ab, ob dieser Thronwechsel, glücklicher als mancher andere, eine gründlich verfahrene Situation ins rechte Geleise brächte.

Was an ihm war, so tat er nur eins: er horchte scharf auf. Es entging ihm nicht, wenn eine Nachtschwalbe in der Nähe ein Schneckchen zerknusperte, oder ein Reiher mit knarrendem Schrei einen Nebenbuhler in die Flucht trieb, oder eine Schildkröte im Sumpf ihren stillen Pfiff vor sich hinzischte. Er hielt es für ein Miauen einer Hauskatze, ja für die Töne eines kleinen Wiegenbewohners, wenn ein Käuzlein im Rohr seine weinerliche Kinderstimme hören ließ, und er rief herzhaft sein Qui vive? wenn die Nachtluft durch eine Weide oder eine Zypresse strich, an der er dicht vorbeiritt, ohne sie sehen zu können. Ein paarmal erblickte er eine Gruppe dieser Bäume als einen schwarzen, massiven Fleck im Nebelgrau; jach fuhr es ihm in die Zügel, denn er hielt es für ein starkes Kastell und ritt kühn darauflos. Aber der Fleck löste sich

auf als das, was er war; er schämte sich vor seinem Pferde und überließ ihm die Zügel williger als je.

Der junge Mann erdreistete sich mehr und mehr des Gedankens, die Nacht unter offenem Himmel zu kampieren. Ein nasses Lager, gewiß! Die Luft naß, der Boden nässer, — aber was war zu tun? Sein Pferd wird endlich stille halten, oder in die Knie brechen und nicht mehr aufstehen. Und liegen nicht Tausende jetzt in ihren nassen, ungesunden Biwaks, und waren es nicht Millionen, die je so lagen, und auch nur Leiber von Fleisch und Blut, warmblütige Geschöpfe wie er, mitnichten Amphibien? Verzeih mir, Agathe! ruft der junge Mann, und sendet einen brünstigen Gruß über die Alpen. Er hat ihr so heilig versprechen müssen, sich zu schonen. Schöne, wohlgemeinte Leibeigenschaft der Liebe! Wer rebelliert nicht gegen dich? Verzeih mir, Agathe; aber — was ein Mann sich zutrauen darf, das tut er wie jeder andere. Ein nasses Nachtlager ist noch nicht der Tod eines Mannes. So dachte unser junger Deutscher und nahm sich vor, sein ganzes Augenmerk nur noch auf schützende Hecken und möglichst trockene Böschungswälle der eingekoppelten Felder zu richten.

Endlich machte das Pferd eine Bewegung, welche seine Aufmerksamkeit erregte. Es reckte den Kopf, wieherte, setzte den Fuß hoch und streckte den Leib zu einem fast galoppierenden Trab aus. Wie freundlich klopfte es Balm! Was für dankbare Worte gab er dem Tiere! Gewiß, das kluge Tier witterte mehr als Menschen, — es witterte Pferde!

Und so war es. Nicht lange ritt Balm diesen belebteren Trab, so dunkelte wieder ein schwarzer Fleck im Nebel, aber im Nebel gab's einen trüben roten Funken, wie glimmend im nassen Schwamm; — immerhin war's ein Lichtschein. Jetzt antwortete seinem wiehernden Pferde ein anderes, der schattige Fleck wurde größer, — eine Wendung, und der Hufschlag klang von einer Straße.

Halt, wer da? tönte im gebrochenen Deutsch der Anruf einer Vedette. Gut Freund! Balm stellte sein Pferd, Bewaffnete traten aus dem Dunkel hervor, welchen sich der Fremde überantwortete. Er stieg vom Pferde, führte es am

Zügel, und verlangte von den Bewaffneten, welchen er folgte, vor ihren Wachkommandanten geführt zu werden.

Es ging auf ein Gebäude zu, welches, im Nebel vergrößert, eine Riesenburg schien, überragt von ungeheuren Türmen, wenn es nicht etwa Zypressen waren. Es aus dem Gröbsten zu sehen und schon ins Innere hineinzugehen, war fast eins. Es ging in einen tiefen steinernen Torweg, in welchem, von Soldaten umlagert, ein großes Feuer brannte. Balm ließ sich von der halbbarbarischen Truppe anstieren — mit aller Naivität neugieriger Naturkinder, mit Geierblicken, welche gescheit aber unwissend, dreist aber schüchtern zugleich, in den Ankömmling hineinluchsten, ob es ein Gefangener, ein Spion, oder — eine vornehme Herrschaft?

Im nächsten Augenblick stand er in einer niedrigen, düster gewölbten Halle des Erdgeschosses, angefüllt mit Uniformen, Tabaksqualm und qualmenden Lichtern. Das Gemach bot den ganzen, schwer zu beschreibenden Anblick von Schmutz, Eleganz, Mangel und Unordnung, womit sich „das Offiziersquartier auf dem Marsche" kennzeichnet. Der junge Mann war viel zu müde und viel zu vertraut mit solchen Szenen, um sich neugierig umzusehen; er beeilte sich vielmehr, die jetzt nötige Formalität rasch abzutun. Er wies sich als den Berichterstatter einer großen deutschen Zeitung aus, übergab seine Legitimationen, deklarierte kurz und bündig sein Woher und Wohin und langte bald bei dem Wunsche an, daß er in dem Hause, wohin ihn der Zufall und Irrweg geführt, ein gastliches Nachtquartier finden möge, welches ihm und seinem Tiere aufs dringendste nötig.

Der Offizier, welcher den Fremden in Empfang genommen, ließ die letzten Worte zu Boden fallen. Er schien den Zivilisten mit Mißtrauen zu betrachten und war doch behutsam genug, es nicht merken zu lassen, um sich keine Blöße zu geben. Der gute Mann hatte keine Idee davon, ob die Zeitung, deren Berichterstatter vor ihm stand, seiner Regierung gute, üble oder gar keine Dienste leiste, und geriet in Verlegenheit darüber. Ueberhaupt schien ihm das Preßwesen fremd zu sein, vielleicht selbst fatal. Seine Haltung war da-

her kühl, gemessen, und als er die Papiere zurückgab, so tat er es im knappen Geschäftsstil, indem er hinzufügte, was seine Verpflegung betreffe, so möge er mit dem Kastellan Rücksprache nehmen, es gehöre nicht in sein Ressort.

Balm, welcher gedenken mochte, wie kordial er in ähnlichen Fällen von Offizieren intelligenterer Truppen aufgenommen worden, war zu stolz, um Worte zu seiner Empfehlung zu verlieren. Er verließ sich auf sein Glück und seine Börse, indem er sich kurz entschloß, mit dem Kastellan es aufzunehmen. So wendete er sich zum Gehen und ließ sich von einer Ordonnanz die Wohnung Signor Cencios weisen, wie der Kastellan dieses Gehöftes hieß.

Es war nicht leicht, diese Person zu finden. Der Ordonnanzmann, welchen ein Trinkgeld liebenswürdig gemacht, fragte einen Kameraden, dieser rief einen dritten, alle wußten es und alle wußten es nicht. Cencio, wie sich zeigte, hatte im ganzen Hause zu tun. Er sei beim Major, beim Wachtmeister, beim Leutnant, in den Stallungen, im Keller, beim Oberleutnant, im ersten Stock, im letzten, in der Wachstube, im Hinterhaus, beim Teufel und seiner Großmutter. Das war nach und nach die Antwort der teilweise schlaftrunkenen Soldaten. Endlich begegnete man in einem Korridor einem Manne mit einer Laterne und einem Schlüsselbund in den Händen. Das ist er, sagte die Ordonnanz, und war froh, loszukommen.

Es war ein alter oder gealterter Mann von kleiner Statur und markanten, leidenschaftlichen Zügen. Balm fing seine Unterhaltung an, die aber sofort wieder zu Ende war. Bei Gott und allen Heiligen, unmöglich! schwor Signor Cencio kurz und bestimmt. Keine Maus mehr unterzubringen! Das ganze Haus überfüllt mit Soldaten!

Balm nannte den Preis, den er zahlen wolle. Er erschrak, daß der gehoffte Zauber ausblieb. Der Italiener, anstatt wie verwandelt zu sein, stand da, schroff, wie eine Alpenzinke, zu der auch keine Gemse eine Spur von Zugang findet.

Balm besann sich. Seine Empfindlichkeit ließ es nicht zu, sich noch einmal an den Truppenchef um seine Gastfreund-

ſchaft zu wenden. Er verwarf den Gedanken daran augenblicklich. Cencio ſeinerſeits wendete ſich mit einem: Verzeihung, mein Herr! zum geſchäftigen Weitergehen.

Balm hielt ihn feſt. Er fixierte bei dem trüben Schein der Laterne die Phyſiognomie ſeines Mannes, um zu erraten, ob ihm mit Geld, Einſchüchterung oder Höflichkeit am beſten beizukommen. Es war ſchwer zu entſcheiden. Er hatte ein Geſicht vor ſich, voll Schlauheit, Heimlichkeit, Liſt, Trotz, Energie, Schlaffheit und Gier, ein Fuchs- und Rabengeſicht, ein Diebs- und Rouégeſicht, vom Alter verwiſcht und markiert zugleich, ähnlich einer alten Kupferſtichplatte, welche ſtark abgenützt, aber betrügeriſch aufgekratzt. Von Gemütlichkeit keine Spur, eher ein gewiſſer Ausdruck von Urbanität, welcher auf Erziehung oder wenigſtens auf Umgang mit Erzogenen ſchließen ließ.

Und ehe der Deutſche noch einig mit ſich, wie dieſer Teig zu kneten, tat er es ſchon mit beiden Händen.

Er betonte mit Nachdruck, daß er jede Bequemlichkeit für ſich und ſein Pferd mit Gold aufwägen werde, wobei er wirklich Gold ſehen ließ, was der Alte mit einem geſchickten Ruck ſeiner Laterne beleuchtete. Er ließ nicht undeutlich merken, daß er ſich mitten unter ſeiner Partei fühle, daß dieſes Haus eigentlich heute in Deutſchland läge und daß italieniſche Hausbeſitzer im Laufe des Kriegs noch froh ſein würden, wenn ihre Gemächer, ſtatt mit Kolbenſtößen, mit Gold aufgemacht würden, wofern ſie nicht etwa gar das Blut ihrer ungaſtlichen Hausherrn zu trinken bekämen. Er freue ſich, einen Mann vor ſich zu haben, mit dem man offenbar zarter umgehen könne und mit Vernunft und Höflichkeit ausreiche. Er hoffe, noch eine gute Flaſche Wein mit ihm auszuſtechen, bei der ſich la Spada d'Italia, Tedeschi und Italianissimi, wie es Leuten von Welt ziemt, kordial ignorieren laſſe.

In dieſer Rede war alles: Geld, Höflichkeit, Drohung. Auch glaubte Balm wirklich zu ſehen, daß er Eindruck gemacht. Der Kaſtellan überlegte. Nach einer Weile fragte er, warum Balm ſich nicht an die Offiziere wende, welche

ja maîtres de logis ſeien. Offenbar ſuchte er herauszubekommen, welchen Rückhalt der Fremde am Militär habe, um ſein Betragen danach einzurichten.

Balm erriet ihn und antwortete dreiſt, er habe die Einladungen der Offiziere ausgeſchlagen, er bedürfe der Ruhe. Jene würden wahrſcheinlich bei Wein und Karten einen Teil der Nacht durchwachen, er aber ſei müde und wünſche, möglichſt gut zu ſchlafen. Auch habe er die Gewohnheit, jeden Abend ſein Tagebuch zu redigieren, und darum ſchon allein ziehe er vor, ſich ungeſtört abzuſondern.

Die letzten Worte verwandelten den Italiener, der ſchon nachgiebig ausgeſehen, wieder zur ſchroffſten Alpenzinke. Mit einer Entſchloſſenheit, deren Härte und Tiefe ungeheucheltſter Ernſt war, ſchlug er ihm augenblicklich ſein Nachtlager ab. Balm ſuchte vergebens zu erraten, worin er gefehlt habe. Er brauchte all ſeine Angriffswaffen, welche Menſchenkenntnis und Weltumgang ihm lieferten, um dem zähen Italiener nur die kurze Erklärung abzupreſſen, ein Nachtlager mit Licht könne er um alle Schätze der Lorettokapelle nicht hergeben.

Es koſtete unſern Landsmann nun weitere Künſte, aus der unwilligen Seele des Alten den Grund davon herauszuwinden. Dieſe Operation war außerordentlich ſchwierig. Der Italiener druckſte und würgte wie an einem Geheimniſſe und ſah dabei ganz ſo ehrlich aus, wie ein Lügner, der etwas Wahres empfindet, das er mit einer Lüge nicht augenblicklich zu decken weiß. Endlich fuhr er barſch und faſt zornig heraus: Was hilft es, wenn ich Euch geſtehe, daß ich noch einen Saal frei habe, einen Saal, welchen ich dem ganzen Kommando, das mir am Halſe liegt, hartnäckig zu verſchweigen gewagt und in welchem Pulver lagert, mehr als genug, um die halbe Lomelina in die Luft zu ſprengen? Natürlich! Wo ſollte es ſonſt liegen? Im Keller ſteht Waſſer, wie in einer Braupfanne. Ich unglücklicher Mann! mußt' ich das auch noch ausſchwatzen? Ihr werdet nun Eure goldene Priſe da verdoppeln, verdreifachen, werdet mich quälen, bedrohen und ich armer Tor werde gutmütig genug ſein, Euch nachzugeben,

um an Eurer Zigarre oder Lichtſchnuppe zu meinem Herrn und Heiland zum Himmel zu fliegen.

Balm ſenkte ſeine Frankſtücke in die Hand des Alten und ſagte ungemein ruhig: Ihr irrt Euch, Herr. Ich werde dieſe Priſe weder verdoppeln, noch verdreifachen, weil ſie beides ſchon iſt für das, was ich brauche: ein Viertel Hafer, eine Matratze zum Ausſtrecken und eine Flaſche Wein für den Durſt, da mir der Hunger die Müdigkeit vertrieben hat. Aber mit der anderen Hand gab er ſeine Zigarrentaſche und ſein Feueretui ab, worauf er unwiderſtehlich heiſchte: Und nun ſperrt mir den Pulverturm auf! Mein junges Leben iſt mir ſo lieb, als jedem Invaliden ſein altes.

Ich bereue, was ich geſagt habe! ſeufzte Cencio. Ich werde kein Auge ſchließen. Laßt Euch was ſagen, Herr; ſchlaft in meinem eigenen Zimmer. — Die Franken hatte er übrigens eingeſteckt.

Ihr hört ja, daß ich Ruhe brauche, antwortete der junge Deutſche. Wie ſollt' ich bei Euch ſchlafen, den die Soldaten beſtändig überlaufen und aufwecken können? Damit kneipte er den Alten am Arme, um führend von ihm geführt zu werden. Auch die Piſtolen werde ich Euch übergeben, ſetzte er hinzu, — ſobald wir an Ort und Stelle ſind.

Dem Kaſtellan zwickerte es nervenzuckend im Geſichte. Balm ſchleppte ihn mit, das Pferd zu verſorgen, und erſt als er es freſſen ſah, begehrte er Wein und Nachtlager für ſich.

Der Preis ſeiner Standhaftigkeit war endlich erreicht. Mit der Weinflaſche unterm Arm führte ihn der Alte vor eine Tür, die ihm ſehr abgelegen ſchien, und drehte den Schlüſſel im roſtigen Schloſſe.

Ich wäre des Todes, flüſterte er, wenn die Kerls, die mir in allen Zimmern herumſchnarchen, eine Ahnung hätten, daß ich ihnen das beſte verheimlicht und obendrein von wegen Pulvervorräten. Haltet Euch ruhig, Herr, ich beſchwöre Euch! Wir armen, unbewaffneten Leute müßten gegens Militär zuſammenhalten.

Ich werde ſchlafen wie ein Sack, lachte Balm. Aber werdet Ihr endlich fertig? Das knarrt ja wie alter, verdammter

Roſt, der ſeit Jahren ſich eingefreſſen! Wenn Ihr das Pulver, wie Ihr ſagt, weil der Keller überſchwemmt iſt, heraufgeſchafft, ſo muß das erſt kürzlich geweſen ſein, und Euer Schloß geht ſo hart, als ob es, ich weiß nicht, wie lang ſchon, kein Schlüſſel berührt hätte.

Der Alte murmelte grinſend einen Fluch zu dieſer Bemerkung und machte eine übermenſchliche Anſtrengung, wodurch das Schloß endlich aufſprang. Im gleichen Momente aber, wie er den ächzenden Torflügel öffnete, blies er das Licht der Laterne aus, indem er ausrief: Hu, welch ein Luftzug! Ein Funken, und wir fliegen mit Haut und Haar alle stelle!

Balm konnte von einem Luftzug nichts ſpüren.

Der Alte zog ſeinen Gaſt trippelnd und taſtend in einem finſtern Raum nach ſich. Ich führe Euch an eine Ottomane, flüſterte er, indem er ihm Hände und Körper richtete. Habt Ihr ſie?

Gott ſei Dank, ja! Und der junge Mann warf ſich ſofort auf den Pfühl. Nun die Weinflaſche her und — gute Nacht.

Noch eins, flüſterte Cencio. Ich hoffe, Ihr ſchlaft nicht lange. Ihr ſeid jung, vier oder fünf Stunden können Euch wieder zu Kräften bringen. Ich erwarte mit grauendem Morgen unſere Herrſchaft ſamt ſtarkem Gefolge. Dann brauchen wir ſelbſt dieſen Raum. Macht Euch gefaßt, daß ich Euch vor Tage noch wecke.

Hol' dich der Henker, hätte Balm mit Luſt geantwortet. Indes brummte er bloß: Schon gut! und hörte mit Vergnügen, wie der Alte ſich endlich entfernte und die Tür hinter ſich abſchloß.

Balm war allein.

Er überließ ſich jetzt ganz der Wolluſt der Müdigkeit. Wer ſchuldenfreier Beſitzer von jugendlichen Gliedern iſt, empfindet in der Ohnmacht ſelbſt einen Genuß; er ahnt ſchon die Kraft, die ihm zurückkehren wird als Reaktion gegen dieſe Ohnmacht, und juſt an ihr mißt er den Grad ſeiner unendlichen Geſundheit.

Eine Flaſche Wein und eine Ottomane! Was für ein Königreich hat er ſich erobert!

Er dachte zurück an ſeine Irrfahrt, an die deſperate Möglichkeit, wie er jetzt im Nebel auf einer durchnäßten Grasnarbe biwakieren könnte. Biſt du zufrieden, Agathe? lächelte er in die Seele hinein, und dehnte ſich „ekſtatiſch faul", wie Goethe ſo maleriſch ſagt. Sollſt leben, Kind! und die entkorkte Flaſche wurde in üppigen Zügen leer.

Es war ihm gar zu wohl. Faſt mit ironiſcher Luſtigkeit fing er zu prüfen an, ob ſeine im Finſtern erweiterten Pupillen die grauſigen Pulverfäſſer ſchon zu ſchauen vermöchten. Wo biſt du, mein feuriges Liebchen? Hu, mit Schwefel und Salpeter in einem Zimmer zu ſchlafen! Wer in dein Herz den Feuerbrand würfe, ſchwarze Schöne! So ſcherzte Balm, wie Kinder im Spielen einſchlafen — und die ſchlaftrunkenen Lebensgeiſter taumelten luſtig aus dem Bewußtſein hinaus.

Denn wenn er Türen auf- und zumachen, Schritte hin und wieder gehen, Soldaten ſich anrufen und ähnliche Geräuſche hörte, wovon das fremde nächtliche Haus keinen Augenblick ruhig blieb, ſo fiel das nicht mehr in ſein Bewußtſein; es lieferte höchſtens Fäden für ſeine Traumgeſpinſte. Wer könnte ſie verfolgen? Wer könnte nachzeichnen, welche Deſſins daraus gewebt wurden? Das Knarren jener Türangeln gibt vielleicht einen Rhythmus an, der zum ſchönſten Motiv einer Lieblingsmelodie wird, und der Träumende wiegt ſich in Himmelsmuſik; das Wer da? der Schildwache verwandelt ſich in die Stimme eines längſt verſtorbenen Schulmeiſters, der den kleinen Balm um ſeine Lektion ängſtigt; oder ein Soldat, der lüſtern nach einem Weinkrug ſchleicht, wird zum Bilde der zärtlichen Braut, und mit Wonneſchauern hört er das liebe, verſchämte Füßchen ſeinem Lager ſich nahen. Will's nicht kommen? Wie heiß er atmet!

Aber träumt das Auge wie das Ohr? Welches Schauſpiel geht ihm da auf? Ein Lichtſchein erhellt plötzlich den Saal. Woher das Licht? wer da? qui vive? wer bringt Flammen ans Pulver? Ha, von außen dringt's ein! Durch die

Schalter der mangelhaft ſchließenden Jalouſien brechen gedämpfte Glutſtreifen. Ein Dorf brennt, oder ein Röhricht.

Unheimlich flackern die ſpielenden Lichter im Dunkeln. Wie neugierig wäre er, einen Raum, der ihm ſo unzugänglich geweſen, nun heller zu ſehen! So nahe iſt das Licht, ſo kokett neckt es ſich mit der Finſternis, — züngelt hier, — dämmert da, — aber ein Huſch! und ſchwarzer Schatten iſt alles. Schwarze, tiefe Nacht! Nur oben, will's ihm ſcheinen, am Plafond und hoch an den Wänden fahren die Streiflichter länger und häufiger hin und her.

Und da oben fängt es zu leben an. Welch üppiges Gaukelſpiel! Schöne, weibliche Glieder blitzen in der Dämmerung auf, wie ſchwellende Früchte im dunklen Laubſchatten winken. Weiße göttliche Nacken drängen ſich vor, Brüſte wie Alabaſter-Vaſen leuchten auf und verſchwinden im Dunkeln; blendende Arme ringen im Finſtern, wie der Taucher in der Ballade mit der verſchlingenden Flut. Jetzt lächelt ein Mädchenkopf zu ihm nieder; blitzſchnell iſt er verſchwunden und vielleicht nie wieder trifft das Flackerlicht den nämlichen Punkt; aber ſiehe, gleich daneben ſchaukelt ſich ein zartes, rundliches Knie in ſeinen roſigen Grübchen. Und dort, welch dreiſter lockender Reiz! Eine ſchwungvolle Hüfte iſt's, aus der Finſternis bacchantiſch ins Licht ſpringend. Mehr und immer mehr des Schönen! Ein Schoß, dem die Hand der Mediceiſchen Venus fehlt, — Beine voll Luſt und Leben wie blühende Ranken durcheinander geſchlungen —

Unſer Schläfer ſtarrt wie bezaubert. Das zerſtückte, halbverſtandene Schauſpiel peitſcht wie mit Neſſeln ſeine Neugierde. Er ſpringt auf, um Fenſter und Jalouſien zu öffnen und mit einem vollen Lichtſtrom ſich klarzumachen, welch aphrodiaſtiſcher Wirbel um dieſe Wände kreiſt.

Die hohen Fenſter ſcheinen vernietet. Er rüttelt vergebens. Mit Pein muß er den Feuerſchein am Himmel durch die Luken der Jalouſien anſehen, mit einer Pein ohnegleichen den geheimnisvollen Spuk ſeines Zimmers. Seine Augen ſprühen von Licht, ſein Blut iſt Zunder, ſeine Seele Strahl; es iſt ihm, als dürfte er nur wollen, um zu ſehen. Aber die Fin-

ſternis bleibt unüberwindlich. Wie zum Hohn lecken die Flammenzünglein an den Wänden umher, bald ſteigt bald ſinkt die Lohe, und alles iſt nur Moment — Täuſchung — Ahnung. Endlich verliſcht der Feuerſchein gänzlich, und ſtarr und blind wie zuvor umgibt ihn die Nacht.

Er glaubt zu erſticken. Als hätten die Tropen ihre Glut und die Roſengärten von Schiras ihren Duft auf den Raum dieſes Zimmers verdichtet, ſo ſchwül und betäubend atmet er dieſe Luft. Wie im Fieber wirft er ſich auf ſein Lager zurück und denkt an die Friſt, bis ihm der Morgen Licht bringen wird, wie an ein Jahrhundert. Auf einmal fällt ihm ein, daß Cencio noch vor Morgen ihn abholen kann. Dieſe Möglichkeit hat er ſich offengehalten. Die Herrſchaft mit großem Gefolge werde erwartet. Balm ſtutzt. Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Hier iſt ein Fingerzeig zu einem Geheimnis. An dieſem Zug hat der ſchlaue Alte ſich ſelbſt verraten. Gewiß, er hat etwas zu verheimlichen, aber etwas anderes als Pulver. Und kaum hat Balm dieſen Gedanken gefaßt, ſo erkennt er ſofort den Schlüſſel der ganzen Lage in ihm. Der auffallende Widerſtand des Alten, das Unwahrſcheinliche und Widerſpruchsvolle daran, alle Einzelheiten ſeiner Unterhandlung mit ihm treten in einem neuen und richtigen Lichte vor ſeinen Geiſt. Dieſem Raum ſind Geheimniſſe anvertraut, aber andere als Kohle, Schwefel und Salpeter! Das letztere hat Cencio erſt hinzugelogen. Nur ſo erklärt ſich ſein ganzes Betragen.

Wir würden irren, wenn wir uns vorſtellten, daß dieſe Schlüſſe eine klare und geordnete Gedankenreihe waren. Der übermüdete Mann dachte ſie halb und halb träumte er ſie. Mitten im Denken fielen ihm die Augen zu, dann ſah er durch die Vergläſer des Traumes ſeine Gedanken als Zerrbilder, bis eins davon durch ſeine eigene Ungeheuerlichkeit ihn erſchreckte und aufweckte; hierauf dachte er vernunftgemäß weiter und fiel von neuem in Träume. Dieſes Spiel wiederholte ſich in unglaublich kurzen Intervallen und marterte ihn bis zur Verzweiflung. Er ließ ſeine Ankeruhr ſchlagen und erſchrak, daß ſie noch Mitternacht ſchlug. Das gab

noch lange keine Erlöſung! Seine Ottomane wurde ihm zur Folterbank. Er entſagte dem Schlaf, gab die Nacht für verloren. Es gab nur ein Heil für ihn, — L i ch t!

Er griff nach ſeinem Feuerzeug. Er iſt beſtürzt, es nirgends zu finden. Er muß es verloren haben. Indem er nachſinnt, wo? fällt ihm ein, daß er es dem Kaſtellan ausgeliefert hat. Er erſchrickt, daß er dieſen Umſtand vergeſſen konnte. Wie muß das unruhige, aufgeregte Halbträumen ſein Gehirn verwirrt haben!

Aber der Mangel macht ihn raſend. Es iſt ihm, als müßte er mit einem rieſigen Lärm das Haus aufregen, und er begreift nicht, warum er's nicht tut. Er ſinnt auf tauſend Surrogate, um Licht zu machen; er erwägt, ob man aus Kupfer, Silber, Gold, Funken ſchlagen könne, und im Beſinnen beſinnt er ſich, wie ſinnlos das alles iſt. Aber indem er um und um ſich durchſucht, ob ihm nicht Gegenſtände in die Hände fielen, die mit der Feuerungskunſt zuſammenhängen, entdeckt er in einer ſeiner Weſtentaſchen — ein Schwefelhölzchen! Ein bares, blankes Schwefelhölzchen! Er befühlt es, und ſiehe, das Phosphorköpfchen iſt noch unverletzt! Wie groß iſt ſein Glück!

Jetzt eine Kerze! Aber dieſe Sorge iſt ſchon geringer. Er hat eine Nummer der Times bei ſich und macht ſich Flambeaus daraus.

Nun das Reibhölzchen angeſtrichen! Es iſt ein großer Augenblick. Mitten in ſeiner Aufregung weiß er, daß er ſich mäßigen muß. Heftige Striche ſprengen den Phosphor ab. Lieber ein gelinder und mit Ruhe fortſchreitender Druck! Gut. Ans Werk!

Der erſte Strich verſagt. Auch der zweite und dritte tut's. Erſt der vierte fängt Feuer. Es kniſtert, es raucht. Der Funke ſprüht und — erliſcht nicht wieder. Das Hölzchen brennt. Er hat Licht. Er zündet die Papierfackel an, ſein Kerker iſt hell.

Auch nicht ein einziges Pulverkorn liegt im Saale. Aber die Wände! Und wenn er tauſend Augen hätte, er hätte nicht genug. Er leuchtet ſich an den Wänden herum, —

in welch einen Wirbel ſchaut er! Ein Schwindel erfaßt ihn. Wie Räder drehn ſich die Wände um ihn, wie Meereswellen ſchwanken ſie vor ſeinen Augen. Sein Auge taumelt, flirrt, löſt ſich auf in Schauen und Staunen. Wohl, das ſind Geheimniſſe!

Auf einmal ſtarrt er wie feſtgebannt. Er tritt näher, er leuchtet genauer, — träumt er? raſt er? Er leuchtet und ſchaut, er ſchaut, daß alle Nerven ſtieben, — heiliger Gott, keine Wahrheit iſt wahrer! Er ſchreit auf, er taumelt zurück, er ſtürzt — nicht zu Boden, ſondern in die Arme des Kaſtellans. Der umkrallt ihn wie eine Katze, ſtößt einen Dolch gegen ſein Herz und kreiſcht: Wer das geſehen, muß ſterben!

Das Notizbuch in der Bruſt fing den Stoß auf. Balm war gerettet. Jetzt packt er ſeinerſeits den Mörder, reißt ihn zu Boden, knebelt ihm Kehle und Hände zuſammen. Der Alte ſtöhnt, — das Papierlicht iſt zertreten, verloſchen.

Ihr ſeht, ich bin wehrhaft, — wenn ich mich wehren w i l l, ſagte Balm, aber ich will nicht. Wer das geſehen, muß ſterben! Stoßt zu, aber ſtoßt beſſer. — Der Lebensinſtinkt eines Angefallenen, der erſte, überraſchte Moment war vorbei, — er gab ihm den Dolch zurück.

In dieſem Augenblicke hörte man Schritte auf dem Gange. Der Alte zuckte zuſammen. Die Angſt ſtörte ſeine ganze Auffaſſung von Balms Worten, die ihm völlig verloren waren. Er vergegenwärtigte ſich nur ſeine Gefahr. Hier ein junger, ſtarker Mann, auf den ihm ein Mordanfall mißlungen, dort die Nähe von Soldaten, die nicht alle ſchliefen, die herumwandelten, die Wand an Wand gegenwärtig waren. Angſt und Feigheit hatten im Nu ſeine ganze Lage verwandelt. Balm fühlte ſich an den Knien umfaßt und ſpürte den Atem des Alten, der ihm aufgeregt zuraunte: Es war ein Scherz, Signor, nichts als ein Scherz. Verdammt will ich ſein mit all meinen Eltern und Voreltern, wenn es kein Scherz war. Ein Schreckſchuß, durchaus nur ein Schreckſchuß! Ich ſchröpfe Maroni mit dieſer

Klinge. Beim Heil meiner armen Seele, das Meſſerchen hätte Euch ſo wenig geſchadet, wie ein Bienenſtich. Gebt mir Euer Ehrenwort, von dieſen Geheimniſſen nichts zu verraten, und es iſt mir ſo lieb, als wäret Ihr tot. Ganz ſo lieb, Herr, bei meiner Seelen Seligkeit! Seht, ich bin Hüter dieſer Geheimniſſe, bin dafür angeſtellt, beeidet, bezahlt, verantwortlich und beargwohnt. Tot und kalt, rein tot wäre ich von dem Augenblicke an, wo ich einem menſchlichen Auge zeigte, was die Eurigen geſehen haben. Glaubt mir, es war ein Scherz. Ich bin immer auf der Hut, ein Spion kommt mir über den Hals, ein Emiſſär von meinem Patron, der mich auf die Probe ſtellt. Da muß ich ſo tun. Aber gebt mir Euer Ehrenwort, — o ich verfluchter welſcher Tölpel hätte ja wiſſen können, daß ein deutſches Ehrenwort beſſere Sicherheit gibt, als meine dummen albernen Dolchfaren! Verzeiht, Herr, verzeiht. Gewohnheit, — will ſagen böſes Beiſpiel, — o verfluchtes Banditenland! ich bin ein ehrlicher Mann. Dienſteifer, nichts als Dienſteifer! Aber die Sache iſt gut. Ihr ſchweigt, Ihr gebt mir Euer Ehrenwort, daß Ihr ſchweigt, und alles iſt richtig. Wir wollen einander nicht unglücklich machen.

Balms fürchterlicher Seelenzuſtand verſchlang all ſeine Sinne. Wir könnten nicht ſagen, ob nur ein Wort von dieſem Geſchwätze ſeine Lebensgeiſter berührt!

Cencio! rief eine fluchende Stimme auf dem Gange. Wo ſteckt denn der alte Mäuſerich?

Der Alte ſchrak auf. Ich muß fort. Alſo unſer Geſchäft iſt gemacht. Ihr ſchweigt, Signor?

Ich bin ein Grab, ſtöhnte Balm beſinnungslos.

So iſt's recht. Will ſagen, in gewiſſem Betrachte. Im weiteren Sinne. Ein Grab in der Blume. Im übrigen wünſch' ich Euch Leben und Geſundheit, denn aufrichtig, mein Schröpfmeſſerchen da hätt' Euch kein Haar gekrümmt. Es ſollte nur eine Verwarnung ſein, ein mnemotechniſches Hilfsmittel für die Zukunft. Nichts weiter. Es war nicht böſe gemeint.

Aber von Balm war nichts mehr zu fürchten. Er hatte

kaum Gefühl seiner Gegenwart genug, um sein Pferd zu fordern, und der Kastellan beeilte sich, es satteln zu lassen und es dem Gaste, den er so herzensfroh scheiden sah, eigenhändig und mit ausgezeichneter Artigkeit vorzuführen.

Balm bestieg es und ritt — nicht unglücklich, sondern wie die Person des Unglücks selbst, wie ein nächtlicher Thanatos in die gespenstischen Nebel hinaus. —

Zweites Kapitel

„P. T. Es ist ein Ereignis eingetreten und ich habe Ueberzeugungen gewonnen, welche es mir unmöglich machen, mich fernerhin als Agathens Bräutigam zu betrachten. Zu Ihrer eigenen Schonung verschweige ich Ihnen die näheren Angaben. Eben deshalb widerrate ich Ihnen auch, mein Eheversprechen gerichtlich geltend zu machen, weil mich das in den grausamen Zwang versetzen würde, einen Schleier zu lüften, welcher zwar keine Tugend, aber vielleicht noch immer den Schein derselben deckt und schützt. Was könnten Ihnen auch Gerichte zusprechen, was ich nicht freiwillig und reichlicher zu leisten mich bereit erklärte! Moralisches ist unwiederbringlich verloren, materielle Opfer aber bedürfen gerichtlicher Schritte nicht. Ich bringe sie in jeder Größe, welche Sie als der natürliche Vertreter Ihrer Tochter zu beanspruchen für gut finden werden. Der Vertrauensmann, dessen Adresse ich beilege, soll sich hiermit für bevollmächtigt halten, die Lösung des Eheversprechens von meiner Seite mit jeder Ersatzforderung von der Ihrigen im Wege des gütlichen Privatvergleiches ganz nach Ihren eigenen Diktaten zu ordnen.

Nachschrift. — Agathens Briefe samt Bildnis sende ich beiliegend zurück. Meinerseits verlange ich nichts zurück und erkläre die verabredete Mailänder poste-restante-Adresse hiermit für erloschen. — Justus Balm."

Diese Zeilen waren die letzten, welche Balm noch mit

Bewußtsein schrieb. Sein Abkommen mit der Redaktion, deren Berichterstatter er war, diktierte er schon auf seinem Krankenlager zu Mailand und rasch umnachteten ihn die Delirien eines heftigen Nervenfiebers.

Der Arzt verwunderte sich, daß das Sumpffieber, worauf er ihn behandelte, und das ihm durchaus die nasse Lomelina, wie er meinte, zugezogen habe, all seinen erprobten Verordnungen sich hartnäckig widersetzte. Erst als ein deutscher Journalist, welcher den kranken Landsmann besuchte, dem Italiener die Worte übersetzte, welche Balm in seinen Fieberphantasien stammelte, ließ sich der Doktor herbei, den Grund der Krankheit woanders zu suchen, als in den Lomelina-Sümpfen, und indem er seine Behandlung änderte, bekam die Natur, der er nicht mehr widerstrebte, endlich freie Hand, den jungen, lebensfähigen Mann aus eigenen Mitteln zu retten. Balm genas und Doktor Bacchiaccia — hatte eine glänzende Kur gemacht!

Er empfahl dem Rekonvaleszenten statt der Mailänder eine reinere Luft, z. B. am Comosee. Der Rat war gut, aber Balm befolgte ihn nicht. Er war an einem Punkte getroffen, wo die Einsamkeit rasend macht, wo die Selbsteinkehr Gift wird, wo die Natur zerstört und aufreibt, was nicht so kalt und gelassen ist, wie sie selbst; wo nur eins die Lebenslust reizt — Zerstreuung.

Er sehnte sich nach Italien. Oberitalien war es ihm noch nicht. Er gab der alten Geographie recht, welche Italien am Rubikon enden ließ und drüber hinaus nur Gallien sah, wenngleich ein zisalpinisches Gallien. Am Schauplatze des Kriegs war ihm der Krieg fast unverständlich geworden. Wozu brauchen die Italiener Gallia cisalpina zu einem italienischen Vaterlande? Seltsam! fast alle patriotischen Bewegungen Italiens gehen von dem altrömischen Ideale der Republik aus, aber die römische Republik kannte kein Italien jenseits des Apennins. Als er diese Meinungen niederschrieb, nannten ihn die Italiener — schwarz-gelb. Er blieb bei seiner Ansicht. Mußten nicht auch Kongreß-Polen und Kongreß-Griechenland Anteile

entbehren, welche viel echter und hiſtoriſcher polniſch und griechiſch ſind, als Ligurer und Veneter ſich einbilden dürfen, Italiener zu ſein? Warum verwarf Oeſterreich die Idee eines Kongreſſes? Hätte ihm der Kongreß ſeine oberitalieniſchen Provinzen abgeſprochen, um ſie dem alt-italiſchen Apennin-Italien zuzuſprechen? Hat denn die Diplomatie dem Kongreß-Polen Teile zugeſprochen wie Podolien, Volhinien, die Ukraine, Galizien, Poſen, Oſt- und Weſtpreußen mit Danzig und Königsberg? Oder hat die Diplomatie dem Kongreß-Griechenland Teile zugeſprochen wie Candia, Cypern, die joniſchen Inſeln oder wohl Byzanz? Was hätte Oeſterreich von einem Kongreſſe zu fürchten gehabt? Warum ſetzte es in blinder Tollheit ſeinen italieniſchen Beſitz aufs Schwert, anſtatt daß der Kongreß im ſchlimmſten Falle dieſen Beſitz nur in ein ſtaatsrechtliches Verhältnis zu einem italieniſchen Bundesſtaate gebracht, dafür aber neu ſanktioniert und unter die Garantie aller Kongreßmächte geſtellt hätte? Als er ſo ſchrieb, nannten ihn die Oeſterreicher — einen Emiſſär Palmerſtons.

So war daher ſeine Politik ſchon früher iſoliert und weder mit Feind noch Freund in Akkord; in Como aber, mitten auf dem Kriegsſchauplatz, hätte er ſie unter fortwährenden Reibungen zu vertreten gehabt, und wie abgeſtorben war er ihr jetzt, wie fürchterlich gleichgültig gähnte ſie ihn an! Noch einmal ein Grund, das oberitalieniſche Como, das auf der Heerſtraße der Debatten lag, zu meiden und ſich in das Innere Italiens, in die großen Umgebungen und neutralen Verhältniſſe der päpſtlichen Ruinenſtadt Rom zu ſehnen.

Balm ging nach Rom.

Er war fremd in der ewigen Stadt. Er wußte ſich keine Freunde dort, er brachte keine Empfehlungen mit. Es kümmerte ihn nicht. In ſeiner Stimmung ſucht man zwar Menſchen, aber nur als Haufen; man will allein ſein, aber im Gewühl.

Dieſer Zweck war vollſtändig zu erreichen auf dem römiſchen Korſo, oder in den Künſtlerkneipen am Monte Pincio, oder im Trastevere unter dem zerlumpten Geſindel vom ech-

testen Blut der altrömischen Götterschönheit. Wir würden schwer irren, dächten wir, Balm verschloß seine Augen vor diesen Schönheiten. Ach, das ist ja das Unglück eines verlorenen Ideals: das Niveau, auf das es herabgefallen, wird das unsrer eigenen Denkungsart; wir fallen mit. Glücklich, solange das Unglück noch schmerzt! schlimmer, wenn seine Wunde heilt: im Laufe dieser Heilarbeit haben wir uns nach und nach — zu ihm erniedrigt! Einheit ist so sehr das Gesetz der Natur, daß die geistige so wenig wie die leibliche einen Pfahl im Fleische ertragen kann. B l e i b t der Pfahl und ist er nicht auszustoßen, so wird er eingesaugt; das Fleisch ändert sich nach ihm. Nicht dort geschah Unrecht, sagt jetzt die Denkungsart, sondern bei dir, d a ß du so dachtest! Verbessere dich! Götter möchten weinen über dieses „verbessere dich", das sich verschlechtert! Aber der Mensch, kunstvoller als die Götter selbst zu allen Schöpfungen des Widerspruchs, der Mensch — bessert sich wirklich. Liebe! das war das Unrecht, sagt die verlorene Liebe. Das Weib ist nicht ein Ideenwesen und ein idealisches Individuum; es ist ein Naturelement, und Schuld und Unschuld sind das Unrecht d e i n e r Begriffe. Wie auf die Meeresfläche der Regen herabfällt, — nicht jener Regentropfen ist für diesen Meerestropfen, sondern jeder für jeden, so ist der Mann für das Weib: nicht Herz für Herz, sondern Element für Element. Gattung, G a t t u n g sind wir, das merke dir endlich, grausam bestrafter Individualitäts-Hochmut!

Das ist die philosophische Rouérie, in der der unglücklich Liebende mit seinem Unglück „sich aussöhnt", das heißt, mit dem Gemeinen sich aussöhnt. Und wie — flüstert es aus den wärmeren und weicheren Regionen in diese eisige Kopfarbeit hinein — und wie, wenn dir in dem elementaren weiblichen Haufen doch noch . . . ein Herz begegnete, denn möglich ist es ja, wenngleich nicht wahrscheinlich. Möglich ist es ja, wenngleich dein tapferer stählerner Kopf nicht darauf rechnet, sich schämen würde, darauf zu rechnen; aber — möglich ist es immerhin! Und diese sentimentale Rouérie wird dann erst der gefährlichste Don Juan! Den ersteren könnte doch von

Zeit zu Zeit die Scham überkommen, daß er fortfährt zu wünschen, wo er aufgehört hat zu achten, daß er aus dem Staube aufhebt, was vom Himmel in den Staub gestürzt; der zweite spiegelt sich vor, daß er immer noch Wege wandelt, die aus dem Staube zurückführen können; er vergoldet sich seine Wege, er adelt sich seine Denkungsart. Kein Scheidekünstler kann scheiden, was Wahres und Falsches in dieser Mischung, moralische Koketterie oder innerer Zusammenhang und wirkliche Gegenseitigkeit.

Kurz, Balm fing „zu leben" an. Er mußte sich „beschäftigen". Nennt es Herz — nennt es Sinne — fort mit den Namen, — die Sache her!

Solange er Rekonvaleszent war, hielt ihn nur eins zurück, die Eitelkeit. Er sah blaß und leidend, auch wollte er den Nachwuchs seiner Haare abwarten, denn das Todesfieber hatte ihn buchstäblich beim Schopfe gepackt.

Aber düftelnde deutsche Umständlichkeit gedeiht nicht auf römischem Boden. Dieser Boden will alles Leben lebendig, das kranke wie das gesunde, das schüchterne wie das dreiste.

Jedermann weiß, man braucht in Italien nicht zu suchen, um zu finden. Auf Straßen und Wegen, in Kneipen und Kirchen ist der Vermittler der weltlichen Freuden zur Hand, — der nicht einmal immer ein weltliches Kleid zu tragen braucht. Balm sah sich bald von seinem „mezzano" — Kuppler, sagt der grobe Deutsche — wie von seinem Schatten begleitet.

Der Mann hatte ein dorniges Amt. Balm wollte deutsch lieben. Noch war er unverdorben genug, um die Ehe zu schonen und vermählte Frauen zu achten. Das band dem „Freunde" gewaltig die Hände, denn just die Vermählte war nach seiner Landessitte die Befreite und Freigewordene, welche in der Ehe nicht eine Pflicht, sondern ein Recht sah, das Recht, sich und andern zu erlauben, was verboten gewesen. Als aber Balm auch von dem Mädchenrevier das ganze ungeheure Gebiet ausschloß, in welchem das schöne Wild selbst als Jäger auftritt, da wäre dem Welschen schier der Verstand stille gestanden, wenn dieses Phänomen in

Welschland so leicht wie in Deutschland vor sich ginge. Die Folge war indes bloß, daß unser Landsmann in der niedlich rupfenden Kralle des Römers von seinen Goldfederchen nur um einige mehr zurückzulassen brauchte; im übrigen ließ die Stadt, die schon Jugurtha käuflich gefunden, ihrer zweitausendjährigen Praxis nicht nachsagen, daß ihr irgendein bezahlter Auftrag nicht ausführbar gewesen.

Balm hatte sein Liebchen.

Es war ein drolliges Geschöpf. Als er sie zum ersten Male besuchte, ging sie um ihn im Kreise herum, als ob sie ihn kaufen wollte wie ein Roßkamm, und sagte unbefangen: Gott sei Dank, man kann Euch lieben! Sie hieß Domenica und war eine wilde, üppige Distel, feurig, trotzig und gutherzig. Ihr angenehmer Wuchs, ihr bräunliches Gesicht mit heißen, aber launenhaften Augen, ihr schwarzes Haar, das eine heitere Stirn und einen vollen Nacken umwogte, ihre ebenmäßigen Glieder voll derber runder Gesundheit, bei raschen und fast sprunghaften Bewegungen, das alles gab ihrer Person etwas Auffallendes und Einladendes. Ihren Geliebten hatte kürzlich ein unglücklicher Messerstich auf die Galeere gebracht, ein Unfall, den sie in einer Osterie unter Freundinnen erzählte und mit dem Schwure verband, künftig nur Fremde zu lieben. Einer von dem Chore der — Dienstfertigen hatte das aufgeschnappt und sich sofort in ihre Verhältnisse eingedrängt. Ihr Vater war ein Herrendiener gewesen, ein Bruder war Soldat, eine Schwester verheiratet und Domenica allein bei der Mutter. Diese, eine Freundin von Kirchen und Priestern, schien bei ihrem langweiligen und, wie auf der Hand lag, erfolglosen Ehrenhüteramte nach und nach mürbe geworden, und Domenica, leichtsinnig und launenhaft, dabei voll Lebenslust und Freiheitstrieb, ganz dazu geschaffen, statt zu den Madonnen, wohin ihre Mutter lief, zu den Magdalenen sich zu gesellen.

Das war das Spielzeug, womit sich Balm die Martergedanken an sein angebetetes deutsches Mädchen vertreiben wollte, das noch vor kurzem sein ganzes Herz ausgefüllt.

Die Stunden, die er diesem Spielzeuge nicht widmete,

ſchwärmte er durch die Straßen und Gärten. Vor Galerien, Muſeen und ihren Kunſtwerken, deren Gegenſtand ſo häufig das Nacktſchöne iſt, bezeugte er einen Widerwillen, der an einem gebildeten Deutſchen vielleicht zum erſten Male da war. Um ſich nicht ewig darüber verantworten zu müſſen, vermied er überhaupt die Geſellſchaft der Gebildeten und zechte lieber mit Bauern, Soldaten und luſtigen Mönchen in den verſchiedenen ſchöngelegenen Oſterien. Kam der deutſche Hang des Alleinſeins über ihn, ſo fand er Lieblingsplätze genug, wohin er ihm nachgehen konnte.

Das Koloſſeum war ihm ein ſolcher Lieblingsplatz. Als er es zum erſten Male ſah, legten ſich ihm dieſe Mauern wie Bande um ſeinen Geiſt. Er ſtand unter der Bogenhalle des Eingangs und zauderte abſichtlich, weiterzugehen. Die koloſſale Steinmaſſe lag da, im klarſten, flüſſigſten Himmelsblau. Zu allen Toren, Oeffnungen, Mauerſpalten und Bogenwölbungen perlte das ſchöne Licht herein und umſchnitt jeden Umriß mit Kraft und Genauigkeit. Das heiße Sonnenlicht, auf den uralten Quadern ſpielend, ließ ihre Naturfarben grünlich, bläulich, violett, in allerlei zarten Tönen ſchillern, was hie und da ein Anflug von Schimmel oder eine ſickernde Feuchtigkeit noch verſchönernder markierte. Er nahm bald dieſe, bald jene Wendung und ſah ſich das ſteingraue Altertum an, wie einen ſchönen greiſigen Bart, der ſich ſcheinbar in einer grauen Einfärbigkeit darſtellt, aber gegen die Sonne in jedem Haare und Härchen das Farbenſpiel einer kontraſtierenden Mannigfaltigkeit zeigt. Ein ſtarker Schlagſchatten durchſchnitt das großartige Rund in zwei Teile: in der Blendung der Sonne ſchien der beſchattete Teil tief und ſchwarz wie ein Krater; aber ließ das Auge den feurigen, allſeits ſpiegelnden Reflexlichtern nur eine Minute Zeit zu ihrer Wirkung, ſo zerfloß er in ein mildes duftiges Braun und vom Schatten blieb faſt nichts mehr übrig, als der Hauch einer Kühle, welchen die glühende Stirn, oder die Phantaſie in ihr, zu empfinden glaubte. In Licht und Schatten aber herrſchte ein Schweigen, welches die Seele angenehm ſchaudern machte, indem ſie ſich vorſtellte, daß es eine Stille — im größten

Theater der Welt war. Um so lieber lauschte das nordische Ohr den Stimmen der Singvögel, diesen seltenen Gästen Italiens, welche hier in allen Ritzen und Spalten des alten Gemäuers zu Hunderten brüteten. In jedem andern Hofe hätten diese vielen singenden Zungen fast einen Lärm erzeugt; hier aber schien es, als sollten sie nur die Größe des Raums bewundern lassen, worin sie sich wie ein Windharfengesäusel, wie ein schwankender Traum verloren. Noch bescheidener waren die Bienen zu hören, welche ihr Element, Blumen und Honig, auch im Kolosseum zu finden wußten und das grüne, hie und da sprossende Mauergebüsch in wühlenden Kreisen umschwärmten, ihren emsigen Sammelfleiß mit einem Summen begleitend, wie mit dem stillen Beifallsgemurmel eines guten Gewissens.

Wie seine Heimat fand Balm die süße nordische Melancholie in dieser Ruine und viele Stunden verträumte er hier. In den ersten Tagen wäre er am liebsten der Einsiedler gewesen, der in einem der vielen Bogengewölbe mit seiner Zelle sich angebaut hatte.

Bald aber erweiterte er die Grenzen seiner phantastischen Streifereien.

Eines Tages schlenderte er die Tiber entlang an Ausprüngen von Felsen und alten Mauern vorbei, indem er den angenehmen Weg verfolgte, der nach dem Monte Testaccio führte. Als er das Tor von St. Paul erreicht hatte, erblickte er in der Nähe desselben eine kleine Pyramide, deren Backsteingemäuer mit weißen Platten von Marmor belegt war, welche bloß durch einen dunkleren silbergrauen Ton ein Alter verrieten, das sie im Norden längst durch Schutt und Verwitterung erzählt hätten. Eine Zypresse stand an ihrer rechten Seite und warf ihre schwarzgrünen Schatten auf das alte Denkmal. Balm erkannte die Pyramide des Cestius. Er wußte, daß er hier nun auch den protestantischen Friedhof zu suchen habe, oder vielmehr d i e, denn schon sind deren zwei. Kaum hätte er gewagt, was er fand für einen Ort der Verwesung zu halten. Er fand Gärten, angepflanzt mit Zypressen und Lorbeeren, Myrten- und Rosenhecken, kurz

Baum- und Blumengärten, in deren Grünen und Blühen kein Mensch an abgelaufene Lebensuhren dachte. Gut stimmte zu dieser schönen Stille des Orts die nahe Aussicht auf Rom, auf die Peterskirche und auf den Janiculus, der eine sanft geschwungene Linie gehügelter Vordergründe mit einem schroffen Absturz zur Tiber, wie eine fließende Melodie mit einem pikanten Kadenzensprung, abschloß. Balm nahm sich vor, seine Spaziergänge recht oft nach diesen Friedhöfen zu lenken.

Die Villa Borgheſe, dieser große Gemeinplatz aller Gaffer und Begafften, dieses Stelldichein von ganz Rom und in Rom von halb Europa, diese klassische Lästerschule aller Zungen der Welt, diese Berühmtheit ersten Ranges, besuchte er fast zuletzt mit Selbstüberwindung, denn das allgemeine Pfauenradschlagen, der gehenden, reitenden und kutschierenden Fashion, dessen Brennpunkt dieser größte und schönste der römischen Parks ist, sagte ihm höchstens in Stimmungen zu, wo er sich zu satirischen und diabolischen Selbstunterhaltungen aufgelegt fühlte. In anderen Momenten suchte er von der ganzen Villa Borgheſe nichts als jene einsame Seite, welche am Hügelrand eines Wiesentales den nördlichen Spaziergängen auf dem Monte Pincio gegenüberliegt und wo noch vor kurzem ein kleines unsterbliches Häuschen gestanden — Raffaels Landhaus.

An diesem Orte war es, wo Balm eine interessante Bekanntschaft machte.

Als er zum ersten Male in diesem Himmelchen ausruhte, — nicht lange nach seiner Ankunft in Rom, — gingen zwei Spaziergänger an ihm vorüber, welche er nicht beachtet hätte, wäre nicht das Gegenteil von ihrer Seite der Fall gewesen. Einer von ihnen, ein ältlicher Herr mit gebleichtem Haare und zartem, schneeweißem Teint, ließ nämlich im Vorübergehen seinen Blick auf ihn gleiten. Sogleich sonderte er sich von seinem Begleiter ab und trat an Balm heran. Er sagte:

Sie sehen leidend, mein Herr; fehlt Ihnen etwas?

Balm hatte vertieft dageſessen und war einer Anrede nicht

gewärtig. Er hob sein Auge auf, maß den Mann und antwortete: Ich danke Ihnen, mein Herr, aber wenn ich litte, so würde ich mich schwerlich entschließen, im Publikum davon zu sprechen.

Also leiden Sie doch, scheint's.

Was könnte Sie veranlassen, Interesse daran zu nehmen?

Das fragen Sie am Sitze des Christentums?

Balms Züge verdunkelten sich. Warum nennen Sie die Menschlichkeit Christentum? Spräche der Ausdruck des Leidens nicht auch zum Herzen eines Hindu oder Mauren?

Gewiß, auch Heiden haben Menschlichkeit. Aber *pflichtmäßige* Menschlichkeit hat das Christentum allein.

Das ist ein Prädikat, das an der Hauptsache wohl nicht viel ändert.

Ich bitte um Verzeihung. Sie sind vielleicht Künstler, wenn ich vermuten darf. Aber würden Sie sagen, es ändert nichts an der Kunst, ob man sie ausübt mit dem Prädikate eines Naturalisten oder Stilisten? Der Heide ist gleichsam Naturalist in der Menschlichkeit. Vielleicht ein liebenswürdiger, ein geistreicher Naturalist. Aber im Christentum ist die Menschlichkeit *Stil*.

Das läßt sich hören! murmelte Balm unwillkürlich.

Der alte Herr sah ihn freundlich an. Mit einer Art, die nicht mehr väterlicher sein konnte, sagte er: Besuchen Sie mich, wenn Sie Zeit und Lust dazu haben. — Er gab ihm seine Karte, grüßte, und setzte seinen Weg mit seinem Gefährten fort.

Balm sah ihm lange nach.

Tags zuvor hatte er sich bei Domenica eingeführt!

Unser Held war rascher Eindrücke fähig. Er dachte, ob er es auch heute noch täte? Er mußte unwillkürlich vergleichen zwischen den Wegen, welche ein trostbedürftiges Herz einschlagen kann, und war beschämt über den seinigen. Ob dieser Mann ihm nicht mehr bieten könnte, als den negativen Zeitvertreib: vergessen, zerstreuen? Ist Philosophie, Kunst, Religion, ist eine Welt voll Geist und Gedanken, die dem Gebildeten offen steht, ist der Umgang mit Männern, welche den

Idealen von Jahrtausenden nachstudiert, welche durch Schule, Alter und Schicksal selbst wieder den Rang eines bildenden Ideals erreicht haben . . .

Hier unterbrach sich Balm. Er schlug sich hohnlachend vor die Stirn. Ins Narrenhaus, die Ideale! Es gibt keine, ich hab' es geschworen! Wenn es nicht einmal möglich ist, das passive Ideal einer Mädchenunschuld zu erleben . . . Nein, nein! Was ist der Mensch? ein Schuft. Recht hat Platen!

Und er ging hin zu einem Souper mit Domenica.

Desungeachtet brach er am folgenden Morgen eine Lanze für den alten Herrn.

Ein junger Engländer, sein Tischnachbar, warnte ihn nämlich, er möge sich vor Proselytenmachern in acht nehmen. Er sei noch nicht lange in Rom und schon hätten sich Pfaffen an ihn gedrängt, wie man gestern in der Villa Borghese bemerkt haben wollte.

Da antwortete Balm, empfindlich über Bevormundung und Spionierei, trotzig und kalt: Ich danke Ihnen, mein Herr. Auch ich will bemerkt haben und zwar mit Verdruß, daß aus dem Hafen von London Jahr für Jahr ganze Schiffsladungen von Missionären und Bibeln abgehen, um die nackten unschuldigen Völker eines schöneren Himmels zu der kältesten und herzlosesten Sorte von Christentum zu bekehren, zu einem Christentum für geldstolze, Sovereign-zahlende, Kirchenstuhlabonnierende Gentlemen, zu einem Christentum der Pharisäer, der Reichen und Prasser, der Käufer und Verkäufer im Tempel. Wie eine Nation, welche die Bekehrung im kolossalsten Fabrikstil betreibe, die teilnehmende Ansprache eines einzelnen Katholiken als Bekehrungssucht denunzieren könne, hätte jener Christus, nach welchem sie sich beide Christen nennten, wahrscheinlich Mücken seihen und Elefanten verschlucken genannt.

Auf diese Antwort antwortete der Engländer wieder und der Streit der jungen Männer erhitzte sich.

Noch warm von dieser Unterhaltung ging Balm sogleich hin, seinen barmherzigen Samariter aufzusuchen, was er sonst später, vielleicht gar nicht getan hätte.

Marcheſe Santafiore nannte ſich der alte Herr. Er wohnte hinter dem Hofe des Bramante im Vatikan. Als Balm ſich melden ließ, empfing ihn ein Diener in Schwarz, welcher ihn zu warten bat, bis der Herr Marcheſe von ſeiner Hausandacht, die bald zu Ende ſei, aus der Kapelle zurückkomme.

Balm blieb. Er ſah ſich im Warten das Empfangzimmer an.

Es war mit Statuetten, Büſten, Gemälden ehrwürdigreizend ausgeſchmückt. Auf den erſten Blick glaubte er Antiken zu ſehen und war überraſcht, wenn hier eine Zeusbüſte Salvator Mundi, dort ein Venuskopf Beata Maria Virgo hieß. Dem deutſchen Proteſtanten war es neu, das heidniſche Schönheitsideal im Bilderdienſt der katholiſchen Frömmigkeit zu ſehen. Jenſeits der Alpen meint die gangbare Bildung mit dem Namen „Raffael" alles geſagt zu haben, was ſie von der Verſchmelzung der Antike mit dem Chriſtentume weiß; hier ahnte Balm, daß die Wurzeln davon tiefer reichten und daß er eine Erſcheinung ſehe, über welche er noch nicht nachgedacht. In dieſem einfachen Kabinette ging ihm Rom zum erſtenmal ins Gewiſſen und er fing dunkel zu erraten an, daß er ſich in eine Welt begeben, in welcher man nicht trotzen und ſchmollen, genießen und ablehnen könne nach grillenhaftem Belieben, ſondern wo ein denkender Menſch, welcher dieſen Anſpruch behaupten will, ſich noch mehr ſchuldig ſei, als ſich zu „zerſtreuen".

In dieſer Stimmung traf ihn der Marcheſe. Er hätte ihn kaum in einer beſſeren treffen können.

Soeben kam der alte Herr vom Gebete heraus. Sein „sia benvenuto" klang ſo melodiſch, ſein weiches Auge grüßte ſo ſchön, ſein bleiches Geſicht lag in ſo edlen freundlichen Falten, — Balm betrachtete ſich jetzt erſt mit Muße die Erſcheinung dieſes Mannes, die ihn geſtern überraſcht und nur flüchtig geſtreift hatte. Der Totaleindruck — es iſt wahr — wäre für jeden andern Mann ein wenig zu weiblich geweſen; aber Balm ſagte ſich längſt, daß er am Marcheſe Santafiore einen Geiſtlichen oder wenigſtens einen Affiliierten vor ſich

habe und als priesterliches Charakterbild war der alte Herr fast ein Ideal!

Balm, welcher in der Debatte mit dem Engländer einen jener Fälle erlebt hatte, daß einander sich Widersprechende im stillen voneinander annehmen, beschloß, den gordischen Knoten, den ihm der Engländer geknüpft hatte, sogleich zu durchhauen. Mit der Verstellung des Humors, in welchem sich seine aushorchende Absicht verbarg, fing er die Unterhaltung an.

Sie sehen, Herr Marchese, sagte er, Ihre gestrige Freundlichkeit ist auf einen guten Boden gefallen. Sie hätten einen glücklichen Anfang gemacht, wenn Sie Ihren Vorteil etwa verfolgen und einen Ketzer bekehren wollten.

Aber der Marchese sagte mit einem naiven Erstaunen: Bekehren? Von Ihrem evangelischen Glaubensbekenntnis? Das Evangelium glaube ich auch. Nein, mein Freund, man soll einen Menschen nur von seinen Sünden bekehren, nicht von seinem Glauben.

Balm war frappiert. Aber er faßte sich und besann sich weltklug auf das „fistula dulce canit". Keck führte er seine Sonde noch tiefer, indem er antwortete: Einen Menschen von seinen Sünden bekehren, nicht von seinem Glauben. Ein schönes Wort, Herr Marchese, vielleicht zu schön! Wie also? Scheint es doch, Sie würden mich fast tadeln, wenn ich selbst etwa Lust bekäme, in Rom katholisch zu werden?

Das ist ein anderer Fall, antwortete der Marchese. Und dann — ich weiß nicht! Vielleicht würde ich sagen, lassen Sie Ihre Kinder katholisch werden, aber beten Sie selbst, wie Ihre Mutter gebetet hat.

Jetzt erstaunte Balm nachhaltiger. Entweder er fand an diesem Römer seinen Meister in der Verstellungskunst, oder er hatte wirklich einen Mann vor sich, der sich von dem gemeinen Haufen der Klerikalen aufs vornehmste unterschied.

Jedenfalls gab er es für heute auf, das Gespräch als ein Versteckensspiel zu führen. Es interessierte ihn an und für sich. Er wiederholte: Beten Sie, wie Ihre Mutter gebetet hat. Dieses Wort ist so schön wie das vorige, aber mir fällt doch

ein Widerspruch dazu ein. Der Fortschritt liegt bei den Männern, nicht bei den Frauen. Wo wären wir, wenn wir, statt vorwärtszuschreiten, in die Fußtapfen unserer Mütter zurückschritten? Ja, das Christentum selbst wäre nicht da, dieser Fortschritt gegen das Heidentum, wenn die ersten Christen gebetet hätten, wie ihre heidnischen Mütter.

Darum ist es ja meine Meinung, — soll und muß ein Glauben sich ändern, — für die eigene Person beim alten zu bleiben, aber im neuen die Kinder zu erziehen. Beten Sie, wie Ihre Mutter gebetet hat; aber von Ihrer Mutter zu Ihrem Kinde, also von der Großmutter zum Enkel, dieser moderierte und langsame Uebergang ist schon naturgemäßer.

Ich denke mir das beinahe unmöglich. Wenn ich einen Irrtum ablegen, wenn ich einer besseren Wahrheit Zeugnis geben will, warum soll ich beides erst in meinem Kinde? Müßte der Eifer . . .

Erlauben Sie, daß ich Sie unterbreche. Sie sprechen von Irrtum und Wahrheit. Das sind Worte, die ich in der Religion nicht kenne.

Balm sah den Marchese groß an.

Ich merke wohl, sagte dieser, welche Unterscheidung zwischen uns liegt. Sie denken sich die Religion als Ueberzeugung; ich aber glaube, die Religion ist Sitte.

Balm übersann diesen Ausspruch. Ist sie nicht beides?

Sehr wahr. Sie ist beides: Ueberzeugung und Sitte. Nun ruht die Ueberzeugung im Verstande, die Sitte im Herzen. Da denke ich nun, in einem Streitfalle beider sollte der Verstand die zweite, das Herz die erste Stimme haben. Ein Mensch sollte so zu sich sprechen: Liebe Mutter, ich bin zwar klüger als du, aber ich bin nicht so klug — um dir wehe zu tun. Ich will meine Klugheit auf meine Kinder vererben; dir selbst aber will ich ein gutes Kind bleiben und wandeln in deiner Lehre und in deinem Beispiele. Ich will beten, wie deine Einfalt mich unterwiesen hat.

Balm, welcher wohl wußte, was die modernsten Heißsporne darauf antworten würden, war begierig, an diesem Scheidewege sich's entscheiden zu sehen, ob er einen Katho-

liken der alten oder der neuen Schule vor sich habe. Er antwortete im Sinne der Neufanatiker: Hier auf Erden ist Liebe, selbst Mutter- und Kindesliebe ein schöner menschlicher Wahn. Wie aber, wenn Gott es anders betrachtete? Wenn er unter den Posaunen des Jüngsten Gerichts mir zudonnerte: Hebe dich hinweg, fauler Knecht! Du hast meine Wahrheit erkannt und hast die erkannte Wahrheit aus Schwäche zum sterblichen Weibe wissentlich an dir vorübergehen lassen! Wie dann?

Mit einem sokratischen Lächeln, das nicht mehr anmutiger sein konnte, antwortete der alte Herr: In diesem Falle würde ich zunächst Silbenstecher werden. Ich würde dem lieben Gott antworten: du sprichst: m e i n e erkannte Wahrheit! Wieso, d e i n e Wahrheit? So gut wird's einem auf Erden nicht, daß man d e i n e Wahrheit zu hören bekäme. Man hört nur die Wahrheit deiner Gottesgelehrten, aber die ist vom Apostel Paulus bis zum Professor Paulus in Heidelberg vielhundertmal eine andere gewesen. Was Wunder, daß ich deine Wahrheit deinen Gottesgelehrten überlasse und schlecht und recht zu dir bete, wie meine Mutter gebetet hat! Schwäche zum sterblichen Weibe nennst du das? Geh doch, das kann dein Ernst nicht sein! Hast du doch selbst ein sterbliches Weib deiner göttlichen Empfängnis gewürdigt, ich meine die Jungfrau Maria, verwitwete Zimmermannsfrau und gegenwärtige Himmelskönigin, — was auch eine deiner erkannten Wahrheiten ist! Und was die Schwäche betrifft, — lieber Gott, du könntest Gott danken, wenn uns die Religion nur allen zur Schwäche würde! Es wäre ihre größte Stärke. Das was für weltliche Dinge eine Schwäche oder ein Faible heißt, das heißt für geistliche und göttliche Gegenstände P i e t ä t, und nun wüßte ich nicht, was die Religion Besseres sein könnte, als Pietät. Etwa „dogmatische Ueberzeugung", alias Rechthaberei, Eigensinn, Gelehrtendünkel und Schulwitz? Leider Gottes, daß die Kirchen diesen Gang genommen haben und nehmen! Jede Kirche befände sich besser, wenn ihre Angehörigen, anstatt die Streitlust des Witzes, die Schwäche des

Herzens für sie hätten — die Pietät. Aber siehe da, das Wort „Pietät" bedeutet ursprünglich Eltern- und Kindesliebe. Da wären wir also, wovon wir ausgegangen. Bete, wie deine Mutter gebetet hat! Der erste Katholik, der sich die Messe abgewöhnen konnte und Psalmen sang, ist nicht mein Mann; aber der erste Hugenott, der sich das fromme Choralsingen seiner Mutter abgewöhnen konnte und in die Messe ging, ist wieder nicht mein Mann. Glaubensänderungen soll man sich *zweimal* beschlafen. *Eine* Generation reicht nicht aus dafür. Von der Großmutter zum Enkel, das geht eher. Ich mag keine Konvertiten.

Balm bedauerte, daß an diesem Punkte des Gespräches ein Besuch gemeldet wurde, so daß er seinen eigenen abzukürzen für anständig halten mußte. Der Marchese verabschiedete ihn ohne einen Zug von fataler pfäffischer Süßlichkeit, aber nur um so echter und inniger in dem schlichten Ausdruck von Wohlwollen und Menschenliebe. Als er um Balms Adreßkarte bat, hätte es dieser wie eine Ziererei empfunden, ihm „die Bemühung" eines Gegenbesuches zu ersparen und diese „Ehre" abzulehnen. Das waren Töne, die nicht hierher paßten.

Balm ging. Er ging auf einem einsamen Spaziergang und unterhielt sich noch lange damit, die Eindrücke dieses Besuches zu überdenken und nachzugenießen.

Heute fehlte ihm die Stimmung, mit seinem römischen Liebchen zu soupieren.

Drittes Kapitel

Kommt der Berg nicht zu Mohammed, so kommt Mohammed zum Berge. Eine junge Römerin ist nicht gesonnen, zu sitzen und zu warten, bis der Zeus der Liebe als Wolke oder als Sonnenschein zu ihr sich herabläßt. Sie macht sich selbst ihr Wetter.

Am folgenden Morgen hatte Balm die Ueberraſchung, Domenica bei ſich eintreten zu ſehen.

Er hatte ſie nicht berufen, ſie kam ungeladen, und wie ſie ein ſo vertrauliches Gleichheitsrecht ſich herausnahm, ſo frappierte ihn dieſe naive Dreiſtigkeit. Uebelnehmen konnte er ſie aber doch nicht. Das Mädchen war reizend. Er ſah ſie zum erſten Male außer dem Hauſe und im Viſitenanzug, und ſie hatte ſich allerliebſt zu kleiden gewußt. Ohne die Pariſer Moden der höheren Stände zu affektieren, hatte ſie ſchlaue Koketterie genug, ein römiſches Volksmädchen zu bleiben, und befand ſich vortrefflich in der Tracht der Campagna, deren Motive ſie in zarten Nuancen wie eine Künſtlerin idealiſierte. Welcher Mann von Sinn und Auge gewinnt nicht Hochachtung vor einer weiblichen Perſon, die mit Geſchmack ſich anzuziehen weiß? Sie trägt ihren Verſtand gleichſam am Leibe! Dazu trat ſie mit einer gewiſſen Schüchternheit ein, als wäre ſie ſich ihrer gewagten Erdreiſtung bewußt, was der ungezogenen Wildheit ihres Weſens eigentümlich vornehm und faſt rührend zu Geſichte ſtand. Kurz, der geſtrenge Germane vergaß ſchleunigſt ſein angetaſtetes Hausrecht und die Ungleichheit der Partie; im Gegenteile, er wuchs beinahe in ſeiner Selbſtachtung, daß das Mädchen, zu dem er „herabgeſtiegen", eine ſo gute Figur mache. Er empfing ſie mit offenen Armen und lachenden Augen.

Und ehe er ſich's verſah, komponierte er ſelbſt eine Entſchuldigung, anſtatt die ihrige zuzulaſſen, und bat ihr ſein geſtriges Ausbleiben ab. Er drang mit großer Verliebtheit in ſie, etwas zu wählen, das er ihr als Genugtuung anbieten könne. Sie ſagte, es ſei heute eine Tombola in der Villa, ob er ihr ein paar Loſe dazu kaufen wolle. Ein beſcheidener Wunſch!

Im Laufe dieſer Schäferſtunde pochte es an ſeine Tür. Das Paar hielt ſich ſtille, aber Domenica ſprach mit einem eiferſüchtig fragenden Blicke. Balm, der ſich unſchuldig wußte, ergötzte ſich an dem berühmten italieniſchen Dolchesblick, den er zum erſten Male im Original ſah.

Der Besuch wendete sich an die Türe gegenüber zu Balms Hauswirtin. Domenica atmete auf, als sie eine Männerstimme ihre Karte abgeben hörte. Jetzt aber stutzte Balm. Es war der Marchese Santafiore.

Eine ernste Mahnung! Und doch; er hatte schnell gelernt, diese Kontraste zu bemeistern. Ebbene, dachte er sich: im Arme dein sinnliches Liebchen, auf dem Korridor draußen der Spiritualismus — es reimt sich alles zusammen! Rom bietet dir, was römisch ist.

Ein wahrer Triumph war ihm sein heutiger Mittagstisch. Er erzählte seinem Tischnachbar, dem Engländer, daß er den Marchese Santafiore just als einen Gegner und erklärten Feind der Proselytenmacherei kennen gelernt. Man soll einen Menschen nur von Sünden, nicht von einem Glauben bekehren; beten Sie, wie Ihre Mutter gebetet hat; ich mag keine Konvertiten; sogar seine gemütliche Neckerei mit dem Mariendogma; — nichts schenkte er dem Engländer. Er führte ihn großartig ab.

In der Tat hörte der junge Mann beschämt und einsilbig zu. Er ließ alles über sich ergehen. Als sich Balms Uebermut endlich erschöpft hatte, sagte der Engländer bescheiden: Darf ich Ihnen ein Geschichtchen erzählen? Und er begann: Als ich vom väterlichen Gute zum ersten Male nach London kam, war ich ein wohlerzogenes, wohlgehütetes Mutterkind. Ich wohnte bei meinem Onkel, sah nur gute Gesellschaft, ging nur mit dem feinstgesiebten Mehle der Jugend- und Tugendmuster um. Die Bekanntschaft, die ich auf eigene Hand machte, war an dem einzigen Orte, wo ich dazu Gelegenheit hatte, in der britischen Bibliothek. Mein Platznachbar war ein stiller, fleißiger Mensch, mit dem ich zuweilen über Bücher und gelehrte Sachen ein flüsterndes Wort wechselte. Wir gingen ein paarmal gleichzeitig fort, begleiteten uns und fanden Geschmack aneinander. Ich habe all mein Lebtag kein so prüdes Jüngferchen in Hosen gesehen, als Mr. Chely, meinen Bibliotheksfreund.

Ich gestehe, ich hätte gern meinen Wildhafer gesäet, wie wir Engländer sagen, und ein erfahrener Freund, der mich

ein bißchen verführt hätte, wäre mir lieber gewesen. Aber daran war bei Mr. Chely gar nicht zu denken. Wenn ich schüchtern zu zirpen anfing — vom Café de la régence, oder vom Kasino in Windmillstreet, oder gar vom Regents-Park, Dinge, die ich leider nur aus Zeitungen oder Romanen kannte, so sprach er von der Abtei meines väterlichen Gutes, von Forellenbächen und Norfolkfichten. Ihn, als Städter, interessierte das Land; ich, als Landjunker, hätte gern einen Wegweiser zu den verbotenen Reizen der Stadt gehabt. So begegneten sich unsere Neigungen nie. Machten wir einmal einen Ausflug zu zweien, so schleppte er mich irgendwohin „ins Grüne" und stillte meinen Appetit, dessen Leibfarbe er nicht erriet, mit Vegetabilien.

Eines Tages fuhren wir unter warmen, dunstigen Regenwolken nach Hamptoncourt, denn, sagte Mr. Chely, die Natur ist in allen Beleuchtungen schön, wir profitieren sicher einen „Regenbogen" und ein „Abendrot". Inzwischen fing es ganz tüchtig zu regnen an und es blieb uns nichts übrig, als in einer Kneipe am Wege das Wetter abzuwarten. Aber der Regen hielt an. Wir langweilten uns ... Mr. Chely fragte den Wirt, ob ein Schachspiel da wäre. Der Wirt verneinte. Er hätte nichts als eine Karte. Das taugt uns nicht, sagte Chely. Ich habe seit fünf Jahren keine Karte berührt und auch damals spielte ich nur aus Not, um einem kränklichen Pfarrer, von dem ich Bücher brauchte, die Zeit zu vertreiben. Dieser Herr spielt wahrscheinlich gar nicht. Ich sagte, ich hätte mit meinen Geschwistern Cribbage gespielt. Nun gut, so spielen wir Cribbage, antwortete er. Wir setzten uns hin und spielten das Altweiberspiel.

Wir waren nicht lange allein. Bald erschien eine Gesellschaft von Herren und Damen, lachend und lustig über den Unfall, denn der Regen hatte auch sie ereilt. Sie baten uns, an dem Spiele teilnehmen zu dürfen, und so spielten wir abwechselnd untereinander. Ich verlor zwanzig Pfund. Die Herren boten mir Revanche an und luden mich in ihre Familien in London ein. In diesen sogenannten Familien fand ich nun vollauf die schlechte Gesellschaft, nach der ich

mich schon so lange gesehnt hatte. Die jungen Damen der Familien verstanden meine Sehnsucht nach Regents-Park, während mir die Herren der Familien so gut Revanche gaben, daß ich nach und nach zweitausend Pfund zahlte und mit noch viel mehr beständig im Rückstande war. Ich erschwindelte mir vom Hause das Doppelte und Dreifache meines bisherigen Taschengeldes, ließ mir kostbare Bücher, Karten, Bildwerke, Instrumente für Astronomie und Physik anschaffen, welche ich im stillen wieder verkaufte, hatte fast jede Woche, wie ich vorgab, meine Uhr, meine Hemdknöpfchen von Diamanten, meine diamantene Busennadel, kurz, jeden nur erdenklichen Wertgegenstand verloren, verlor Börsen, Brieftaschen und Geldbriefe. Mit einem Worte, ich wurde „der Londoner verlorene Sohn". Meinen jüngferlichen Freund Chely sah ich jetzt nicht mehr, denn unter dem Vorwande, in die Bibliothek zu gehen, ging ich in die „Familien". Zu meinem Glücke sah ich ihn endlich nach mehreren Monaten wieder, nämlich — auf der Anklagebank vor den Assisen. Ich selbst war ihm als Zeuge gegenübergestellt worden und die Zeugen zählten nach Hunderten. Denn mein Geschichtchen endet mit einem Monsterprozeß, welcher einer Gauner- und Falschspielerbande gemacht wurde, und Mr. Chely war einer der raffiniertesten ihrer Kosaken. In diesem Augenblicke ist er mit einem Sträußchen meiner schönsten „Familien"-Damen — in der Botany-Bai.

Und die Moral dieser Geschichte? fragte Balm verwirrt und ziemlich überflüssig.

Daß es eine Menge Zielpunkte gibt, welchen man, wie die Ruderer — mit dem Rücken zustrebt. Man könnte es auch in der Sprache der Photographen „negative Aufnahmen" nennen. Hätte mein Mr. Chely mich direkt in die schlechten Häuser geschleppt, so hatte er von meiner guten Erziehung zu fürchten, daß sie mich bald genug abschreckten. Aber er führte mich „ins Grüne" und in die „Familien".

Und die Nutzanwendung davon bezieht sich auf meinen Marchese Santafiore?

Das ſage ich nicht, aber — ein Wunder wäre es nicht, wenn Rom endlich gelernt hätte: anders fängt man Mortaras, anders hyſteriſche Weiber und anders mannhafte Proteſtanten. Der feinſte Koſak fängt — mit den Reizen ſeines Umgangs, mit ſeiner Perſönlichkeit.

Balm biß die Lippen. Jetzt war das Still- und Beſcheidenſein wieder an ihm. Hm! ſagte er dann, Sie geſtehen wenigſtens, dieſes Verfahren müßte ſehr langſam, ſehr vorſichtig ſein, und dabei hätte man immer den Vorteil eines liebenswürdigen und ſympathiſchen Geſellſchafters. Bis er meine Seele bekäme, genöſſe ich früher die ſeinige; er zahlte mir einen gewiſſen Kaufpreis für einen ungewiſſen Kauf.

Das mußte freilich wahr ſein. Und ſo ſchüttelten ſich die jungen Männer echt engliſch die Hand und hatten ihren dining-Disput, der ihnen bereits anfing, Bedürfnis zu werden, für diesmal wieder beendet.

Balm aber verlangte es ja nicht beſſer, als gar nicht zu Atem zu kommen und aus einer Stimmung in die andere geworfen zu werden. Und ſchon war die Stunde der Tombola da und fort ging's wieder zu neuen Bildern und Eindrücken, zu einer echt römiſchen Original-Volksſzene.

Halb Rom wogte nach der Villa Borgheſe. Dort nämlich wurde die Tombola abgehalten. Der Schauplatz dieſer Schickſals-Komödie war ein ungeheurer ovaler Raſenplatz, eingefaßt von einer breiten Rennbahn, auf welcher zum Schluſſe der Lotteriefeier ein Wettrennen zu erwarten ſtand. Die Rennbahn war gegen die Mitte des Raſenplatzes durch eine Tarushecke von halber Manneshöhe abgegrenzt. An der entgegengeſetzten Seite zogen ſich rings um dieſes Raſenoval amphitheatraliſch Steinmaſſen als Sitz- und Stehplätze bis zu der Höhe eines zweiſtöckigen Hauſes. Gegen die Nähe der Tombola verwandelten ſich dieſe Freiplätze in geputzte Tribünen für Zuſchauer von Rang oder bezahlende Fremde, und die Tombola ſelbſt erhob ſich in der inneren Mitte des Amphitheaters als ein mit Teppichen rot ausgeſchlagenes Gerüſt, auf welchem das Glücksrad, die Nummertafeln, der Waiſen-

knabe und die Direktoren der Lotterie vom ganzen Volke gesehen wurden.

Als Balm mit Domenica und ihrer Mutter ankam, waren die Zuschauerreihen des Zirkus schon von einer ansehnlichen Volksmenge erfüllt. Männer und Frauen, Soldaten und Mönche, Fischer, Landleute, ehrsame Stadtbürger, Elegants und Bettler, alle Farbenstifte des römischen Mosaikgemäldes hatte der große Künstler, Natur und Zufall, bereits mit dem prächtigsten Effekt aneinandergereiht. Das Volk schien die Tombola als ein Sonntagsfest zu betrachten. Die Frauen namentlich prangten in ihrem glänzendsten Putze. Spangen und Gürtel, Kämme, Haarnadeln, Stirnbänder und Ohrgehänge, massiver Metallschmuck auf Kleidern, Köpfen, Nacken, Ringe im Ueberfluß an allen Fingern — und alles war echt! Man glaubte wirklich die Matronen der Männer zu sehen, welche eine Welt zu verprassen hatten. Unser Nordländer sah es mit Staunen, kein falsches Schmuckstück bis in die untersten Klassen hinab! keine Imitation weder von Silber und Gold, noch Perlen und Edelsteinen! Und mit welcher Sorglosigkeit das alles getragen wurde! Niemand hütete sich, nahm sich in acht, war mit Gedanken des Verlierens oder des Stehlens bei seinem Schatz; — als sei jeder ein König und hielte auch seinen Nachbar für einen.

Ei siehe da, Signora Fulvia, der Himmel gebe Euch einen guten Tag. Euch und Donna Domenica! Herauf zu uns, wir haben Platz. Kommt Weiberchen, kommt, ihr habt die Augen des Glücks. Wunder, was für schöne Sterne man am hellen Tage sieht! — Balm sah den rundlichen Bürger, der so sprach und etwa ein Nachbar Bäcker oder Wurstmacher sein mochte, mit Anerkennung an, was diesem sogleich schmeichelte, denn er fühlte, daß es seiner Galanterie galt, deren er sich manchmal mit Glück befliß. Und so fuhr er fort: Eccellenza inglese, Ihr begnügt Euch mit einem schlechten Platz unter uns, aber er wird besser, wenn I h r drauf steht. Kommt nur, Ihr seid willkommen! Und Mutter Fulvia, ihre Seidenrobe ein wenig hebend, schritt mit einem Anstande, den ihr Balm nicht zugetraut hätte, die Stufen der Schaubühne hinan. Un-

ſer Freund war Aug und Ohr für das liebenswürdige, ſüdlich-polierte Volk. Aber er vergaß, daß man ſolche Eindrücke hier nicht verſchluckt, ſondern alles gleich dramatiſch veräußerlicht. Dieſe ganze republikaniſche Oeffentlichkeit, wovon ſich deutſche Republikaner nichts träumen laſſen, verſchüchterte ihn, indem ſie ihm imponierte, und reflektierend, ſtatt tapfer mithandelnd, ſekundierte er nicht, wie er ſollte, ſeinen beiden Damen, welche mit Grüßen und Gegengrüßen nach allen Seiten hin arbeiteten.

Es half nichts, der nordiſche Gaſt mußte ſich erziehen laſſen. Seid nicht ſo ernſthaft, flüſterte Mutter Fulvia ihrem Führer zu; macht Euch bekannt, Signor, macht Euch bekannt. Wir ſind unter lauter Nachbarsleuten. Die ganze Via d'Omfale ſteht da. Und mit einem guten Beiſpiel vorangehend, warf ſie ihre munteren, lachenden Augen unterhaltungsſüchtig im Kreiſe herum.

Auch fand ſie ihre Beute ſofort. Seid geſegnet, Bruder Jammertal, rief ſie über ein paar hundert Köpfe einem Franziskaner zu. Wie geht's Euch? rückt näher zu uns!

Warum heißt er Bruder Jammertal? fragte Balm, um zu fragen.

Ah, der närriſche Burſche! Er predigt 's ganze Jahr vom irdiſchen Jammertal. Hängt ihm eins an, Signor, reibt Euch an ihm; Ihr ſeid ein Gelehrter, Ihr verſteht's. Bohrt ihn an, ſtecht ihm den Narren!

Balm, der nicht hier geweſen wäre, wenn nicht, ſich mitzutummeln, hatte ſein Rekrutenfieber im Augenblick überwunden und tat, wie Frau Fulvia wünſchte. Mit lauter Stimme rief er dem Franziskaner zu: He, Bruder Jammertal, ich höre Gutes von Euch, es freut mich, Eure Bekanntſchaft zu machen. Wir müſſen ein paar Flaſchen miteinander leeren. Ihr müßt ein Bruder Freudental werden.

Als ob leere Flaſchen eine Freude wären, reſpondierte Bruder Jammertal in ſeinem Charakter.

Balm fuhr fort: In dieſem Falle wollen wir uns noch andere gute Dinge beilegen. Ich muß Euch durchaus bekehren. Was Jammertal! Hätte der liebe Gott Auſtern und

Mädchen erſchaffen, wenn die Welt ein Jammertal ſein ſollte?

Der Mönch antwortete: Das eben iſt ja der Jammer, daß man Auſtern und Mädchen niemals genug hat!

Das kindiſche Volk belohnte dieſe Worte mit einem unmäßigen Beifall. Halbwüchſige Knaben warfen ihre Mützen in die Luft, Mädchen riſſen Blumen aus ihren Sträußern und bewarfen den munteren Franziskaner und wer nichts tun konnte, ſchrie ein Bravo und ein Evviva, als ob ein Held ſeinen Einzug halte. Und doch konnte Balm bemerken, daß das Volk nicht jubelte, weil es einen guten Einfall etwa wie eine Seltenheit bewunderte, ſondern weil es eben luſtig ſein wollte. Denn im nächſten Augenblicke war der Franziskaner wieder vergeſſen und Scherz und Lachen ſprühte an anderen Punkten auf.

So vertrieb ſich das Volk die Zeit bis zum Anfang der Tombola. Dieſer feierliche Augenblick war endlich da. Ein handfeſter Kerl mit nackten Armen riß im Schwunge das Glücksrad herum, welches blitzend im Sonnenſchein die geſpannten Augen der Tauſende blendete. Ein paar Wirbel, dann ſtand das Rad ſtill. Phantaſtiſch geputzt, trat jetzt der Waiſenknabe vor. Affektvolle Weiber ſchrien ihm zu, er möge gut ziehen. Madonna, gib ihm eine glückliche Hand! Engel Gottes, ſegnet das unſchuldige Kind! Und die verhängnisvolle Handlung beginnt.

Der Knabe zieht die erſte Nummer, übergibt ſie dem Aufſeher, dieſer den Direktoren, dieſe dem Ausrufer. Ein ſchmetternder Trompetenſtoß macht das ewig lärmende Volk ſchweigen. Der Herold erhebt ſeine Stimme und ruft laut: Diece! Zugleich erſcheint die Zahl auf vier Nummertafeln, welche nach vier Seiten hin errichtet ſind, und zuletzt im koloſſalſten Format allein auf einer Drehſcheibe.

Alle Köpfe ſenken ſich auf ihre Lotteriezettel und jeder ſucht eifrig die gezogene Zahl darauf. Wer ſie findet, notiert ſie mit einem Nadelſtich. Jeder Zettel enthält fünfzehn Zahlen in drei Reihen. Der ganze Zettel zuerſt ausgefüllt, gewinnt den Haupttreffer; eine Reihe oder die beiden erſten,

Nebentreffer. Der Haupttreffer beträgt diesmal tausend Franken.

Die drei Billette, welche Balm seinem Liebchen gekauft hat, sind zwischen ihm, der Mutter und Domenica verteilt. Wirklich findet das Mädchen auf ihrem Billett die Zahl: 10. Alles gratuliert sogleich dem hübschen Kinde; der erste Schritt zum Haupttreffer ist getan.

. Was würdest du machen, wenn du die tausend Franken gewänneſt? fragte sie Balm.

Das Mädchen besann sich. Bei Gottes Barmherzigkeit, ich glaube, ich würde versuchen, den armen Beppo von der Galeere loszukaufen.

Bravo! Und ihn heiraten?

Natürlich.

Du bist ein gutes Kind. Aber was fingest du dann mit mir an?

Wahrlich, wir müßten vorsichtig sein; der Mensch sticht zu wie eine Biene!

In einem Atem Treue und Untreue! Unberechenbare Naturen! murmelte Balm.

Als fünf Nummern gezogen waren, wurde dem lachlustigen Volke ein schadenfrohes Intermezzo. Ein Bäuerlein im drolligsten Aufputz stieß einen Freudenschrei aus, kugelte sich von seinem Stehplatz herab und lief wie besessen der Tombola zu. Pfeifen und Zischen verfolgte den Mann, der zuerst seine Reihe ausgefüllt, d. h. den übrigen diese Chance entrissen hatte. Aber welch ein Hochgenuß! Das Bäuerlein hatte falsch notiert; die Wachen, denen er den Zettel weist, korrigieren den Irrtum und schicken ihn zurück. Höllisch war der Lärm, der jetzt losbrach. Unendliches Gelächter erschüttert das ganze Amphitheater. Fort, Feldhamster! verschwinde, Kuhschwanz! tönt es von allen Seiten; die Menge lacht, pocht, zischt, johlt, kurz, übt grausame Volksjustiz an dem Majestätsfrevler, der es gewagt, den Wünschen und Hoffnungen des ganzen souveränen Hauses ein Präveníre zu spielen.

Domenica zürnte: Es wäre auch des Teufels Gerechtigkeit

gewesen, wenn ein Fremder uns Römern den ersten Gewinn weggeschnappt hätte.

Von dem römisch gekleideten Landmann hörte Balm das mit Verwunderung. Ein Fremder? fragte er; woher ist der Bauer?

Domenica antwortete wegwerfend: Aus der Gegend von Velletri, vier Stunden von Rom.

Vier Stunden von Rom und den Römern ein Fremder! Balm merkte sich diese Studie zur „Italia unita".

Aehnliche Szenen, wiewohl im geringeren Maße, kamen noch öfter vor, denn das leichtsinnige und aufgeregte Volk notierte sehr mangelhaft. In Balms Umgebung dagegen nahm das Schwätzen, Lachen, Schäkern, Spaß- und Glossenmachen kein Ende. Jede Kleinigkeit, jedes Nichts alarmierte. Der eine wird ausgelacht, denn er hat noch nichts notiert; der andere wird auch ausgelacht, denn er notiert sehr viel, aber zur Ausfüllung einer Reihe fehlt ihm beständig noch eine Zahl. Parteien bilden sich und wetten, was sie schon von den Engländern gelernt haben, dafür und dagegen, ob sie herauskommen wird. Bei jeder neuen Ziehung braust's durch die Gruppe wie ein Sturm, welcher durch Baumblätter fährt und alles erschüttert. Jeder macht in Furcht oder Hoffnung den möglichsten Lärm. Jeder Affekt wird Wort, jedes Wort Geschrei und Gestikulation. Domenica hat schon die meisten Nummern ihres Billetts besetzt und schreit in kindischer Freude auf, sooft ihr eine neue Zahl gezogen wird. Aber vergebens erwartet Balm die Aufregung, das Herzklopfen, das Blaß- und Rotwerden, die funkelnden und gierigen Blicke, kurz die dämonische Seelenangst des Spielteufels, welche, wachsend mit der Nähe der Katastrophe, den ganzen Menschen beherrscht und entstellt. Keine Spur davon! Sie begrüßt jede Glücksnummer mit einem Freudenschrei und kümmert sich nicht um die Nieten. Sie schneidet den Leuten Gesichter, welche aus Neckerei gegen sie wetten, sie trumpft links und rechts ab, wer sie bei Nieten zum Zorn reizen will; kurz sie amüsiert sich. Sie spielt zum Vergnügen, aber nicht zum Mißvergnügen.

Auch merkte Balm längſt nur mit halben Sinnen auf die Dinge um ihn her. Seine Gedanken kreiſten wie ein Raubvogel über der Szene. Die Tombola war ihm zu einem neuen und ganz anderen Abenteuer geworden.

Es hatte ſich folgendes zugetragen.

In einiger Entfernung von ihm war er ſeiner Hauswirte anſichtig geworden. Artigkeitshalber ging er hin und wechſelte ein paar Worte mit ihnen. Als er wieder zurückkam, ſah er ein Frauenzimmer neben Domenica ſtehen und hörte ſie die Worte ſagen: Wer iſt dein kranker Liebhaber? Domenica ſtieß ſie an, denn ſie merkte, daß ihnen Balm ſoeben zur Seite ſtand. Jene trat zurück und Balm nahm ſeinen Platz wieder ein.

Er und das Frauenzimmer maßen ſich aus der Diſtanz. Seine Blicke waren ſicher und feſt; er hatte in wenigen Tagen ſein ganzes Vertrauen gewonnen. Er war überzeugt, daß er Teilnahme einflöße. Vielleicht war er ſogar intereſſant. Warum nicht? War doch ſeine Krankheit Seelenleiden geweſen; das mußte ſich anders ausdrücken als gemeiner, irdiſcher Jammer. Vielleicht hat ihn ſein Nervenfieber idealiſiert.

Wer iſt dein kranker Liebhaber? Das klang freilich wie Spott, aber offenbar wie Spott der Eiferſucht und des Neides. Nicht wie Spott auf den Kranken. Nach dieſem erkundigte man ſich. Man ſchmeichelte ihm!

Das war der Ausdruck von Balms Blicken auf die Donna. Was war der ihrige?

Was die Spitze eines Pfeils für den Pfeil, das war dem jungen Weibe dort der Kopf und das Auge im Kopf. Schlank, ſchmächtig, man möchte faſt ſagen, gefiedert wie ein Pfeil ſpitzte ſich der Schaft ihres Leibes von ſeinen Flanken zu ſeinen Schultern empor, und auf den Schultern vibrierte ein Schlangenköpfchen, das man mit einer Art von Bezauberung anſehen mußte. Wenn ſo mancher Alltagsrumpf rein überflüſſig mit einem kopfloſen Kopf abſchließt, in welchem zu ihrer eigenen Verlegenheit zwei Augen ſtecken, wie zwei Leuchter ohne Kerzen und zwei Kerzen

ohne Licht, so war der Leib jenes Weibes in seinem zartbenervten und doch nicht mageren Wuchse gleichsam selbst schon eine dunklere Seele, die im Sitz der Seele, in Gesicht und Auge endlich lichterloh herausloderte. Ihr Auge hatte wenig Weiß und war fast ganz Stern, — das Licht darin scharf wie eine Lanzette! Was sie damit blickte, war der potenzierteste Ausdruck eines Menschenblickes. Blickte sie fragend, so fühlte man gleich die Daumschrauben einer peinlichen Frage; blickte sie glühend, so war es nicht, wie Sonnenglut am Himmel, sondern wie Sonnenglut in einem Brennglas; blickte sie gleichgültig, so war es Tod und ihre Augenwimpern fielen wie ein Bahrtuch über den Toten herab. Ihre Mundwinkel und alle Gesichtsmuskeln akkompagnierten den Blicken, wie eine Brut von Schlangen den Bewegungen ihrer Mutter folgt. Man sah Nerven, welche Gesichter hatten, fast jeder Nerv gab ein einzelnes Bild.

Nie hatte Balm ein Weib gesehen, welches so deutlich fühlen machte, daß das Geschlechtsverhältnis eigentlich ein feindliches, ein Verhältnis von Kampf und gegenseitigem Ueberwinden. Im „zärtlichen" Verhältnisse heiraten sich Mann und Weib wie Prinz und Prinzessin zweier feindlicher Reiche, um Frieden zu stiften und sich gegenseitig zu mediatisieren; ein Verhältnis mit jenem Weibe mußte etwa demjenigen gleichen, wie es in England die zwei berühmtesten Ringkämpfer haben könnten, welche danach lechzen, daß *einer* von ihnen als der berühmteste übrigbleibe. In dieser Intention sind sie einander ein intimes Bedürfnis, schließen alle übrigen als schal und geschmacklos aus, suchen sich auf jedem Anger des Landes ihr lebelang mit wechselseitigen Herausforderungen auf, halten in treuer fester Feindschaft zusammen und sind ein Muster von anhänglicher Verfolgung, womit sie voneinander nicht ablassen können.

Wie ein Fechter umklammerte Balm das Weib mit seinen Blicken und bot ihr seinen Kampf an.

War sie allein da? Wer war ihr Begleiter?

Er brauchte nicht lange zu suchen. Ein junger geputzter

Mann guckte mit ihr in das gleiche Lotteriebillett, tändelte mit ihrer Hand, spielte mit den Ringen daran, korrigierte an ihrem Putz, an ihren Haarnadeln und Flechten, lachte und schwatzte mit ihr, kurz, unterhielt sie.

Wer ist das Mädchen? konnte sich Balm nicht enthalten, Domenica zu fragen. Sie sieht so stark nach dir her, setzte er schnell hinzu, um ihrer Eifersucht keinen Verdacht zu erregen.

Damerata, antwortete sie verdrießlich.

Ah, deine verheiratete Schwester?

Ja.

Ich will mich hängen lassen, dachte Balm, wenn das Kinder eines Vaters sind. Man konnte nichts Ungleicheres sehen.

Sie hat einen schönen Mann, fuhr er fort.

Er ist ihr Pretaccio, sagte Domenica unbefangen.

Ihr „Priesterchen" hieß in dem Stammlande des katholischen Zölibats so viel als ihr Liebhaber.

Ein fataler Umstand! Dem Liebhaber sind die verheirateten Frauen treu. Neidisch betrachtete Balm die Dublette.

Es war ein Minente, wie man in Rom, — oder Majo, in Sevilla, gesagt hätte, als diese Orte noch unmodernisiert ihr altnationales Figuralleben hervorbrachten. Im Deutschen hieße es ungefähr Stutzer, aber nicht allzu richtig. Denn wenn bei den formverachtenden Nordländern der Nebenbegriff der kultivierten Form dem Stutzer wie ein Makel und Vorwurf anhaftet, so legt der Süden, der die Form liebt und ehrt, seine Zustimmung und seinen Beifall in das Wort, denn Minente, das abgekürzte Eminente, heißt einer, der sich auszeichnet. Aber wie die Wurzel jeder Auszeichnung nur allzugern im klassischen Altertum gesucht wird, mit dem sich der Römer in stolzer Kontinuität träumen möchte, so kommt es, daß der Minente noch den weiteren Nebenbegriff des Rassenadels hat, des echtesten Römerbluts der Fabier und Julier. Natürlich hat das Volk Takt genug, daß sich zum Minente keine unansehnliche Erscheinung aufwerfen kann, sondern nur eine Figur, welche wirklich —

Figur macht. Der Minente ist ein junger hübscher Bursche, mittlerer Größe, schlank und muskelkräftig, von blassem oder braungelbem Teint, mit großen schwarzen Augen und glänzend schwarzem Haar, das er um beide Ohren zierlich und sorgfältig in Locken dreht. Er geht in Kniehosen, Schuhen und weißen Strümpfen einher, kokettiert mit Knie, Schenkel und Waden und nicht ohne Aufmunterung. Seine Brust bedeckt eine kurze Jacke, welche er stets offen trägt, um die feine weiße Wäsche und das buntseidene, in zierliche Knoten geschlungene Halstuch zu zeigen. Um die Hüften trägt er eine Schärpe, und darin versteckt ein Stilett, auf dem Kopf einen grauen niedrigen Hut von breiter Krämpe und stumpfer Kappe. Seine Heimat ist Trastevere, sein Beruf Liebe, Frauendienst, kurz das Cicisbeat. Heute, wo die höheren Stände französisch sind und die Nationalität trotz ihrer neuesten Galvanisierungen als abgetragenes Kleid den unteren überlassen bleibt, ist der Minente kaum noch eine Vorstadtfigur und das Ideal der Damen zweiten oder dritten Rangs.

Dieser Liebhaber gereichte daher Balm wieder zu einigem Trost und er empfand als moderner Forestiere seinen entschiedensten Vorteil über ihn. Wenigstens war er entschlossen, diese Empfindung zur Schau zu stellen. Er maß den Burschen mit der ganzen Morgue eines überlegenen Bewußtseins und wechselte zwischen ihm und seiner Liebhaberin fragende Blicke.

Damerata sah ihn an wie ein Stein. Kein Nerv ihres Auges zuckte.

Balm ertrug es eine Weile, dann zuckte er die Achseln und sah mit Geringschätzung weg. Er fing an, mit Domenica zu kokettieren.

Auf einmal aber schoß er mitten aus dieser Beschäftigung wieder einen Blick auf sie. Der Ueberfall war gelungen. Sie hatte ihn fortwährend angesehen — sinnend, studierend.

Ein Lächeln umspielte seine Lippen. Sie ärgerte sich, sie verbat sich's mit einem gereizten Blicke.

Balm trotzte ihr. Er sah sie an mit Stolz und Gelassenheit.

Sie wütete. Sie steinigte ihn fast mit Blicken. Balm sah

ihr ruhig zu. Er ſtand in dem Aufruhr wie einer, der ſcharf geladen hat und aus Mitleid und Kraftgefühl nicht ſchießt. Sie ſuchte es ihm gleichzutun und es gelang ihr ein paar Sekunden lang. Balm nickte ihr lobend zu, als ſei er mit ſeiner Schülerin zufrieden. Sie war erſtaunt über dieſe Frechheit und jagte ihre Blicke wie Sturmkolonnen gegen ihn auf. Balm lächelte ſie an, als würden ihm von Kindeshändchen Bart und Haare zerzauſt. Dieſe ironiſche Bonhomie ließ er nach und nach in wirkliche Zärtlichkeit übergehen. Er gab ihr den ſüßeſten Schmelz eines blauen, deutſchen Auges zu koſten. Wie fromm, wie innig klang das! Sie war überraſcht, entzückt und fiel darüber her, wie Kinder über Zucker. Mehr, mehr von dieſem Naſchwerk! praſſelte es durch ihre Blicke, wie Feuer, das in brennbare Stoffe fällt. Jetzt wollte Balm reinen Tiſch machen. Er ſah mit einem milden Vorwurf auf den Minente. Ah pah, der! antwortete ihr Auge. Sie tat, als koſte ſie den Burſchen, aber tat es ironiſch, zauſte ihm das Haar, gab ihm einen gelinden Rippenſtoß wie einen Fußtritt, und ſah Balm dabei an. Balm nickte zufrieden. Der Burſche aber lachte vergnügt und ahnte nicht — daß er in dieſem Augenblicke einem Nebenbuhler geopfert worden! —

Tombola! kreiſchte auf einmal ein Freudenſchrei auf. Wer ſo ſchrie, war niemand anders als — Domenica. Soeben war ihre fünfzehnte Nummer gezogen worden. Sie hatte den Haupttreffer gemacht.

Was für eine Schule des Lebens und des Charakters iſt doch die Oeffentlichkeit! Wie ganz anders, wenn in Deutſchland die ſtille Rechenſtube es iſt, wo die Ziehungsliſte eingeſehen, der Glückstreffer ausbezahlt wird! Du haſt gewonnen auf Koſten von Tauſenden, aber wo ſind ſie? auf dem Papier! Hier ſtehen zehntauſend getäuſchte Menſchen leibhaftig vor dir! Und jeder eine iſt verzehnfacht von ſeiner Aufregung und Leidenſchaft. Der hat ſchon dreizehn, der vierzehn Nummern notiert, das Luftſchloß ſeiner heißblütigen Hoffnungen ſteht faſt ſchon unter Dach, da notiert ein Glückskind fünfzehn, ſchreit: Tombola! und der ganze Bau ſtürzt zuſammen! Flüche, Verwünſchungen, Vorwürfe, und wenn der Italiener auch

nicht so gemein schimpft wie der Nordländer, — ein Eseltreiber kann auch unartig sein! Inzwischen wird es auf allen Plätzen des tausendköpfigen Amphitheaters gesehen, oder wenigstens gehört, wer eigentlich gewonnen hat, — es ist eine junge hübsche Römerin, — und nun gibt's Evvivas, Glückwünsche, Huldigungen, Scherzreden, und — die Galanterie kann auch in Italien derb sein! Wie Domenica jetzt den weiten Raum bis zum Zahltisch der Tombola zu durchschreiten hatte, — ein deutsches Mädchen wäre auf jedem Schritt in die Erde gesunken! Aber Domenica mit ihrer Nereidenbegleitung von Mutter, Liebhaber, Schwester und Liebhaber der Schwester schwamm wie eine Meeresgöttin durch das brausende Volksmeer und Sturm und Wogen brachten sie nicht aus der Fassung. Und um ihre Person war doch das Meer ein undurchdringlicher Seetang von Teilnahmsbezeugungen. Und wer sie nicht umdrängen konnte, der mußte in das Gedränge wenigstens etwas hineinschreien. Ich wollte, sie hätte mich mitgenommen! schrie der eine; — ich bin nur froh, daß es kein altes Weib ist, tröstete sich der zweite; — wer ist der blonde Nebentreffer an ihrer Seite? rief der dritte den vierten an, — natürlich, alles laut und über viele Köpfe hinweg! Dem guten Deutschen verging Hören und Sehen in diesem Aufruhr, aber desto mehr bewunderte er, wie seine Weiberchen sich zurechtfanden. Mutter Fulvia hatte Augen und Ohren für Hunderte zugleich. Diesem Kapuziner versprach sie ein Faß Wein, jenem Franziskaner einen Zentner Wachskerzen, der Nachbarin links sagte sie eine Hose für ihren Buben zu, und den Saufaus rechts hieß sie zum Teufel gehen. So kam sie Schritt für Schritt vorwärts und erledigte die Wünsche des Volks wie eine regierende Königin. Als aber am Zahltische die blanken Goldstücke funkelten, war die sinnliche Menge kaum zu bändigen. Lärm und Gedränge erreichten einen frenetischen Höhepunkt. Die Gendarmen bekamen zu tun.

Diesen Augenblick benützte Balm, um Dameraten zuzuflüstern: Signora, wie kann man Euch ungestört sehen? — Augenblicklich nannte sie ihm Ort und Zeit, so daß sie die Frage

in guter Vorbereitung und mit völliger Gewißheit erwartet zu haben schien. Der Minente, der dicht daneben stand, hing mit bezauberten Sinnen am Zahltisch und seinem Golde und stieß ein „Iddio!" ums andere aus.

Erst als Balm die leidenschaftliche Spielhitze des Volkes gesehen, begriff er, warum die Tombola mit einem Wettrennen endigte. Es war gleichsam das Nietenblatt für die Nichtgewinner und sollte das sinnliche Volk zerstreuen, beruhigen, auf andere Gedanken und Bilder ablenken. Natürlich gelang dieser Zweck so gut wie alles, was hier auf die Sinne berechnet ist. Gleich die ersten Luftsprünge, womit die Clowns in der Rennbahn erschienen, fanden ein Volk von Kindern, das alles vergessen, was es eine Minute zuvor gewünscht und geflucht hatte und dem sich jetzt ein neuer Spielhimmel aufgetan. Aber selbst Balm wurde aufmerksam, als nach der Entrada der Clowns eine Kunstreiterin von außerordentlicher Schönheit hereinsprengte und ein Solo ritt. Der Minente, als ein echter Trastevere-Vorstadt-Enthusiast, brach in laute Bewunderung aus. Damerata stieß ihn zornig an, blickte aber dabei auf Balm — mit einem Blick voll schlagendstem Ausdruck. Das ist ein Kind, schien sie zu sagen, aber wehe dir, wenn du sie auch bewunderst!

Verdrießlich sagte auch Domenica fast in dem nämlichen Augenblicke: Gehen wir! Blitzschnell und ohne Verabredung empfanden die beiden Schwestern das gleiche in bezug ihrer Liebhaber und der schönen Kunstreiterin. In solchen Fällen ist der Pantoffel zwar hart, muß aber respektiert werden.

Nach der Entfernung einiger Schritte brach ein Jubelruf aus, daß alles sich umwendete, was Balm mit Begierde ergriff, um sich noch einmal den verpönten Anblick zu gönnen. Das feurige Mädchen hatte im fliegenden Galopp ihr Barettchen vom Kopfe verloren, — sei's aus Zufall oder aus schelmischer Koketterie, denn sie fing es mit einer so entzückenden Bewegung von Verve und Grazie wieder auf, daß es wohl auch zu ihren Kunststücken gehören konnte. Es war ein schöner Anblick, wie sie von den befreiten Locken bacchantisch umflattert wurde, wie sie mit blitzgleichem Griff, im Sattel

ſich zurückwerfend, das Käppchen erhaſchte, und im Begriff, es aufzuſetzen, nicht vergaß, es dankend und lächelnd gegen das Volk zu ſchwingen. Ein Augenblick, aber wahrlich ein ſehenswerter!

Balm wendete dieſem Bildchen den Rücken — mit jenem Zug von Melancholie im Herzen, welcher den Nordländer immer beſchleicht, wenn er die Schönheit geſehen hat. Aber er tröſtete ſich, daß er — eine Kunſtreiterin geſehen. Dich ſeh' ich wieder! dachte er.

So ging man fort. An ſeinem Arme Domenica, maß er mit dringendem Kennerblick den koſtbaren Wuchs Dameratas, aber beide ignorierten ſich mit verſtändnisinniger Gleichgültigkeit. —

Viertes Kapitel

Die jetzt folgende Geſchichte iſt um ſo weniger zu erzählen, je mehr ſie gelebt wurde. Balm genießt. Er hat ſich verdoppelt. Er hat eine zweite Liebhaberin engagiert oder vielmehr zwei erſte. Jede ſpielt das Rollenfach der anderen und muß in dem Wahne erhalten werden, das Repertoire beherrſche ſie ganz und allein. Wir wünſchen dem Direktor Kraft und Ausdauer zu ſeinem Unternehmen. Es iſt ein Stück deutſcher Herrſchaft in Italien, das die ganze Tüchtigkeit der germaniſchen Raſſe herausfordert.

Es iſt nebenbei auch ein ziemlich verwickeltes Intrigenſtück. Er muß alles auseinanderhalten, was ſich ſo nahe mit ihm berührt. Zwar weiß Damerata, daß ſie eine Rivalin hat, ſie weiß, daß ſie die zweite iſt. Dagegen will ſie zur erſten vorrücken. Sie will ihre Schweſter verdrängen. Balm ſoll ſie aufgeben. Balm, welcher nicht Luſt dazu hat, macht ihr dieſe Hoffnung nicht, aber er benimmt ſie ihr auch nicht. Domenica dagegen dürfte von ſeinem neuen Verhältnis zu Damerata nicht die leiſeſte Ahnung haben. Endlich der Cicisbeo Dameratas darf wieder nichts von ihm wiſ-

sen. Kurz, es ist eine Situation, wo Balm zwischen dem weiblichen Dolch und dem männlichen Stilett mit Grazie balanciert. Er fordert nun freilich auch die Entlassung des Minente, aber es ist ihm nicht Ernst damit. Er will nur Dameratas Bedingung mit einer Gegenbedingung im Schach halten, denn er weiß, sie wird auf den Minente so wenig verzichten, wie er auf Domenica. Er muß daher fleißig spionieren, wann und wie lang der Minente bei ihr war, welche Spaziergänge sie miteinander machen und wohin, mit einem Worte, mit welch unveränderter Stärke ihr altes Verhältnis sich fortsetzt. Er weiß aber, daß sie das nämliche tut über seinen Umgang mit Domenica, worüber sie stets auf dem laufenden bleibt. Ihre Spürkünste also muß er vereiteln, aber mit den seinigen supérieur bleiben. Welch eine Wachsamkeit über tausend Kleinigkeiten! Welch sorgenvolles Nichts, welch unaufhörliches Schürzen und Lösen von Knoten! Wahrlich, wenn es ihm um Zerstreuung zu tun war, um eine Gedanken-Scheuche, die nichts anderem Raum läßt, er hat sie jetzt vollauf!

Und sprechen wir von dem Manne Dameratas zuletzt? Er müßte ja der Fünfte in einem Bunde sein, wovon jedes das andere ausschließt, müßte Balms verwickelte und intrigenreiche Lage mit einem weiteren Faktor multiplizieren.

Aber seltsam! just dieser Faktor fehlte. Signor Valori war — ein Begriff. Balm sah und hörte nichts von diesem Manne. Er ist in Civitavecchia Schiffskapitän, sagte Damerata, er kommt selten nach Rom.

Aber warum lebte sie denn selbst in Rom und nicht in der Seestadt? Weil sie ihre Verwandten hier hatte!

Balm schüttelte den Kopf. Dieser ganze Mann, dieser unsichtbare Signor Valori — ist eine Anstandsfiktion, dachte er bei sich. Aber es kümmerte ihn wenig. War es doch nicht die Respektabilität, die er unter den Reizen Dameratas suchte!

Bedenklicher klang es schon, daß er einst zwei Nachbarinnen über Dameratas Schmuck schmälen hörte, wobei die Worte fielen, so könne nur ein Falschmünzer sein Püppchen ausstatten.

Ein Falſchmünzer! Das hätte freilich noch mehr als die Reſpektabilität verletzt. Das war ein Verbrecher, und wenn er entdeckt wurde, ſo brachte es außer ihm ſein ganzes Haus, den ganzen Verkehr und Umgang des Hauſes in Gefahr. Immerhin wert, darüber nachzudenken! Balm mußte ſich wenigſtens ſagen, daß die Umſtände nicht übel dazu gepaßt hätten. Der unſichtbare Ehemann war dann nicht auf dem Meere und in der Hafenſtadt abweſend, ſondern in Kellern und Höhlen, und daß er ſelten nach Rom kam, hieß wohl, er vermeide das Tageslicht und die ehrlichen Leute. Was aber den Schmuck des Püppchens betraf, ſo trug der Minente nicht dazu bei, der nicht in der Lage war, zu geben, vielleicht noch eher zu empfangen; andere Anbeter aber — das wußte Balm längſt ſchon genau — hatte Damerata nicht mehr.

Balm nahm ſich alſo vor, dem Klatſch der Nachbarinnen auf den Grund zu kommen. Komiſcherweiſe trat hier der Fall ein, daß nicht der Ehemann dem Nebenbuhler nachſpürte, ſondern der Nebenbuhler dem Ehemann.

Und wie ein Irrlicht neckte ihn hin und her huſchend der Gegenſtand ſeiner Neugierde. Eines Tages ſah er ein Medaillon bei Domenica, auf welchem ſie vielleicht um vier bis fünf Jahre jünger, aber außerordentlich ſchön und charakteriſtiſch porträtiert war. Es war ein Juwel!

Voll Intereſſe dafür fragte Balm: Wer malte dieſes Porträt?

Mein Schwager, war die Antwort.

Ah, Signor Valori; iſt er ein Maler?

Er malt auch, ſagte ſie ausweichend. Sie war verlegen und blieb ſo einſilbig über den Schwager, wie ihre Schweſter über den Mann.

Ein Schiffskapitän, ein Falſchmünzer, ein Maler!

Ein Maler könnte freilich ſein Studio außer dem Hauſe haben, und dieſer Umſtand paßte dann wieder auf den ewig Unſichtbaren. Aber auch nur dieſer eine. Denn er käme doch regelmäßig nach Hauſe, und warum verleugnete man zuletzt den Maler und machte einen Schiffskapitän aus ihm? Leider ſtimmte es aber auch zum Falſchmünzer nicht übel, daß ein

Mann, welcher mit Stechen und Gravieren umgehen könne, wohl auch des Pinsels mächtig und überhaupt ein Stück Künstler sei, ja vielleicht ein großer Künstler und jenes nur aus Mißbrauch dieses.

Endlich machte sich Balm selbst noch eine vierte Lesart. Eines Tages fiel ihm ein, die Ehe könne ja auch eine geschiedene, oder, da katholische Scheidung nicht möglich, wenigstens eine getrennte sein. Und wäre sie's z. B. durch die Schuld der Frau, so hätte diese Grund genug, die Wahrheit zu verdunkeln.

Es fragte sich nun, ob das durch den Charakter Dameratas wahrscheinlich sei. Die Antwort darauf war nicht leicht, denn Damerata war ein schwieriges und ganz eigentümliches Rätsel.

Die Natur hatte ihr den schönsten Körper geschenkt, dessen das weibliche Modell fähig ist, und Damerata kannte und pflegte den Schatz. Dazu besaß sie keine einzige, irgend merkliche Unart, welche die Annehmlichkeit ihrer Person beeinträchtigt hätte. Und doch! Sie war von einer dämonischen Kälte — wollte sich Balm sagen, er fand aber bald, daß auch das noch zu gut gesagt wäre und anders gesagt werden müsse. Er sagte sich's endlich so: Ich habe nie ein Weib gesehen, welches vom ganzen Geiste ihres Geschlechtes — so geistesabwesend gewesen wäre. Alles was die Natur in einem Weibe denkt, das denkt sie für ihre Person nicht, sondern etwas völlig anderes. Ihr Dichten und Trachten ist nicht weiblich, nicht einmal unweiblich, sondern — außerweiblich.

Balm hätte nicht mit so bestimmter, fast schneidender Schärfe dieses Charakterbild aufgefaßt, wenn sie nicht selbst durch den auffallendsten Widerspruch ihres Betragens, welches von einem Extrem schroff und unvermittelt ins andere übersprang, sein Studium fast gewaltsam herausgefordert hätte. Denn nur das scheinbar Einfache ist schwer zu verstehen, Gegensätze aber illustrieren einer den andern sich selbst und Widersprüche schärfen das Urteil. Wenigstens reizen sie zum Nachdenken, und wie viel ist damit schon gewonnen!

Folgende Umwandlung erlebte Balm in der kürzesten Frist seiner Bekanntschaft mit Damerata!

Die Koketterie des Augenromans bei der Tombola, die rasch bewilligte Gelegenheit, ihre Bekanntschaft zu machen, ergab, wie es schien, ein nicht mißzuverstehendes Charakterbild von ihr. Sie schien ein begehrliches, genußsüchtiges Weib, eine erklärte Liebhaberin des männlichen Geschlechtes, erobernd und erbeutend, was zu erjagen war.

Der Anfang widersprach diesem Eindrucke nicht. Als Italienerin kannte sie am Manne nur eins: die Sinnlichkeit. Das Verhältnis zwischen Liebhaber und Frauen war ihr ein Verhältnis, — wie zwischen Spatzen und Kirschen! Eine einfache Auffassung und ihre ganze Kunst war darauf eingerichtet! Natürlich auch eine einfache Kunst, aber sie hatte darin, wie etwa ein Mongolenkhan in der Strategie, eine barbarische Großheit. Ihre Ergebung war prompt und vollständig. Man konnte sie in Besitz nehmen wie ein folgsames und willenloses Kind. Keine von jenen Koketterien, womit Frauen sich belagern lassen und ihre Gunst gleichsam von Fort zu Fort als den großen Kampfpreis um das letzte Reduit in der Defensive halten! Im Gegenteil. Sie ergab sich fast angriffsweise. Sie ergab sich nicht wie ein gebendes, sondern wie ein nehmendes Wesen. Nie haben Abruzzen-Räuber abgeschnittene Koffer so ruhig und sicher aufgeschnitten und ausgeleert, als Damerata überzeugt war, daß der Mann, dem sie sich ergeben, ihr Besitz, ihre Beute, ihre Sache sei, daß er seinen Willen in den ihrigen, wie Kleingeld in große Münze, umgewechselt habe. Deshalb verschwand auch schnell und fast augenblicklich die Täuschung, daß ihr die Sinnlichkeit verliebter Selbstzweck, und daß sie mit ihren hohen körperlichen Reizen das Glück, sei's auch nur das Sinnenglück, eines Mannes machen könne. Allzu ernüchternd und erkältend ging das Gefühl ihres Egoismus von ihr aus.

Die Rechnung des Egoismus betrog sie nun bei unserm deutschen Landsmann. Sie machte eine Erfahrung mit ihm, die ihr neu zu sein schien. Er war doch nur ein Mann, er bekannte seine sinnliche Natur aufs unverhohlenste; aber er hatte ein Bewußtsein von ihr, eine Herrschaft über sie, ja eine Ironie gegen sie, daß es ebensogut möglich gewesen wäre, ihn

durch die Sinnlichkeit zum Sklaven zu machen, wie einen Adler — mit einem Mückenköder zu fangen. Der weibliche Mongolenkhan und seine wildgeniale Kriegskunst wurde an diesem Manne zuschanden — wie Pfeil und Bogen an Schrapnellgeschossen. Das wenige, was Balm tat, um in bezug anderer Damen, wie Domenica oder die Kunstreiterin, ihre Eifersucht zu schonen, erkannte und durchschaute sie als ein weniges, und das wenige war ihr ein Nichts. Sie empfand, daß er seine moralische Freiheit behielt, und legte nicht den mindesten Wert darauf, ob er es ihr mit einem Takt von Galanterie mehr oder minder verberge. Den Schein zu retten, galt vor der Art, wie sie es aufnahm, als eine völlig verlorene, ja kleinliche und verächtliche Mühe, und Balm fühlte das augenblicklich heraus. An diesem Punkte nun, — und nach wenigen Tagen war Klarheit über diesen Punkt, — hielt Balm, aller menschlichen Voraussicht nach, das Verhältnis wieder für gelöst. Sie fühlte, daß sie ihn sinnlich nicht unterjochen könne, und er fühlte, daß sie ihn nicht bloß sinnlich besitzen wolle, wie etwa den Minente, daß er ihre Erwartungen täusche, ihre Opfer umsonst annehme, und nun war er gefaßt auf ihren Verdruß, oder, italienisch zu sprechen, auf ihre weibliche Wut darüber.

Er erfuhr aber das Gegenteil. Wenn in den ersten Tagen dieses Verhältnisses die Naivität, womit sie ihn aufzusaugen meinte, eine zynische Großheit hatte, so war es noch großartiger, wie ruhig und gelassen sie diesen Anspruch fallen ließ und nun gar nichts zu wollen schien.

So grell war dieser Umschlag, so rätselhaft blieb das Erwartetste aus und trat das Unerwartetste ein, daß dieses zweite Stadium auch einen harmloseren Kopf stutzig gemacht hätte.

Balm prüfte sie. Er wählte das Motiv der Eifersucht dazu. Er sprach eines Tags von Donna Selina, so hieß die Kunstreiterin, und diesmal absichtlich in einem Tone, als ob es ihm unmöglich sei, sie zu vergessen.

Mit großem Gleichmut sagte Damerata: die dürfte schwer zu erlangen sein. Man sagt, sie ist die Geliebte eines Für-

sten. Möglich, daß sie das selbst nur ausstreut, um ihren Preis damit zu bezeichnen, aber dieser Preis wird dann jedenfalls hoch sein. Willst du übrigens, daß ich mich über ihre Verhältnisse genauer erkundige?

Balm traute seinen Ohren nicht. Noch vor wenigen Tagen war sie eifersüchtig auf alle Welt, auf den Schatten an der Wand, wie wir in Deutschland sagen würden. Er stand vor einem handgreiflichen Systemwechsel.

So wenig eifersüchtig bist du? schwebte ihm schon auf der Zunge; aber er verschluckte die banale Frage, weil er sich noch rechtzeitig besann, daß höchstens mit einer banalen Heuchelei darauf geantwortet würde. Er beschloß, sie vorsichtiger auszuholen.

Eines Tages führte es der Zufall, daß von einer Frau die Rede war, welche ihre Gefälligkeit gegen ihren Mann so weit trieb, daß sie selbst seine Liebschaften unterstützte.

Diese Gelegenheit ergriff Balm. Ein unbegreifliches Geschlecht seid ihr Weiber, warf er hin und absichtlich nicht mehr, — um ihr die Frage noch offen zu halten.

Damerata seufzte wie ein Mensch, der viele Geduld braucht. Nichts ist unbegreiflicher als das Mannsvolk selbst, sagte sie.

Wieso? fragte Balm.

Damerata antwortete: Wie macht man's euch recht? Plagt man euch mit Eifersucht, so wird man euch lästig und langweilig; gönnt und verschafft man euch eure verbotenen Früchte, so nennt ihr's auch wieder unbegreiflich. Warum unbegreiflich? Ein Weib macht ja fremde Reize zu ihren eigenen und vermehrt das Gefallen an sich, wenn sie durch andere gefällt. Und welches Ziel hat denn ein Weib sonst, als dem Manne zu gefallen?

Balm hatte recht gehört! Er wußte genug.

Sie verfolgte also das Ziel, Balm zu gefallen — um jeden Preis und unter allen Umständen. Im Vertrauen auf ihre Reize und auf die männliche Schwäche hatte sie diesen Erfolg der Sinnlichkeit erwartet und sich getäuscht. Ihr Geist, so roh und ungebildet er war, verlor aber nicht seine

Faſſung, ſondern arbeitete ſich von dem ungebärdigen deutſchen Pferde, das ihn abgeworfen, ohne Bruch und Quetſchung hervor und beſchloß, es beſſer reiten zu lernen. Sie unternahm es nun, ſeine Schwächen in ihren verborgenen Schlupfwinkeln zu ſuchen, ſeinen Geiſt zu ſtudieren und ſeinen Geiſt zu unterjochen.

Aber zu welchem Zwecke? war jetzt die Frage. Es ſchien nicht eben zum Zwecke der gemeinſten Ausbeutung, denn beſonders eigennützig oder geſchenkeſüchtig war Damerata ſo wenig, wie ihre Schweſter Domenica. Beide Schweſtern nahmen mit italieniſcher Genügſamkeit mäßige Geſchenke auf eine Art, welche ungeheuchelt zeigte, daß ſie weniger die Gabe als den Geber beſitzen wollten. Und doch — wie verſchieden war dieſe Art! Domenica, ein Kind des Augenblicks, raſch, feurig, leichtſinnig und gutartig, wollte ihn beſitzen wie einen Liebhaber; Damerata, ein Arſenal von anonymen Leidenſchaften und labyrinthiſchen Abſichten, ſchien ihn beſitzen zu wollen — wie ein Zauberer ſeinen dienſtbaren Geiſt! Wer errät all ſeine Zwecke?

Von dieſer Frau nun hätte es Balm zur Not ſchon begriffen, daß ſie Grund zu einer ehelichen Entfremdung ſein könne. Ein kalter Himmel und doch voll gewitteriſcher Unſicherheit iſt gewiß ein unwirtliches Wetter. Wer liebt es, zugleich zu fröſteln und den Blitzſtrahl zu fürchten?

Einſtweilen liebte es Balm. Fühlte er ſich doch einen ganz andern Mann, als der italieniſche Gatte es ſein mochte, — er ſei, wer er ſei. Jeder Deutſche zitiert Geiſter und ſpielt den Fauſt und liebt Geheimniſſe und verkehrt mit Dämonen. Balm wünſchte nichts anderes. Seine moraliſche Freiheit hätte es vielleicht bedroht, in den Händen einer Zauberin zu ſein, welche die feurige Sinnlichkeit Domenicas mit einem pikanten Geiſt, oder die maleriſchen Reize Dameratas mit einer ſeeliſchen Poeſie verbunden hätte. Er pries ſein Glück, das ihn in Ruhe ließ, ſelbſt indem er Unruhe ſuchte. Er freute ſich, daß ihm Domenica nichts zu empfinden und daß ihm Damerata etwas zu denken gab. In den Armen dieſer zweiten Liebhaberin freute er ſich, wie ſich ein Kenner über

chineſiſches Porzellan, oder Bernſtein und Elfenbein, über das ſeelenlos Schöne und Unbelebte, über Stoff und Form ſich freut, und wenn er im Widerſpruch mit ihrer gleichgültigen Sinnlichkeit ihr ſenſitives Nervenleben in Augen- und Mienenſpiel, ihr geheimes Wollen und Beabſichtigen und das ganze, obgleich nur geahnte, aber ſtillgehäufte Rechnungsmaterial ihres Denkens und Zielens ſtudierte, ſo freute er ſich, auf ſeine einſamen Spaziergänge Stimmungen, Eindrücke und Nachklänge mitzubringen, welche, ohne ihn leidenſchaftlich zu packen, juſt ſtark genug waren, mit Spannung und Intereſſe ihn momentan zu beſchäftigen. Soll mich doch wundern, wo dieſes Weib mit dir hinaus will! dachte er mit jenem Gefühl, welches von der Nähe des Unheimlichen nicht das Grauen, nur den Kitzel hat, alſo doppelt angenehm iſt. Er beſchloß nun auch ſeinerſeits einen kleinen Syſtemwechſel. Er beſchloß, einen Ton mit ihr anzuſchlagen, welcher ſcheinbar Vertrauen zeigte; manches mitzuteilen und auszuplaudern, was intim ausſah und es doch nicht war, um ihr ſelbſt die Zunge zu löſen und dem Rätſel ihrer Abſichten, die ſie vielleicht mit ihm hatte, auf ſeinen eigenen Wegen näher zu kommen. Kurz, er wollte handeln, nicht bloß ihr Handeln abwarten.

Vertieft in ſolche Gedanken, flanierte er einſt durch die Straßen, da ſah er an der Seite eines geputzten, breithüftigen Weibes eine Hebe vor ſich herſchweben, die ihm auf einen Augenblick ein allerliebſtes und ihm bekanntes Profil zuwendete. Indem er ſich noch beſann, wo er das reizende Köpfchen wohl ſchon geſehen habe, begrüßte ſie ein Vorübergehender, und wie ſie dankend ſich neigte, huſchte ihm die Nuance dieſer Bewegung wieder als bekannt durch die Erinnerung. Ach, es war Donna Selina, die Kunſtreiterin! Er hatte ſie im Phantaſiekoſtüm geſehen, und ihr Promenadenanzug, ein Pariſer Modenbild wie anderer Damen, verwirrte ihm jenen früheren Eindruck.

Ueberraſcht und planlos ſtand er im erſten Augenblick, dann folgte er den beiden Damen mechaniſch. Nicht lange, ſo verſchwanden ſie in einem Hauſe, das Balm verwundert

anſah, denn es ſchien ihm kein Wohnhaus, kehrte der Straße wenigſtens keine wohnliche Faſſade zu.

Aber das deutſche Gaffen iſt in Rom nicht das abſtrakte Ding, wie in Deutſchland; der dramatiſche Geiſt des ſüdlichen Volkslebens duldet das nicht, und im Nu taucht irgendwo der Dramaturg auf, welcher den Gaffer dramatiſiert. Kaum hatte Balm noch herausgegafft, daß er vor dem Portal eines Hauſes ſtand, welches auf orientaliſche Weiſe einem innern Hof- und Gartenraum ſeine Reize zuwenden mochte und wahrſcheinlich ein Damencafé oder eine von den wenigen Oſterien war, wohin auch die Modewelt ihren Fuß ſetzt, ſo ziſchelte ihm auch ſchon ein Kellner ins Ohr: Schon beſtellt, Signor, nichtswürdiger Umſtand, äußerſt fatal! Ein kleiner, buckliger Kerl — accidente! und knauſerig wie eine Mißernte. Aber wenn Exzellenz ihren armen ergebenen Diener bedenken wollen, ſo hab' ich ein Kloſett neben dem Glaspavillon, — gucken dem Zwerg in die Karten, paſſen ihm den Handel mit der Alten und Jungen ab. Gut kaufen, Signor, wenn man den Markt kennt! Hören iſt Wiſſen und Wiſſen iſt Haben, — gratuliere, Signor; ein Dirnchen wie eine Stahlklinge! Folgen Sie mir.

Unſer Landsmann war es in Rom ſchon gewöhnt, mit einem verbindlichen Lächeln ein Goldſtück zu geben, wo er in Deutſchland — eine Ohrfeige verabfolgt hätte! Im Nu ſaß er mit ſeinem Glas Gelato in einem kleinen abgeſonderten Kabinette, — die Tapetentür hatte ſich geräuſchlos bewegt, der Fußboden war beteppicht, — und behorchte durch eine verhängte Glaswand Menſchen, welche für ihr unbehorchtes Alleinſein gewiß ebenſogut, wie er ſelbſt, bezahlt hatten.

Auch wenn er gewollt hätte, zu einem anſtändigen Rückzuge war es zu ſpät. Als Balm eintrat, war die Unterhaltung ſchon ſo draſtiſch im Gange, daß kaum der beſte Kalenderheilige die verführeriſche Verſuchung, ſie zu belauſchen, mit Ruhm überwunden hätte. Denn kurz, im Glaspavillon hörte man eine Ohrfeige klatſchen. Gleichzeitig rief's mit Zorn und Verachtung: Gehen wir! Es ſchien die Stimme der Jün-

geren. — Also ein Punkt des Dramas, wo keiner die Loge verläßt, wenn er einmal sitzt.

Eine schrille Männerstimme kreischte wie ein Papagei: Aber meine Süßeste, was soll das heißen: gehen wir! Jetzt, wo ich Ihr Handgeld habe, ist ja der Handel geschlossen. Eine Ohrfeige von Schönen und ein Handschlag von Roßtäuschern hat all mein Lebtag den Handel perfekt gemacht!

Ich glaube gar, wir sind eingesperrt, sagte das Mädchen.

Laß ihn reden, antwortete ein tiefer weiblicher Alt.

Das heißt wie eine vernünftige Duenja gesprochen! schnarrte der Zwerg. Recht so: laß ihn reden! Rede, damit ich dich sehe, sagte Sokrates. Und just ums Sehen reden auch wir. Ah, Donna Orecchiatta, es widerfährt Ihnen da eine unaussprechliche Ehre! Was will man denn eigentlich? Man will Sie porträtieren. Und zwar porträtieren im weitesten Sinne des Worts. Man will Ihr Brustbild, Ihr Magenbild usw. bis zum Ende des Bilds. Kurz, man will I h r Bild, nicht Ihres Schneiders und Schusters Bild, wozu Ihre göttliche Person nur den Rahmen abgeben sollte. Fi donc! Kleiderstoffe gehören in Auslagekästen und die sind Tischlerarbeit. Sie aber sind Gottes Arbeit. Sie will man sehen ohne Kleiderstoffe, im Kostüm aller Kostüme, in der Uniform der Engel. Das ist ein liebes, nettes Kleidchen, äußerst passend und anschließend, und nur Tröpfe nennen es Nacktheit. Was nackt? Wäre die Haut nichts? he? Die Haut ist sehr viel. Die Haut, sehen Sie, besteht erstens aus der Epidermis, dann kommt das Malpighische Netz, hierauf die Lederhaut und zuletzt noch die Fetthaut. Ich bitte Sie, vier Enveloppen! Mehr als genug in unserm Klima! Daher die Leute, denen in der Aufregung warm wird, auch wirklich „aus der Haut fahren" wollen, was ich von Ihnen aber nicht verlange. Ich bin toleranter. Eine Schöne, die ich male, opfert mir nur ihr Schneiderkostüm, dafür aber lasse ich ihr — das „costume de peau", wie man es weiland im berühmten Hirschpark genannt hat.

Und das soll ich anhören müssen, knirschte das Mädchen; in welche Falle sind wir gegangen!

Falle? Wieſo, Falle? Verſteh' ich noch gutes, ehrbares Italieniſch? Nein, meine Holdeſte; Sie werden in mein Studio gehen, und das iſt keine Falle, ſondern ein Kunſttempel. Nun wiſſen Sie aber, was Tempelbrauch iſt. Vor ſeinem Tempel zieht ſogar der rohe Türke ſeine Pantoffel aus; in meinem Kunſttempel tut man dasſelbe — nur vom Pantoffel aufwärts! Eine ziviliſierte Italienerin . . .

Jeſus Maria, der Teufel! der Teufel! kreiſchte auf einmal der beredſame Zwerg. Balm war durch die Glastafel gebrochen, hatte ſich über ihn hergeſtürzt, ihn an der Kehle gepackt, zu Boden geworfen und trat ihn mit Füßen. Verende, Hund! ſchrie er mit lallender, wuterſtickter Stimme.

Die Frauen entflohen mit Angſtgeſchrei. Kellner, Mägde, Hausleute ſtürzten nach dem Glaspavillon. Hätte dieſer nach der Straße gelegen und nicht gegen das Innere eines Gartens, der zu dieſer, den Römern ungewöhnlichen Stunde nicht beſucht war, die Szene hätte einen Auflauf verurſachen und unſern Landsmann in ernſtliche Not bringen müſſen.

Die Hausleute aber nahmen an, Balm ſei ein Gatte oder Liebhaber, der einen Nebenbuhler bei einem Stelldichein überraſcht, und da ſie weder Dolch noch Blut ſahen, der Zwerg am Leben blieb und Balm für den verurſachten Schaden eine Handvoll Gold hinwarf, ſo laſen ſie dieſes als den einzigen Gegenſtand ihrer Aufmerkſamkeit auf, bedankten ſich noch, und niemand vertrat ihm den Weg ins Freie. —

Fünftes Kapitel

Im Schatten des Koloſſeums lag Balm, — dumpf, betäubt, fühllos. In ſeiner Bruſt wühlten die Furien, die ihn vom Nachtlager in der Lomelina aufgejagt. Jetzt war er Zeuge, er war dabei und hat es gehört, wie ein Mädchen im Dienſte der Schönheit betrogen wird um ihre Reinheit. In den innerſten Fibern erbebte er über dieſe Schandtat. Einem armen unſchuldigen Kinde abzuſchwatzen, was ſo äußerlich

ist wie ein Kleid, aber so innerlich sein kann wie das zarteste Seelenmark, in seiner unnahbarsten Heiligkeit den Begriff zu erschüttern, der die Jungfrau jungfräulich macht, aber auf den frivolen Trost hin, zwischen dem Aeußern und Innern, das ewig ungeschieden bleibt, willkürlich zu unterscheiden; wie nennt man dieses Verbrechen? Aber nennt man es überhaupt ein Verbrechen? Genießen wir nicht seine Früchte, sind wir nicht seine Mitschuldigen, sooft wir eine „Susanna im Bade", ein „Urteil des Paris", sooft wir das Nackte in der Kunst ansehen? Hat denn die Kunst aus der Natur nicht geschöpft? Balm hat gelauscht, wie sie an ihrer Quelle schöpfte, und war empört, aber tausendmal hat er das abgebildete Nackte gesehen und war nicht empört, hat gar nichts gedacht dabei. Was ist das?

Was ist Verführung? Er hat verführen gesehen, — kein Gott könnte es ihm wegdemonstrieren! Die ganze Welt hätte empfunden wie er, und doch nennt es die ganze Welt nicht mit diesem Worte. Also es wäre zu glauben erlaubt, daß, was nur unberührt geblieben, deshalb auch unbefleckt geblieben? Nur die Berührung könne vergiften, töten, und nicht auch — ein Hauch? Nein, nicht der Letzte dieses verfeinerten Zeitalters wird den Sinn so grob fassen. Und doch; es ist fein, Künste zu genießen, es ist Kultur, daß diese Feinheit sich ausbreite; aber was die Lebensluft der Künste ist, wird ein Pesthauch genannt!

Ist es recht, in solchen Widersprüchen zu leben? Denkt kein Mensch darüber nach? Oder wird es totgeschwiegen? Und warum? Was ist das? was ist das?

So dachte Balm, während er in brütender Bewußtlosigkeit nichts zu denken glaubte und leidenschaftlich ins Leere starrte. Wie die luftlose Glut eines Kohlenmeilers durchglühten ihn seine Gedanken. Fort und fort glühten sie.

Hat Prariteles die nämliche Szene aufgeführt, um das lebendige Mädchen, das ohne Zweifel das Urbild seiner Venus gewesen, zu seinen Kunstzwecken zu entblößen? Das war die Antike! Aber kann sich denn ein Gefühl, das in der Natur wirklich begründet wäre, nach Zeitaltern ändern?

Haben Freundſchaft, kindliche Dankbarkeit, Ehrlichkeit im Handel und Wandel, eine antike und eine chriſtliche Geſchichte? Weibliche Kleider unterliegen der Mode, kann auch weibliche Kleidloſigkeit der Mode unterliegen? Kann weibliches Schamgefühl antik oder chriſtlich ſein? Und wenn es nicht ewig iſt, was iſt es? Ein Spielball veränderter Meinungen? Aber was iſt der Kern in allen Veränderungen? Was iſt das Bleibende im Wechſel, wie denkt das Weib aller Zeiten und Völker von ſich ſelbſt? Von ſich ſelbſt? Haben wir das je zu Geſichte bekommen? Iſt es nicht richtiger, zu ſagen, ſie denken „von ſich ſelbſt" — wie die Männer ſie denken machen? Wäre das weibliche Gefühl nicht ſchließlich das männliche Gefühl, von den Starken, in deren Händen ſie Wachs ſind, ihnen angewöhnt, angelernt, anerzogen? Die Männer hinweggedacht — hätte das Weib aus ſeinem „weiblichen Gefühl" heraus die Wandlung von der korinthiſchen Laïs zur heiligen Eliſabeth . . . aber iſt es denn nur eine Wandlung? Dort liegt der Chriſtenrieſe Michelangelo und ſeine „Gruppe der Nacht" ſchmückt die Hochburg der Chriſtenheit: aber hat ihm das chriſtliche Gefühl ſeine Modelle nicht ſo gut erlaubt, wie das heidniſche dem Prariteles? Trägt die Kirche nicht mit Wonne und Stolz den Krönungsmantel „der ſchönen Künſte", die Quinteſſenz des heidniſchen Geiſtes, den ſie verdammt? Und wenn dem ſo iſt, warum mußte dieſes Koloſſeum zu Staub werden, warum durfte jene Peterskuppel ſich wölben? Bloß damit man es vor dem Ohre dieſer keuſchen Kuppel nicht nennen darf, was die Seele dieſer keuſchen Kuppel nicht entbehren kann? Iſt das alles? Iſt das ein Wendepunkt? Das war der Mühe wert um eine zweitauſendjährige Weltgeſchichte!

Armer Träumer! ſprang Balm auf, du zerſchlägſt dir vergebens den Schädel an dieſem Koloſſeum und an jener Peterskuppel; dafür iſt man in Rom. Tauſende haben ſich ihren Schädel ſchon eingerannt und Tauſende werden es noch tun. Koloſſeum und Peterskirche! Dieſe zwei ſteinernen Begriffe ſtehen da, wie zwei ſteinerne Heubündel, und

die ganze Menschheit zwischen ihnen wie Bileams Tier! Kau' nur an der harten Speise, du verdaust sie nicht! In die Einsamkeit flüchtest du, lungerst wie ein Molch im alten Gestein, kämpfst mit dir selbst einen Kampf aus, den du naiv wie ein Schulknabe für deine persönliche Streitfrage hältst, einen Kampf, der ewig ist und worin du der Märtyrer der ganzen Menschheit bist! Knabe, Knabe! schrie Balm und schlug ein grimmiges Lachen auf. Schade, um das zerbrochene Glas! An dem ganzen Abenteuer wäre nur eins sein Geld wert gewesen: das letzte Wort des Mädchens. Das hast du dir verdorben, törichtes Kind!

Und Balm ging fort — anders als er gekommen.

Sein eigener Gedanke hatte tiefen Eindruck auf ihn gemacht: vielleicht ist das weibliche Gefühl nur das männliche Gefühl!

Aber er ging fort, in der widerwärtigsten Stimmung, die einem Menschen möglich ist. Er fühlte nur das eine Bedürfnis: aus sich herauszutreten und Gesellschaft zu suchen. Welche? das war die wüste Zerfahrenheit seiner Stimmung. Er hatte zwei Stimmungen, nicht eine. Was er in sich aufgeregt hatte, war nicht zu schlichten; es gab dafür nicht einen Repräsentanten, sondern es mußte gewählt werden. Zerfallen zwischen Extremen fielen ihm zwei so verschiedene Menschen, wie Santafiore und — Damerata zugleich ein. Da begegnete ihm sein Tischnachbar, der junge Engländer, und machte dieser Ziellosigkeit ein willkommenes Ende. Er forderte ihn auf, mit einigen Landsleuten ein Trinkfest zu feiern, womit sie — echt englisch — noch am Strand der Tiber einen Wahlsieg ihrer Partei zu begehen vor hatten. Balm war sofort dabei. Er fand, daß ein fremder Gegenstand und eine ganz neutrale Gesellschaft just der passendste Lückenbüßer.

Als ihm der nächste Tag das Bedürfnis nach Menschen erneuerte, wählte er mit gesundem Sinn — Damerata. Mit gesundem Sinn, sagen wir, denn wenn ihm der Marchese zuletzt doch nur geben konnte, was er selbst hatte, — Gedanken, so fühlte er richtig, daß in der großen weiblichen

Frage, die ihn aufregte, das ſchlechteſte Weib noch ein beſſeres Studium als der beſte Mann.

Er machte ſeinen Beſuch zu einer ungewöhnlichen Stunde, aber Damerata empfing ihn wie einen, der juſt recht kommt. Es war ein Zug in ihrem Ausdrucke, der wieder um einen großen Schritt weiter ging als jener, womit ſie ſo unbefangen ihre guten Dienſte in Sachen der Kunſtreiterin angeboten. Balm war voll Spannung. Er fühlte ſofort, daß heute eine Vertrauenskomödie auf dem Repertoire ſtehe, daß das Siegel ihrer Geheimpolitik, die er vermutete, entweder zum Schein oder gar im Ernſt heute gelöſt werden ſollte.

Schon der Austauſch der banalen Gruß-Fragen um Neuigkeiten führte in medias res.

Weißt du, daß ich geſtern bald Witwe geworden wäre? fing ſie an.

Was du ſagſt! antwortete Balm, ſelber nichtsſagend.

Ein epileptiſcher Toller überfiel meinen Mann an einem öffentlichen Orte, und hätte ihn faſt erwürgt. Es fehlte ganz wenig und er wäre ihm tot unter den Händen geblieben.

Balm horchte hoch auf. Das war ja er ſelbſt und ſein Abenteuer mit dem Maler!

Aber wo wollte das hinaus? Warum ſagt ſie nicht: geſtern wäre mein Mann bald ermordet worden? Warum ſagt ſie: ich wäre bald Witwe geworden? Will ſie ihn ausholen, was er etwa täte, wenn ihre Hand frei würde? Macht ſie für dieſen Fall wohl gar Anſprüche an ihn?

Balm empfand ein gewiſſes Unbehagen. Er wünſchte ſich jetzt ſachte hinweg. Dieſe Wendung hatte er am wenigſten erwartet; er wußte am wenigſten damit anzufangen.

Um doch etwas zu ſagen, ſagte er: Konnte die Nachricht von Civitavecchia heute ſchon da ſein? Oder war Valori geſtern in Rom?

Ei was, Civitavecchia und Valori! Mein Mann iſt ein Maler, heißt Zuppa und lebt in Rom. Es iſt endlich Zeit, dir reinen Wein einzuſchenken. Du biſt mir kein Fremder mehr.

Aber warum bisher das Geheimnis? Ist eure Ehe eine Vertrauenssache nur für Intime und Eingeweihte?

Der Maler Zuppa hat gegen ansehnliche Vorteile einen Eid geleistet, sich nie zu verheiraten. Er hat diesen Eid gebrochen, denn ich bin seine Frau. Aber bis die Person stirbt, die seinen Schwur hat, muß unsere Ehe eine heimliche bleiben und das strengste Inkognito halten.

Das ist ja wunderlich, sagte Balm. Sonst geben sich Paare für verheiratet aus, die es nicht sind; du hast dich dem Schein auszusetzen, in einer wilden Ehe zu leben, und bist getraut. Aber sprich weiter. Was ist der Grund, weshalb jener seltsame Schwur geleistet werden mußte?

Aufrichtig, das weiß ich selbst nicht. Ich habe nie danach fragen dürfen.

Wirklich? Balm sah sie scharf an.

Sie hielt aber den Blick ruhig aus und sagte mit unverstellter Unbefangenheit: Du kannst denken, was die weibliche Neugierde darunter leidet. Das wäre mir ein Galan, der es von meinem Manne herausbrächte! Aber ein Italiener ist mißtrauisch gegen Italiener, denn unsere Leute sind schwatzhaft und die Zunge geht ihnen durch wie Weibern.

Balm lächelte. Es müßte also ein Forestiere sein. Und wo möglich ein Inglese oder Tedescho, einer von jenen langweiligen, maulfaulen Bären und Murmeltieren, denen die Zunge zwischen den Zähnen eingefroren ist, die zwölf Monate im Jahre Winterschlaf halten, die so lebhaft schwatzen wie tote Hirsche und so zugänglich sind wie ein verscharrtes Grab.

Damerata küßte ihn lachend. Gott weiß, warum man euch traut, denn Schelme seid ihr doch alle! Aber du hast recht. Ein Mann wie du müßte meinen kleinen Zuppa verschlucken, wie ein Haifisch eine Makrele. Und wahrlich, es wäre der Mühe wert! Es handelt sich noch um ganz andere Dinge als um meine Neugierde. Aus diesem Manne ist ein Geheimnis herauszuholen, das weit über eine Million Skudi wert ist und das gestern auf ein Haar mit ihm ins Grab gesunken wäre. Da fühlte ich recht, daß ich ein armes verlassenes Weib bin, das keinen Freund in der Welt hat!

Wichtige Urkunden? Verschreibungen? Erbschaftsansprüche? Oder gar ein geheimer, vergrabener Schatz?

Cospetto, du hast es beinahe erraten. Vergraben ist er zwar nicht, aber geheim! Verborgen und verheimlicht wie ein Phönirnest! Ja, es ist ein geheimer Schatz. Höre mich an. Was ich davon weiß, will ich dir mitteilen, denn dir vertraue ich. Du bist der einzige Mann . . . was sag' ich, du bist ein Mann! Doppelt vertraue ich dir: daß du dem Zuppa Meister wirst und daß du mich nicht betrügst um den Schatz . . .

Um den wir ihn zu zweien betrügen sollen? lächelte Balm.

Nein, nein! rief sie mit flammendem Eifer, worin das geübteste Auge Ernst oder Betrug nicht mehr unterschieden hätte. Er soll hundert Jahre alt werden und seinen Schatzort verschweigen! Aber wenn er stirbt, plötzlich stirbt, wer hätte ein näheres Anrecht darauf, als sein Weib?

Das ist wahr.

Und doch werde ich die Letzte sein, der er es anvertraut, und nie, nie wird er es freiwillig tun. In einer Nacht, wo ich ihn verschlafen, verliebt, weintrunken und trauverwirrt, kurz, ohne Besinnung glaubte, meint' ich, wie Delila, sein Geheimnis herauszubekommen; aber dieser Mann, der nur ein laszives Aeffchen und wahrlich kein Simson ist, war plötzlich ernüchtert, stand auf, zog sich an, verließ mitten in der Nacht zu meinem unaussprechlichsten Erstaunen das Haus, und beobachtete von dem Augenblicke an die Vorsicht, nie mehr unter einem Dache mit mir zu schlafen.

Höre, Schatz, das ist doch mehr als ein Aeffchen; der Mann scheint wahrlich ein Charakter.

Nicht so viel! rief Damerata heftig, und ihre Augen funkelten wild über den Widerspruch. Aber eine fixe Idee zu haben, dazu ist auch der Schwächste noch eigensinnig genug. Und seine fixe Idee ist es, man darf gegen Weiber nicht schwatzen. Laß einen Mann über ihn kommen, und er wird selbst ein Weib. Ich kenne dich und kenne ihn; ich weiß, was ich sage.

Nun gut; so unterrichte mich, worüber ich ihn ausholen soll.

Es existiert, fing Damerata an . . .

In diesem Augenblicke hörte man Schritte, die Tür ging auf und sorglos trällernd stand der Minente im Zimmer.

Balm stand auf und sagte mit einem unvergleichlichen Aplomb: Was soll das, Madame? Wenn Sie an einer Entzündung der Herzklappe leiden, wie meine Untersuchung mit einer untrüglichen Gewißheit feststellt, so kann Ihnen weder mein Rezept, noch eine Luftveränderung, noch selbst die rationellste Diät so gute Dienste leisten, als das Regime, das ich Ihnen wiederholt empfohlen: Ruhe, absolute Ruhe! Solange wir die Entzündung noch als konstant beobachten, muß ich Ihnen als oberstes und strengstes Gesetz diktieren: keinen wie immer gearteten Besuch zu empfangen. Haben Sie mich verstanden, Madame? keinen, sagte ich! Nicht einmal eine alte Nachbarin kann ich Ihnen erlauben, geschweige einen jungen Mann, auch wenn es ein Bruder, Vetter oder wer immer wäre. Man kann sich in jedem Gespräche leicht echauffieren, durch eine aufregende Neuigkeit in Gemütsbewegungen geraten. Ich empfahl Ihnen schon seit Tagen, wie eine Pflanze zu leben und nicht wie ein menschliches Wesen. Wenn dieser Besuch hier angenommen wird und nicht sofort sich entfernt, so muß ich Sie bitten, mich nicht mehr rufen zu lassen, denn ich bin nicht gewohnt, daß man meine ärztlichen Ratschläge vor meinen Augen mißachtet.

Der arme Junge aus Trastevere stand wie versteinert bei dieser Rede und hatte, noch ehe Balm das letzte seiner nachdrücklichen Worte gesprochen, maßlos erschrocken die Flucht ergriffen.

Anders malte sich Dameratas Erstaunen. Ihre Augen funkelten, aber ihr Blick war furchtsam. Es war ein Doppelausdruck, der das Widersprechendste zugleich ausdrückte. Das ist der Mann, den ich suche und brauche! jubelte es in ihren triumphierenden Mienen, in denen Freude, Ueberraschung, Bewunderung wie auf Flügeln emporflogen. Aber — der Flügelschlag war nicht fest! Sie hatte einen jener Momente, wo auch das dämonisch-unternehmendste Weib vor dem Zauber der männlichen Ueberlegenheit erschüttert zu-

rückbebt. Das [illegible] Meister für Zuppa, aber wird er nicht auch mich selbst [illegible]meistern? Ist dieser Fund nicht zu groß für mich? Dieses [illegible]eug für meine Hand nicht zu wuchtig? Und man sah sie [illegible]ifeln, zagen, bedenklich werden.

Wir sind wieder alle [illegible]prich, sagte Balm.

Accidente! vielleicht [illegible]te ein Unglückstag. Vielleicht war das ein Zeichen, daß [illegible]e nicht sein soll. Und warum auch heute? Mein Man[illegible] ja nicht alle Tage erwürgt werden!

Und wirklich war jetzt nichts [illegible] aus ihr herauszubringen. Balm, — um für die Sache [illegible] anderes Interesse zu verraten, als was sie selbst hatte, — [illegible] auch nicht weiter in sie.

Damit endete aber doch diese Unter[illegible], daß sie ihm Zuppas Wohnort nannte und eifrig ihm anriet, seine Bekanntschaft zu machen. Balm versprach es und entschloß sich auch gleich, ihn aufzusuchen.

Als er fortging, sah er in der Nähe des Ha[illegible] den Minente auf und ab wandeln. Der Pretaccio wartete nur den fatalen Doktor ab, um die verbotenen Gemütsbe[illegible]ungen zu erregen.

Balm lächelte und — dachte an seine eigenen Anlie[illegible].

So weiß er denn endlich die Zwecke und Absichten [illegible] Weibes. Es hätte noch schlimmer kommen können. Seine Phantasie hatte ihm Streiche gespielt; er dachte an römische Messalinen und griechische Theodoren, er dachte an dunkle Greuel und ruchlos ersonnene Frevel. Ein zahmeres Gespenst enthüllt sich, es handelt sich um einen „Schatz" des Mannes, für dessen rechtmäßige Mitbesitzerin sie sich hält. Freilich — im Innern dieses unbedenklichen Eingangs könnte es schon abschreckender aussehen! Wieder fällt ihm das Geklatsch der Nachbarinnen ein, das er fast schon vergessen hat. Ist der geheimnisvolle Schatz etwa ein Depot — von falschen Banknoten! Wird er angeworben, sie in Umlauf zu bringen? Daß die Kastanien, die er hier aus dem Feuer holen soll, eine lautere Ware, das bildet er sich keinesfalls ein. Damerata kocht in einer Hexenküche, es sei was es sei.

Und doch hat diese Stunde etwas Befreiendes für ihn und er glaubt nach einem langen unheimlichen Alpdrücken sein Herz erleichtert zu fühlen. Das scheint wenigstens gewiß: Damerata ist kein Abgrund, in welchen ihr Opfer jählings hinabstürzt; er wird in die grundlose Tiefe schrittweise gehen, und kann jeden einzelnen Schritt, wenn er nur selbst will, auch wieder zurückmachen.

Und so beschloß er, dem gruseligen Reize dieses Verhältnisses noch weiter zu folgen.

Meister Zuppa war leider nicht zu Hause. Balm bedauerte es, denn er versprach sich recht starke, elektrische Reibungen mit dieser kaustischen Teufelsfratze. Da er ihn gestern nicht erwürgt hatte, so trug er den Mann wie einen ätzenden Brennstoff in sich. —

Sechstes Kapitel

Es war schon spät, als Balm nach Hause kam, es war schon bald Nacht. Desungeachtet sagte ihm seine Hauswirtin, ein Herr warte bei ihr schon seit einer Stunde auf ihn. Er soll herüberkommen, sagte Balm und schloß sich sein Zimmer auf. Der Besuch trat ein.

Balm traute seinen Augen nicht; — es war Signor Zuppa!

Mit ausgebreiteten Armen flog ihm der Zwerg entgegen. Das ist ein Labsal! schrie er. Männer wie Sie muß man aufsuchen und wären sie im Unterfutter des Vesuvs eingenäht! Sehen Sie, mein Verehrtester, ich bin ein schlechter Kerl. Aber wer sagt mir das? Wo ist der Mann, der mir Gerechtigkeit widerfahren läßt? O Signor, das ist eine Qual! Wofür lebt man, als um erkannt, verstanden, begriffen zu werden? Aber glauben Sie, ich habe in Rom nur die geringste Chance dafür? Gott bewahre! Die Halunken hier tun, als ob ich der rechtschaffenste Mann wäre. Das kränkt, Signor. Jeder Mensch hat seine Eitelkeit und mit Recht. Der

Durſt, ſich kennen zu machen, iſt ſo groß, daß ein ordentliches Scheuſal noch im Tode ſich drucken läßt, um wenigſtens aus ſeinen Memoiren verflucht zu werden. Nun, wie ich da ſtehe, treibe ich mein nichtsnutziges Zeug am Sonnenlicht, ſo hell es in Rom ſcheint. Aber hilft es mir was? Hab' ich ein Renommee? Spricht jemand von meinen Laſtern? Heißt es: dort geht das Alräunchen, der gottloſe Teufelsſohn Zuppa? Ja, wer mich je ſo ſchön gewürgt hätte, wie Sie geſtern! Wer mir je geſagt hätte: verende, Hund! Nicht wahr, Hund ſagten Sie? Sehr richtig. Das iſt das Wort. Aber ich hörte es ſeit vierzig Jahren wieder zum erſten Male. In dieſem Spitzbubenland finde ich nirgends meinen Kontraſt. Ich ſterbe ab, ich löſche aus. Ah, laſſen Sie mich ſchnaufen. Sie müſſen mein Freund ſein! Sie ſind mein Salmiakgeiſt! Wie neugeboren bin ich ſeit geſtern!

Mit äußerſter Kaltblütigkeit ſagte Balm: Neugeboren? Danken Sie Gott, daß Sie nicht neugeſtorben ſind. Sie könnten ſeit geſtern aus dem vertrocknetſten Menſchen die friſcheſte Leiche geworden ſein. Und wer ſagt Ihnen, daß ich heute nicht fortfahre, Sie zu erwürgen?

Der Zwerg retirierte. Bitte gehorſamſt! Sie können mir noch ganz anders nützen, als mit Ihren Fäuſten. Pfui, pfui, ſchlechter Geſchmack, ſich ermorden! Geſtehen Sie's nur, es war nicht ſchick, mich erwürgen zu wollen. Entzückt hat mich eigentlich bloß die Neuheit daran. Aber ſo läßt ſich nicht fortfahren. Nur Kinder wiederholen Witze. Pfui, pfui, Signor, ſagen Sie das nicht noch einmal.

Sie haben recht, antwortete Balm mit Würde; umarmen wir uns!

Hol' Sie der Teufel! ziſchte der Maler wie eine böſe Katze. Ich glaube gar, Sie werden liebenswürdig? Bleiben Sie im Charakter, Herr! Der Himmel hat Sie über die Alpen geſandt, wie das Rauhe zum Reibhölzchen. In dieſem Quarklande, Gott verzeih' mir die Sünde, gibt es überall keine Friktion. Sogar im Beichtſtuhle nicht. Menſchliche Schwachheit! gähnen ſie kaltblütig, oder miſchen wohl ſelber noch ihre feiſten Diebsklauen drein, was freilich oft die luſtig-

sten Händel setzt. Aber auf die Länge wird es langweilig. Abwechslung will der Mensch. Der stärkste Mann kommt vorn Hund bei einerlei Kost. Ich liebe mir Laster mit einem Tröpfchen Gewissen darauf, wie Zitronensäure auf Austern. Ich bin edler Gefühle fähig. Glauben Sie mir's, Herr, es ist so. Mein Wort ist Gold!

Mit hohem Tone rief Balm: Dann packe dich, Schurke, wenn du nicht einmal ganz bist! Edle Gefühle habe ich selbst. An dir, kleiner Tollhäusler, könnte ich höchstens Geschmack finden, wenn du unverwässert und unvermischt ein Faß voll Schlechtigkeit wärest, rein, wie dich der Teufel gekeltert hat, ohne allen Beigeschmack von Moral und moralischen Ansprüchen!

Der Maler machte ein nachdenkliches Gesicht. Ich will mir's überlegen, sagte er. Es ist eine weitläufige Thesis. Wir sprechen noch darüber. Glauben Sie, daß sich das stehenden Fußes abmachen läßt. Unmöglich, Herr. Was mich betrifft, ich finde, man muß die Farben verschmelzen. Mit ungebrochenen Farben malen die Weißbinder. Nein, nein, Herr, Ihr seid kein Künstler. Was sag' ich, Ihr seid kein Christ, kein guter katholischer Christ. Je größer der Sünder, desto größer der Heilige. Inzwischen — wie gesagt — es hat sein Für und Wider. Ich weiß schon, was Euch vorschwebt. Ihr wollt Stil. Gehorsamer Diener, ganz meine Meinung! Ja, ja, Stil; darin habt Ihr recht. Es darf zwischen Gut und Schlecht kein charakterloses Schwanken sein. Aber daß sie einander ausschließen sollten, das Gute nur gut, das Schlechte nur schlecht sein, darin irrt Ihr gehorsamst. Es wäre ein Unglück für den guten Geschmack. Ueberlegt es Euch, Herr, Ihr werdet mir's danken.

Balm sagte mit einer Verbeugung: Mein Herr, Sie sind ein denkender Kopf. Sofern ich Ihnen nicht das Genick breche, verspreche ich mir Dauer von unserer Freundschaft.

Der Maler runzelte die Stirne. Mit Eurem Genickbrechen! Wer Euch so ansieht, sollte denken, Ihr hättet bessere Manieren. Was gehen Euch meine Streiche an? Schimpft

über sie — das ist mir just recht, — aber gönnt einem alten Junggesellen seinen letzten Faschingstag.

Erstickt, Lügner! donnerte Balm. Was, Junggeselle! Signor Zuppa ist verheiratet, nennt sich Valori und seine Frau heißt Damerata.

Der Maler prallte zurück. Sehen Sie, man kann nichts verreden. Unter diesen Umständen bin ich genötigt, Sie selbst ermorden zu lassen. Es tut mir leid, Verehrtester; aber wer das weiß, der gefährdet mich. Dem stopf' ich das Maul mit Erde. Gott befohlen!

Balm aber packte ihn, hielt ihm den Mund zu und sagte ruhig: Höre mich an, Kleiner. Mache keine dummen Streiche. Ich gebe dir als ein deutscher Ehrenmann mein Wort, daß ich dein Geheimnis so gut bewahre wie du und noch besser. Ein Deutscher kann schweigen, was ihr welschen Starmatze nicht könnt. Im übrigen höre dieses: Wagtest du wirklich ein Attentat auf mein Leben, so will ich wenigstens nicht ungerächt sterben. Ich hetze dir die fürchterlichste aller Polizeien an den Hals, die Weiber. Stehenden Fußes gehe ich zu deiner Frau und sage ihr, wo sie den Mörder zu suchen hat, wenn man mich tot findet. Dann warte ab, was geschieht! Du hast das sicherste Mittel ergriffen, dich um dein Geheimnis zu bringen.

Balm ließ ihn los. Der Maler machte einen Rundsprung, lachte und klatschte wie toll. Also Ihr kennt sie, die kleine Megäre? Hahaha, wie mich das freut! Wir fangen an, uns zu reimen. Ihr erdrosselt mich nicht aus Moralität, sondern weil Ihr sie alle allein wollt! Ausgezeichnet! Ihr seid schlau, wie eine Steinbutte. Aber ich hätte mir's ja denken können. Alle Magnetnadeln stehn nach Norden. Freilich, freilich! Es wär' auch schad um Euch. Nun, was sagt Ihr zu der Dame? Ein Leib wie ein Bergkristall, he? Ich beiße mir die Nase ab, wenn sie nicht der schönste Leib in Italien ist! Ein Fleisch, wie eine atmende Perle! Die Peterskuppel gegen einen Fingerhut, wenn ich lüge! Was lügen? redet selbst! Dem Mann im Amte glaubt man für zehne. Aber bildet Euch nur nicht ein, Ihr wäret der einzige. Um Gottes

willen, seid dieser Narr nicht! Das eben ist ja mein Gram: so viel ihrer sind, wir kennen einander weniger, als der Jänner den Maulbeerbaum. Ich müßte billig das Recht haben, daß meine Hausfreunde mich unterhalten, mit mir zechen, spielen, Possen reißen, mich loben und bewundern, meinen Ruhm ausbreiten, oder — wir stünden gar im Tauschhandel! Hol' sie die Pest! Die Kackers betrügen mich um all meine Benefizien. Sie helfen mir just so viel, wie die Wolken der Sonnenuhr.

Ei, Signor Zuppa, welchen Unsinn schwatzt Ihr da? Habt Ihr vergessen, daß Eure Ehe eine heimliche ist?

Teufel, Teufel, mein Konzept wird wackelig! Seht Ihr, daß ich einen Freund brauche? Da seht Ihr's selbst. Ja, ja, es ist richtig: der Papst und ein Bettler denken mehr als der Papst allein. Hol' mich der Teufel, Ihr habt recht. Meine Ehe ist eine heimliche. Aber wieso wißt Ihr das, Meister Ueberwitz, he? Hat es Euch die Dama verraten? An einem Reiskorn soll sie ersticken! Gott und meine Seele, ich bin ein verlorener Mann! Welche Ehepakten hab' ich ihr nicht bewilligt, daß sie die Ehe geheimhält! O du Giftbüchse, du Blasbalg des Teufels, du höllischer Vogelleim! Wie sagt der Sizilianer? wer Esel treibt und sich auf Weiber verläßt, kommt nicht ins Himmelreich. Das große römische Staatssiegel drauf! Ich bringe sie um, die Harpye!

Gemach, mein ehrenwerter Freund. Ich appelliere an Eure edlen Gefühle. Tut unserem Weibe ja nichts zuleide; sie ist unschuldig. Ihr seid mehr Plauderer als sie. Besinnt Euch, wie oft Ihr selbst Eure heimliche Ehe ausgeplaudert, denn — mein Konzept wird wackelig, sagtet Ihr just in diesem Augenblicke.

Aber der Bucklige war ernstlich in Kummer. Unschuldig! Die Dama unschuldig! Ihr redet wie eine Vogelleier. Mein Stockknopf weiß es besser! Wißt Ihr, was ich Euch sage? Stellt Eure Ohren auf Stelzen, horcht auf, so hoch Ihr könnt! Es war ihr eigener Auftrag, daß Ihr mich gestern umbringen solltet! He, beizt das? Helf' Gott zu der Prise!

Und nun laßt mich gehen, oder ich schreie, daß die Engelsburg wackelt!

Balm stand erschüttert. Welch ein Wort hatte er da gehört! Sprach der Zwerg mit Grund? Hatte es in dieser Ehe einen Schein von Wahrheit, daß die Frau dem Leben des Mannes nachstellen könnte?

Zu wichtig war diese Frage. Balm mußte einen Einblick in das Innere einer Ehe gewinnen, welche ihm Gesichter zeigte — bald mit possenhaften, bald mit tragischen Zügen ihrer Charaktermaske.

Ernst, aber gelassen, sagte er zu dem Maler: Signor Zuppa, Ihr sprecht da ein großes Wort! Mehr kann ein Mann nicht tun, als sein Weib für seine Ehemörderin halten. Hegt Ihr diese Meinung im Ernste? Gibt Euch der Charakter der Damerata einen Grund dazu? Oder wißt Ihr Euch schuldig, daß Ihr sie selbst zu so verzweifelten Absichten treiben könntet?

Ich? ich? von den Eskimos bis zu den Hottentotten findet Ihr einen so exemplarischen Narren und närrischen Exemplar eines guten Ehemanns nicht wieder. Was will die Dama? Liebhaber? Freiheit? Geld? Wenn sie alle Spatzen Roms zu Liebhabern will, so laß' ich sie ihr. Wenn sie mit allen Toten des Campo santo verheiratet wäre, so könnte sie nicht mehr Witwenfreiheit haben. Und Geld? Pah, in diesem Punkte bin ich zu stolz, mich zu rühmen. Fragt sie selbst, was ihr abgeht und ob sie mit einer Sultanin tauscht.

Nun denn, warum sprecht Ihr einen so abscheulichen Verdacht gegen sie aus? Welches Interesse könnte sie haben, Euch nach dem Leben zu trachten?

Weiß ich's? Vielleicht, daß sie sich einbildet, ich wäre Gott weiß mit welchen Schätzen zu beerben.

Einbildet! Was hat sich da einzubilden? Verheimlicht ihr nichts! Zeigt ihr Vertrauen!

Hört, Freund, alles hat seine Grenzen. Wenn Ihr langweilig sein wollt, so erwürgt mich lieber noch einmal. Ich finde das viel amüsanter.

Balm hatte nicht die Absicht, das Schatzgeheimnis im

Sturm zu erobern, wie es ohne Zweifel Damerata, trotz ihrer lauernden Klugheit, mit rabiatem Eigensinn versucht und — verfehlt. Er kannte jetzt seinen Mann und hielt es für ein wahres Kinderspiel, diesen Menschen zu überlisten, wenn er es eben männlicher anfange als ein Weib. Daß er heute nur die Sonde anzusetzen vermocht, war ihm für die erste Stunde der Bekanntschaft schon Erfolg genug.

Es war teils wirkliche Regung, teils Plan und Berechnung, daß Balm jetzt e[illegible]n gemütlichen Ton anschlug. Er legte dem Zwerg seine [illegible]de auf die Schultern und sagte mit einem Gemisch von Wohlwollen und Mitleid: Also Ihr traut unserm Weibchen den schlechten Geschmack zu, Euch aus der Welt zu schaffen? Einen so großen Künstler! Einen Ehrenmann von so liebenswürdigen Grundsätzen! Ei Meister Zuppa, was fällt Euch ein! Kein zartes Frauenhändchen würde diesen kühnen Griff in die Weltgeschichte machen. Die Sonne am Himmel, Eure Palette auf Erden! Ihr müßt leben; ich befehle es. Seht, dieses Rom konnte seinen Cäsar umbringen, aber vor seinem Zuppa würde sich selbst der Dolch ein zu Brutus in ein Kußhändchen verwandeln. Und Damerata ist kein Brutus und noch weniger bin ich ihr Cassius Mitnichten; ganz im Gegenteile. Hätte Damerata wirklich die weibliche Schwachheit, Euch ein bißchen totstechen zu wollen, so würde ich diesen Geschmacksfehler in Güte oder mit Gewalt zu verbessern wissen. Seht, so schön sie ist, aber eher dreht' ich ihr eigenhändig ihr Taubenhälschen um, als daß ich Euch nur ein Haar krümmen ließe. Fürchtet Ihr dergleichen, so wißt, daß ich es nunmehr für meinen providentiellen Beruf halte, meine Stellung in Eurer Ehe, mein Verhältnis zu Euch und Eurem Weibe als Wächter Eurer Sicherheit aufzufassen und Euer guter Engel zu sein. Von diesem Augenblicke an steht Ihr unter meinem Schutz, Meister Zuppa!

Topp! rief der Maler, ich nehm' Euch beim Wort. Steh' ich unter Eurem Schutze, so bleib' ich drin stehen — bis der Großsultan ein Kapuziner wird. Aber sagt mir, Verehrtester, was für ein Ding ist Euer Schutz? Was tut er, wie

sieht er aus, wie definiert Ihr ihn? Denn ich versichere Euch, die spanische Treppe ist zwar breit, aber sie wimmelt von Bettlern und ein T[illegible], der im Tageslichte gehängt wird, ist übler dran als ein Bräutigam, der nachts im Finstern tappt. Gar erstaunlich sind alle Dinge verschieden! Drum hört mich, Herr Schwager! Wenn Ihr mich wirklich schützen wollt und es ist Eure aufrichtige Meinung, so geht in die Apotheke und holt mir das Giftrezept zurück, nach welchem ich schon zehn Jahre lang behandelt werde. Das heißt, um Euch mit wünschenswerter Deutlichkeit aufzuwarten, lockt der Damerata meinen Ehekontrakt heraus. Seht Ihr, das ist das Hübsche an Euch, daß Ihr sie küßt, aber nicht geheiratet habt. Nicht jeden hat der Himmel mit soviel Verstand gesegnet. Wahrhaftig, ich glaube, Ihr habt meine Portion mitbekommen. Nun, sie sei Euch gegönnt. Der Verstand ist Gemeingut; wer ihn hat, der hat ihn wie der Hund die Flöhe: für sich selbst und für all seine Nächsten.

Mich dünkt, Meister Zuppa, Ihr habt die Schurkerei auf eine ähnliche Weise. Ein armes Weib nach zehnjähriger Ehe um ihr gutes Recht betrügen! Wie nennt Ihr das, he?

Ihr tut es sehr billig, Gevatter, wenn Ihr die Ehe nur zehnjährig nennt. Wenigstens zweihundertjährig ist sie! Während sie verheiratet ist mit mir, war und ist sie verheiratet im Trastevere, auf dem Korso, im Vatikan, auf der Piazza Navona, auf allen sieben Hügeln! Summiert diese Ehen zusammen, und sagt mir, warum just ich der auserwählte Esel sein soll, der für den kleinsten Posten das ganze Konto saldiert?

Wenn Ihr so denkt, warum habt Ihr sie dann geheiratet?

Merkwürdig! Das fragt Ihr, mein Kompagnon? Warum liebt Ihr sie, warum besucht Ihr sie? Und Ihr habt sie doch kennen gelernt, in Kleidern bis an den Hals, aber nicht wie ein Maler sein Maler-Modell. Herr, das macht einen Unterschied in der Weltgeschichte, — wie zwischen Siegern und Besiegten, zwischen gewonnenen und verlorenen Schlachten!

Sie war damals vierzehnjährig und ich mußte sie im Auf-

trage malen. Ich für meine Person wähle mir mein Modell nicht vierzehnjährig, so wenig wie die Griechen, die uns zwar siebenjährige Kinder und siebzehnjährige Nymphenmädchen genug hinterlassen haben, aber keine einzige Skulptur, die dazwischen läge. Sehr gescheit! Diese Schwerenöter wußten, was schön war. Und schön ist der vierzehnjährige Körper nicht, sondern hart, eckig, mager, unsicher in der Haltung und unreif in der Form; auch halbreif noch unerträglich, wenn das voraus und jenes zurück ist; am grauslichsten aber die Täuschung der wirklichen Vollreife, die niemanden täuscht, denn dann haben wir sicherlich die schwammige Anlage einer skrofulösen Lymphe vor uns. Das alles litt nun eine Ausnahme, wie wenn ein Tempelvorhang von oben bis unten zerreißt und das Allerheiligste sichtbar wird, in jenem unerhörten Augenblicke, wo mir die vierzehnjährige Dama ihr Modell stellte. Ich sah einen Leib, den ich zeitlebens nur e i n mal gesehen, und da war er von Stein und überdies noch ein Torso. Aber denkt Euch die P s y c h e v o n C a p u a ganz und lebendig, und Ihr seht den Leib der vierzehnjährigen Damerata. Als dieser Leib aus seiner letzten Hülle he vorstrat, da fiel ich rücklings auf meinen Buckel, streckte [illegible] Beine gegen Himmel und schrie miracolo! miracolo! [illegible]

Zu die Reden Effekte errate ich das übrige, sagte Balm. Ihr Vater, [illegible]nsche, aber die Dama hatte Tugend. Sie erh[illegible]alazzo Sciarr unter der Bedingung, sie zu heiraten.

Palazzo Sciarra im Grunde nichts Neues. Geheiratet wol[illegible]eine Mausfallelle sein, wenn sie die Stärke des Künst[illegible]ustand, den des Menschen umschlagen sehen. Aber [illegible]assen da. Auch [illegible] mit sich, und da alle Begriffe dehn[illegible] sind, so handelt [illegible]n Trauung und Witwenstand zuletzt auf den Zwischenraum einer Stunde herunter.

Ei seht doch! Nun dann lob' ich die Dama, daß sie Euch Mores gelehrt hat, an die [illegible]eslängliche Angel anzubeißen.

Das sagt Ihr, der Ihr das Würmchen von der Angel nascht und lustig dann weiterschwimmt! Schlau seid ihr Tugendhelden, die ihr aus den Hä[illegible]n der Sünder eure Rie-

men schneidet. Mir armen Sünder wurde es nicht so wohl! Ich verschluckte das Würmchen, daß mir das spitzige Eisen noch heute im Fleische sitzt. O Dama, Dämona, Dämchen, der Dämischen Fluch und Verdammnis! Was hast du mir angetan, du Satanskind, du Schachbrett des Teufels, du Haupttreffer in der Höllenlotterie!

Nun, was hat sie Euch denn angetan?

Keine Puppe ist so steif mit Werg und Sägespänen ausgestopft, als es dieser vierzehnjährige Wechselbalg mit eiserner Willenskraft war. Sie wußte, daß ich nicht heiraten durfte, ich sagte es ihr, ich schwor es ihr, ich bot ihr Geld und Gut zum Ersatz, — alles Windhafer! Nur meine Hand wollte sie, meine kleine bucklige Hand. Vergebens stellt' ich vor, daß unsere Ehe doch eine heimliche bleiben müßte, daß weder sie, noch die Götterkinder ihres himmlischen Ledaschoßes den unsterblichen Namen Zuppa vor Italien und vor Europa führen dürften; ihre Ehepakten wurden nur um so härter, aber auf der Ehe bestand sie. Ich steckte mich hinter ihre Eltern, die mir zu meinem Erstaunen gar keine Schwierigkeiten machten, so daß ich rein vereselt war, woher das kleine, dumme Ding einen so starken Willen hab[illegible]. Darüber ging ich zugrunde und seit sich David um Jona[illegible] gehärmt hat, oder Achilles um die schöne Briseïs, war [illegible] sie [illegible] großer Schmerz nicht mehr in der Welt.

Ihr lächelt. Welscher Fanfaron, denkt Ih[illegible]mmiert d[illegible] gefrorenen Renntiershaut. Ach mein lieber d[illegible]ch der aus[illegible]pfen, wenn Ihr mich damals gesehen hättet [illegible]osten das gan[illegible]ger. Mein Bauch verschwand, mein B[illegible] ein, aber gegen alles Ebenmaß wölbte sich rü[illegible]e dann geh[illegible] Buckel. Die Leute sagten mir nach, wenn ich [illegible] Kompag[illegible]m Bauche zur Erde legte, so sei Rom eine Ach[illegible] Stadt. Die Peterskuppel werde nicht mehr bemerkt und der Soracte sei aus den Reisehandbüchern gestrichen, weil man die Fremden auf meinen Buckel aufmerksam mache. Er werfe täglich längere Schatten und mache das Klima von Italien kälter. Das war damals die öffentliche Meinung in den Kaffeehäusern.

Ich verordnete mir eine Reisezerstreuung. Als die Kleine

meinen Ernst sah, sie zu vergessen, wurde sie endlich mürbe. Sie gab nach. Sie lud mich zu einer Zusammenkunft ein. Nur in mein Studio wollte sie nicht kommen, sondern bei ihr zu Hause sollte das große Liebhabertheater aufgeschlagen sein. Ich bemerke nämlich, daß diese ganze Zeit her vom Malen nicht mehr die Rede gewesen. Zum Aktmalen hatte ich sie nur einmal gesehen, und in dem Handel, den ich da anfing, bestand sie darauf, daß sie nur als meine Frau künftig Modell stehen wolle. Seitdem handelten wir um Frau oder Liebhaberin und als letztere bestellte sie mich jetzt in ihr Haus.

Aber wo war die Damerata zu Hause? Wäre sie zu Hause gewesen im Trastevere, oder im Ghetto, oder gar im Agro Romano, kurz, in einem verrufenen Nest der armen und verdächtigen Leute, so hätte ich Verdacht schöpfen mögen, daß ich in eine Falle gelockt werde, etwa in ein Kellerloch zu Wasser und Brot, wobei mir Ratten und Molche als Beichtväter zuredeten, das Teufelszeug von einem Ehekontrakt endlich zu unterschreiben.

Nicht wahr, das heißt Phantasie haben? Ja, Herr, man sieht sich vor, man ist früh aufgestanden, man kennt seine Leute, man hat ausgelernt. Uebrigens seid Ihr ein Narr in Folio, wenn Ihr das wirklich glaubt, sobald von Weibern die Rede ist! Paßt einmal auf.

Ihr Vater, der damals noch lebte, war Zimmerwärter des Palazzo Sciarra auf dem Korso, und dort wohnten sie auch. Palazzo Sciarra auf dem Korso! Ist das ein Schlupfwinkel, eine Mausfalle, eine Räuberspelunke? Welcher Römer nähme Anstand, dem Palazzo Sciarra auf dem Korso sich anzuvertrauen? Auch tat mir das Haus nichts zuleide; ich wäre ein Schuft, wenn ich das sagte. Es ging alles so ehrlich zu, wie beim Fuchsprellen! Hört mich nur an.

Von meinem Studio hatte die Dama persönlich mich abgeholt, so gütig war sie jetzt. Den Kapuziner, der sie begleitet, schickte sie fort, als wir uns auf den Weg machten. Der Weg war nicht nahe nach dem Palazzo, und ich wollte einen Wagen nehmen. Da sah sie mich eigen an — verschämt,

furchtſam, und verbat ſich den Wagen. So blieben wir auf dem Trottoir und durchwandelten wie zwei Lämmlein das Publikum. Mir aber brannte das Blut und mein Herz ſchlug mir gegen den Buckel wie das Feuer im Monte Veſuvio. Die Luft war ſchwül und kitzelte die Nerven, ohne ſie abzuſpannen. Endlich kamen wir an.

Sie führte mich in ein ſchönes gewölbtes Zimmer, welches im Erdgeſchoß lag, und fing an, ſich auszukleiden. Auf einmal beſann ſie ſich und ſagte: Wartet, mein Freund. Wenn ich mich wieder anziehe, ſo könnte ich mich gleich für die Oper anziehen, die wir heut abend beſuchen, denn Excellenza überläßt uns die Loge. Ich hole mir meinen Sonntagsſtaat. Ich bin gleich wieder bei Euch. Zauberiſch lächelte ſie mich an, klopfte mir die Wange und ſchlüpfte wieder hinaus, worauf ſie die Tür hinter ſich abſperrte.

Aber das Gewölbe, ſagte Balm, hat im Innern noch eine zweite Tür gehabt, die war auf Eurer Seite, eine Gittertür, und auf der entgegengeſetzten ein Vorhang oder eine Holzverſchalung.

Offenen Mundes ſtarrte der Zwerg ihn an. War die Dama frech genug, es Euch ſelbſt zu erzählen?

Das nicht. Aber ein Landsmann erzählt dieſe Geſchichte, Ferdinand Gregorovius, welcher ſie in Corſica gefunden hat, und welche wohl auch die Eurige iſt. Hört zu, ob ich recht habe.

Balm ergriff eins ſeiner Bücher, blätterte und las: „Es ſtand hier früher ein anderes Schloß, in welchem eine ſchöne und unbändige Dame, Savilia, wohnte. Dieſe lockte einſt einen mächtigen Herrn, Giudice von Iſtria, in ihre Burg, nachdem ſie ihm früher ihre Hand zugeſagt hatte. Iſtria kam und Savilia ließ ihn in das Turmverlies werfen. Aber jeden Morgen ſtieg ſie zum Gefängnis hinab und indem ſie ſich am Gitter desſelben vor den Augen Iſtrias entblößte, höhnte ſie ihn mit den Worten: Schaue mich an; iſt dieſer Leib gemacht, von einem häßlichen Manne, wie du biſt, genoſſen zu werden? So trieb ſie es lange Zeit“ . . .

Authentisch! rief der Zwerg; mein Text hat bloß folgende Variante. Meine Savilia präsentierte sich mir mit einem Savilio, einem schönen Jüngling, dessen Schönheit auch nicht — eine Schuhsohle verdunkelte! Mit dem lag sie, als die bewußte Holzverschalung auseinandergerasselt, in einem Nebenzimmer auf einer Ottomane und redete so zu mir durch das Gitter: Nicht wahr, Freund Zuppa, Ihr kennt wohl auch den alten Improvisator am Theater des Marcellus? Der erzählte uns neulich von Ländern und Sitten und wie es in Abessinien ein Volk gäbe, wo jedes Brautlager, um die Unschuld der Braut zu publizieren, vor den Augen mehrerer Zeugen gehalten wird, — was auf uns junge Mädchen einen großen Eindruck machte! Seht, Signor Zuppa, Abessinien liegt heute in Rom. Ich feiere soeben mein Brautlager — leider nicht mit Euch, denn Ihr versagt mir beharrlich Eure kostbare Hand. Aber weil ich Euch wohl will und weil auch Ihr mein Freund seid, so habe ich es so eingerichtet, daß Ihr wenigstens als Zeuge dabei sein könnt, denn ich vermute, Ihr betrachtet das Schauspiel, wie die kleine Dama das Weib dieses Jünglings wird, mit der ganzen Teilnahme Eures guten Herzens.

Groß und größer waren Balms Augen geworden, wie er den Zwerg im Verlaufe dieses ganzen Berichtes anstarrte. Jetzt packte er den Kleinen an beiden Schultern, schüttelte ihn und rief mit Stentorstimme: Kerl, ich werfe dich meine zwei Stöcke zum Fenster hinaus, wenn du es wagst, mir solche Bären aufzubinden! Alles hat seine Grenzen.

Der Zwerg sagte gelassen: Zwei Stöcke? Ich glaube, da wird man nicht augenblicklich tot sein. Folgt mir also Eure zwei Treppen nach, und wenn ich noch Atem habe, so will ich Euch alles Wort für Wort wiederholen. Es soll der letzte Hauch meines Mundes sein. Ich sage nichts als die Wahrheit. Das ist der modus, die maniera und das artificio, wie mich die Damerata geheiratet hat. Der Ehekontrakt, nach dem ich wie ein Besessener schrie, wurde mir durch das Gitter gereicht und blindlings kratzte ich meinen Namen darauf. Ebenso unterschrieben Notar und zwei Zeugen, denn diese

Perſonen waren im Brautgemach des abeſſiniſchen Brautpaares gleichfalls ſchon in Bereitſchaft.

Dahinter haben Pfaffen geſteckt, murmelte Balm. Sie bleibt noch als Werkzeug dämoniſch genug, aber die Erfindung gehört ſtärkeren Dämonen. Gut, dieſes Weib ſo zu kennen!

Was ſpinnt Ihr da? ſagte der Zwerg. Spinnt Ihr das gute Recht unſrer Dama? Iſt es Euch noch gut, dieſes gute Recht? Oder helft Ihr mir davon? Helft Ihr mir jenes ſchnöde Papier herauszubekommen und zu vernichten, auf dem ich noch ganz andere Dinge unterſchrieben, als die ſie mündlich mir vorgeſagt?

Wahrlich, Zuppa, man hat Euch großartig mitgeſpielt! Ihr mutet mir jedenfalls eine Spitzbüberei zu, aber es wäre doch nur ein Fingerhut voll gegen den Eimer, den man über Euch ſelbſt ausgegoſſen. Was läßt ſich da weiter ſagen? Am Ende iſt alles Polizeiweſen in der Welt eine halbe Spitzbüberei, um die ganze zu bewältigen.

Meiner Seel', Ihr ſeid ein Gott! jubelte der Zwerg. Was Ihr da ſagt, iſt das ganze Rätſel meines Lebens. Wie oft war ich ſelbſt Polizei und die Spitzbuben nannten mich Spitzbube! Glaubt mir, es iſt ganz wie beim Malen: wir malen Licht und Schatten, aber unſer Licht iſt ſelbſt wieder Schatten. Derſelbe Ton, der heute Licht iſt, kann morgen Schatten ſein, und was geſtern dunkel war, heute ſchon hell wirken. Es gibt kein Licht und Dunkel, kein Gut und Schlecht, ſondern nur eine Harmonie der Umſtände. Ja, ja, wer malt und Farben miſcht, verſteht die ganze Moral. Aber Ihr habt den guten Kopf, das alles hübſch auszudrücken, was ich als ſimpler Praktiker bloß übe. Darum reimen wir uns. Wir ziehen an einem Strange. Wir ſind Eier von einerlei Henne. Wo ich Gick ſage, da ſagt Ihr Gack ...

Aber jetzt ſag' ich: pack! Pack' dich, Kleiner, im Ernſte. Es wird ſpät und ich muß noch Briefe ſchreiben. Die Ehre deiner Bekanntſchaft iſt mir ein goldener Harniſch, den ich noch ungewohnt trage. Genug für heute!

Alſo, wann ſehen wir uns wieder? Wißt Ihr was?

Kommt morgen in mein Studio. Ich male einen Akt, — ratet, wen? Dame Orecchiatta, die Kunſtreiterin.

Teufel! rief Balm und packte den Zwerg, du biſt doch imſtande geweſen, ſie zu beſchwatzen?!

Freilich, freilich! Alles bin ich imſtande, ſolange ich nicht erwürgt bin. Alſo Ihr kommt. Ich ſtell' Euch eine Staffelei auf, nenn' Euch Direktor, Ihr nehmt einen Wiſch in die Hand und tut, als ob Ihr auch tätet. Obwohl—unter uns geſagt, viel verſprech' ich mir nicht. Sie iſt mir beſtellt. Meine Wahl wäre ſie nicht. Ein kleines, wildes Sprühteufelchen, — ganz recht, — aber alles Temperament, nichts Form. Eine Schönheit, mehr dramatiſch als plaſtiſch. Ich vermute ſogar, daß ihr das Reiten die Schönheitslinien gewiſſer Partien in handgreifliche Unordnung gebracht. Nun, Ihr werdet ja ſehen. Für Euch iſt's noch immer ein Schaueſſen. Alſo darf man Euch abholen?

In Teufels Namen! rief Balm und ſtampfte mit dem Fuße. Geſtern — „verende Hund!" und heute — Mitſchuldiger. Rom, Rom, was machſt du aus den Menſchen!

Topp, rief der Zwerg, Eure Hand darauf! Ihr ſeid ein äußerſt trätabler Kerl. Man hat doch Spaß von Euch. Und ſeht nun, ſolche Liebhaber behält ſich die Dama allein. Der Neidkragen! —

Und im Fortgehen ſchnalzte der Bucklige noch über die Treppe hinab: Alle Polizei iſt eine halbe Spitzbüberei, um die ganze zu bewältigen. Wahrlich, der Mann hat Verſtand. Welch eine Theſis! O grande, sublime, maraviglioso! Ich male ein allegoriſches Bild darauf!

Siebentes Kapitel

Pünktlich kam Zuppa tags darauf mit ſeinem Wagen und holte Balm in ſein Studio ab.

Ein Schauer überlief Balm, indem er ſeinen Fuß auf den Wagentritt ſetzte. Er hielt inne.

Was habt Ihr? fragte der Zwerg, der wenigſtens das Aeußere ſeiner Bewegung bemerkte.

Balm ſetzte den Fuß wieder zurück. Ich habe etwas vergeſſen, war ſeine einſilbige Antwort. Im nächſten Augenblicke war er im Torwege ſeines Hauſes wieder verſchwunden.

Ich kann nicht mehr zurück, murmelte er, indem er zerſtreut und zwecklos ſeine Treppe hinanging. Ich werde lächerlich, wenn ich mich losſchraube. Der Mann verſteht mich nicht, und — verſtehe denn ich mich? Fauſt, mit Mephiſto auf den Blocksberg fahrend. Ein Gedicht. Schön! Aber anders die Wirklichkeit. Ich habe eine dunkle Ahnung, daß es infam iſt, was ich tue, und keineswegs dichteriſch. Und doch! Ich muß Zeuge ſein, wie ein Mädchen ſich benimmt, das nicht ein bezahltes Modell iſt. Ich muß es ſehen. Mögen alle Wunden aufreißen und bluten! Feige Selbſtſchonung hat noch nie vom Wahn befreit. Ich muß dabei ſein. Vorwärts! Balm ſchüttelte ſich und kehrte mit haſtigen Schritten zurück.

Habt Ihr das Vergeſſene? fragte der Bucklige.

Gefunden! rief Balm und ſprang herzhaft in den Wagen.

Die Fahrt war lang und voll Staub und Hitze. Es ging nach jenem entlegenen Teil der Stadt, wo das moderne Rom ſeinen Bahnhof, das antike die Bäder des Diokletian hat, — heute mit Kaſernen verbaute Ruinen. Dort befand ſich Meiſter Zuppas Studio.

Der Wagen hielt. Dem öde gelegenen, im verworrenen Gartengrün verſteckten Häuschen, ohne Stil und Architektur, hätte man eher eine Keſſelflickerherberge als einen Künſtleraufenthalt angeſehen; deſto anheimelnder überraſchte das Innere. Es beſtand der Hauptſache nach eigentlich nur aus zwei Sälen, ja, ſelbſt dieſe konnten in einen einzigen verwandelt werden, denn was ſie ſchied, war eigentlich nichts als eine Bretterwand. Der erſte Raum präſentierte ſich als ein Entree, ein Empfangſalon, nur mit diskreten Nuancen von dem Negligé eines Arbeitszimmers. Das Ameublement war reich und wertvoll, aber noch mehr geſchmackvoll. Kein Modeſalon, wie er im Buche ſteht, aber auch kein Stumpfſinn

gegen die Mode. Pracht und Bequemlichkeit, Freiheit und Sitte! Scheinbares Durcheinander, aber kein Trödel, sondern eben nur Künstler-Vorhalle. Bizarres Vergessen der Etikette und doch gutes Gedächtnis für sie! War das alles Zuppas eigener Takt? Oder waltet unsichtbar die Hand einer gebildeten Freundin hier? Oder hatte der kleine Bucklige so vornehme Bekanntschaften, daß es ihm gelingen konnte, die besten Salon-Vorbilder frei und treu zugleich in die Künstler-Bohême zu übersetzen? Oder stand hinter diesen Dingen noch das Palazzo Sciarra, und die kleine raffinierte Zimmerwärters-Tochter? Wie dem auch sei, dachte Balm, der kleine Satan versteht sein Geschäft! Das Hereinschwatzen vertraut er der Macht seiner Zunge, aber wer einmal da ist, der kommt gerne wieder.

Der zweite und innere Saal verriet sofort seine Bestimmung zu eigentlicher Arbeit. Hier stand am unteren Ende desselben eine Art Thronbett, der Toro, wie es Zuppa nannte, der Standort für das „Modell". Es war für den ersten Blick nur ein Ruhebett auf einer Estrade, ausgeschlagen mit einem dunkelfarbigen Tuche. Das Gerüst schien allerdings komplizierter geformt, als ein gewöhnliches Hausmöbel zum Liegen und Ausruhen, und wies über diesen Zweck noch hinaus. Zuppa trat heran und manipulierte wie ein Zauberer. Drücker, Springfedern, Hebel und Kurbeln fingen unter seiner Hand leise zu ächzen und zu schnarren an; da nahm das Ruhebett im Flachen, Erhabenen und Vertieften auf allen Punkten Formwechsel vor; dazu ließ er vom Plafond wie von einem Schnürboden allerlei Bandagen und Gurten herabregnen und schließlich das ganze Gerüst um eine Achse eine Kreisdrehung machen.

Das alles sind Vorrichtungen, sagte er, um einem Modell das Ausharren in schwierigen Posen zu erleichtern; die letzte, um es ohne Veränderung seiner Lage von beliebigen Seiten aufzunehmen.

Sollten die natürlichsten Stellungen vor allen schwierigen, von welchen Ihr sprecht, nicht zugleich auch die schönsten sein? wendete Balm ein.

Aber Meister Zuppa mußte einen krassen Fuchs gehört haben, wie sein unnennbarer Seitenblick und ein verächtliches Zucken seiner Oberlippe verriet. Eine Weile sagte er nichts, dann sagte er brummig: Das Schweben ist sicherlich eine schöne Pose und doch eine unnatürliche! Sind es die „natürlichsten Stellungen", wenn die Jungfrau Maria zum Himmel hinauf- und eine andere Jungfrau, um ihren Endymion zu küssen, vom Himmel herabfährt? Die eine hat ihren irdischen Schwerpunkt schon verloren und die andere noch nicht gewonnen. In der Kunst ist alles schöner Schein und schöne Täuschung. Habe ich schön getäuscht, so habe ich meinen Augenblick weg, und hinterher sagt meinethalben, der Augenblick war unmöglich. An der Kunst ist es eben, das Unmögliche zu verwirklichen.

Aber sollte das nicht besser die Phantasie tun, als steife Maschinenbehelfe?

Das ist um einen Gran gescheiter gesagt, antwortete der Bucklige gnädig. In der Regel schließe ich ja selbst vor all diesem Krikelkrakel die Augen und warte den zündenden Funken der Imagination ab. Inzwischen — unnütz sind meine Mechanismen doch nicht. Ich kontrolliere mich daran; — nennen wir's gleichsam die Korrektur im Bürstenabzug, eh' die Phantasie auf Velin druckt.

Balm nickte. Sie verließen den Modellsaal wieder, in welchem nichts weiter zu sehen war. Von einer Puritaner Betstube unterschied er sich nur durch weltliche Eleganz, welche seine Leerheit und Einfachheit schön erscheinen ließ. Es war ein großer, fast ungeheurer Raum, der Boden Marmormosaik, die Tapeten lichtgrau mit Goldleisten. Gegen allen Künstlerbrauch war in diesem Atelier kein einziges Bildwerk zu sehen. Malereien und Skulpturen aller Art erfüllten den Eintrittssaal; hier, im Arbeitssaal, erblickte man keinen einzigen Kunstgegenstand. Es stört mich, sagte Zuppa, wenn ich mein Modell vor mir habe, irgend etwas Abgebildetes daneben zu sehen. Dafür standen an den zwei Längenseiten Repositorien mit Portefeuilles und Mappen, — Stiche nach dem Louvre, nach dem Vatikan, nach dem Museo Borbonico,

die koſtbarſten Bildwerke der ganzen Welt. Die Ständer waren vom edelſten Holze und idealiſch ſchön in der Zeichnung, die Einbände der Mappen wahre Kunſtwerke von Pracht und Solidität. Kein Stäubchen haftete an all dieſen Dingen. Dem Toro gegenüber, der ſich an der unteren Querſeite immer als der große Mittelpunkt dieſes Raumes, faſt als ſein Hochaltar präſentierte, ſtand am obern Ende ein Tiſch mit Malergeräten, neben ihm zwei Staffeleien.

Die eine iſt für Euch, ſagte Zuppa mit fauniſchem Grinſen.

Balm ſagte nichts, aber er wurde rot und fühlte ſeine Wange brennen.

Er warf ſich im erſten Saal auf eine Ottomane nach der Zeichnung eines antiken Triklíniums nieder. Die Zwiſchentür der beiden Säle blieb offen, — teils des Luftzuges wegen, und weil es ein hübſches Schauſpiel war, die zwei Räume zu vergleichen. Dort grandioſe Einfachheit, hier ein Ueberfluß von Möbeln, Bildern und Ausſtattung. Zu dem gekuppelten Doppelfenſter hier kontraſtierte dort der fenſterloſe Saal mit ſeinem Oberlicht, das durch die ganze Länge der Plafonddecke einfiel, zu dem Marmorboden des zweiten, der indiſche Teppich des erſten Saals, uſw. Beide zuſammen erzeugten einen wahrhaft fürſtlichen Eindruck. Faſt verblüffend entſtand die Frage: wie paßt dieſem zyniſchen Knirps ein ſo vornehmes Hausweſen auf den Leib? Immer klarer wurde es für Balm, daß Meiſter Zuppa die Mittel eines großen Herrn zur Verfügung habe, die er recht herzhaft, aber freilich auch geſchmackvoll gebrauchte.

Nun, wie gefällt Euch mein Studio? fragte Zuppa mit Hausherrnſtolz. Ihr habt Euch's ſchlechter vorgeſtellt, he? Und erſt das Mäuschen aus der Kunſtreiterbude! Die wird Augen machen, daß die Mausfalle ein Palaſt iſt und keine Bude, wie ſie's gewöhnt ſein mag!

Seid Ihr ſicher, daß ſie auch wirklich kommt?

Mein Schüler Camillo holt ſie ab. Zur letzten Fahrt aufs Hochgericht iſt er ein beſſerer Konduktor als ich, denn alles

Weibervolk vergafft ſich in ihn; für mein Wild und meine Jagd ein wahrhaft klaſſiſcher Vorſtehhund.

Um ſo ſchlimmer für ihn!

Was brummt Ihr mir da? Geht, Ihr ſeid verſtimmt, wie eine angefeuchtete Laute. Was fehlt Euch nur? Sollte die Malaria im Anzuge ſein? Fremde, ſagt man, wittern ſie feiner als wir Römer. Kommt, trinken wir eins! Ich habe die Perle des Veſuvs da ſtehen, einen ausgezeichneten Lacrimae Chriſti, wie ihn ein Foreſtiere fürs teuerſte Geld nicht bekommt.

Es iſt mir zu heiß, um ſchwere Weine zu trinken.

Ich liebe ſie, dieſe Hitze. Es iſt einer von meinen Kunſtgriffen, daß ich ſpröde Modelle, die nicht recht dran wollen, nur bei der größten Hitze beſtelle. Sie ziehen ſich dann doch lieber aus!

Ihr ſeid ein ausgepichter Satan.

Wißt Ihr was? Da hab' ich auch leichtere. Aſti ſpumante, ein Wein wie Mädchenſchulen. Der Orvieto, ſein Vetter, ſoll Euch gleichfalls empfohlen ſein.

Der Kleine trat an ein Büfett, welches gegen die Fliegen durch einen Muſſelinvorhang geſchützt, und mit Blumen, Früchten, Konfekt und Weinflaſchen aufs appetitlichſte ausgeſtattet war. Er entkorkte eine Flaſche und füllte zwei Gläſer, welche alsbald überſchäumten.

Avanti, Signore pensieroso! rief er kordial. Trinken wir, ſolange die Flaſchen noch voll ſind. Meine weiblichen Gäſte finden doch noch genug, um ihr bißchen Gehirn zu benebeln. Die Duenja, ſcheint mir, trinkt keine ſchlechte Naht, und auch der Kunſtreiterengel ſchluckt wohl diverſe Kelchgläſer in ſein Lilienhälschen hinab.

Balm trank ſchweigend. Nach einer Weile ſagte er: Ihr ſprachet von ſpröden Modellen. Kommen Euch ſolche — Orecchiatta-Damen wohl oft vor?

Modell iſt eigentlich nicht das rechte Wort, antwortete Zuppa. Das gewerbsmäßige Modell bringt ſich ja ſelbſt auf den Markt; es handelt mit ſeiner Schönheit und iſt eo ipso nicht ſpröde. Nun, ſolche Modelle male ich nicht mehr. Ich

male Schönheiten, die vom Modellſtehen in der Regel nichts wiſſen, denen es neu iſt und die aus den Wolken fallen, wenn man ihnen Anträge macht. Unanſtändig nennen ſie dieſe Anträge, die Gänſe, als ob es nicht ihre höchſte Ehre wäre, daß ſie maleriſch mehr als jedes andere Säugetier.

Der Zwerg ſchüttelte ſich und ſpuckte mit großem Abſcheu vor den Gänſen und Säugetieren aus.

Und dieſe Modelle alſo findet Ihr ſpröde?

Das heißt, mehr oder weniger. Die Italienerinnen kapieren noch eher, wovon die Rede iſt, und haben für den Kultus der Schönheit ein natürliches Ingenium. Der Teufel aber hole Euer Deutſchland! Eine anſtändige Deutſche aus ihrem Hemdchen herauszuſchwatzen, iſt eine Roßarbeit.

Ah, Ihr ſeid auch in Deutſchland geweſen?

Was wollt Ihr? Der Spieß hat ſich längſt umgekehrt: die italieniſche Kunſt iſt veraltet; modern malen lernt man nur jenſeits der Alpen.

Balm fixierte ihn argwöhniſch. So plauſibel die Antwort klang, der Maler hatte im erſten Augenblicke ein verlegenes Geſicht gemacht, gleichſam als habe er „ſich verſchnappt", von ſeinem Malen in Deutſchland zu reden. Balm merkte ſich dieſen Augenblick.

Inzwiſchen fuhr er fort: Und die kleine Pferdebändigerin? ich bitte Euch, wie habt Ihr ſie ſo ſchnell nur herumgekriegt? Es iſt ja ganz zauberhaft!

Denkt Ihr wirklich, ich kann zaubern? Ganz und gar nicht. Bloß ſpionieren und lügen. Es kann ihr vorgeſtern nicht Ernſt geweſen ſein, trotz der Ohrfeige. Ihr Liebhaber, oder einer ihrer Liebhaber, iſt ein neapolitaniſcher Fürſt. Sobald ich das wußte, verſchaffte ich mir ſeine Handſchrift, ahmte ſie nach und ließ ihn einen Brief an mich ſchreiben, worin er mir den Auftrag gibt, ſie nach der Natur zu malen. An dieſer Angel zappelt mein Fiſchlein und ſchnellt mit dem Schwänzchen, was Ohrfeigen ſind. Das iſt alles.

Balm verſank in ein Hinſtarren. Es iſt nicht möglich! murmelte er; ſie mußte mich beſſer kennen.

Was brummt Ihr da wieder? fragte Zuppa.

Balm fuhr fort: Ein Auftrag ihres Geliebten! Und wenn nun das unwahrſcheinlich wäre? Wenn ihr Liebhaber ſolcher Gelüſte unfähig wäre? Wenn alle Uebereinſtimmung mit ſeinem Charakter dabei fehlte?

Ihr redet wie ein Deutſcher. Wer fragt hier nach ſolchen Allotrien? Man lernt ſich morgens kennen und geht abends miteinander zu Bette. Charakter! Uebereinſtimmung! Seelenbund! Was Ihr Euch träumen läßt. Man braucht nur zweierlei zu einer „italieniſchen" Uebereinſtimmung: Geld und ſaftige Lenden.

Und ſie glaubte Eurem Briefe? Schrieb nicht ſelbſt nach Neapel, eh' ſie ſich fügte?

Pfui, wer wird ſo indiskret ſein? Wenn ein fürſtlicher Liebhaber ſolche Guſtos hat, ſo tut man ihm den Willen, aber man ſpricht nicht davon. Das verſteht ſich von ſelbſt. Sie iſt doch nur eine Budenreiterin.

Und er? Wenn der Tag kommt, wo ſie wieder perſönlich miteinander umgehen? Wird ſie dann nicht merken, ob er auch ſeinerſeits aus Diskretion ſchweigt oder aus wirklicher Unkenntnis des geſpielten Streichs?

Dann wird ſie das Maul halten. Warum war ſie die Gans und hat ſich übertölpeln laſſen! Und ſeid verſichert, ehe ſie ein Paar Schuhe vertreten hat, iſt ſie längſt wieder in anderen Händen. Mein Wort iſt Gold!

Ihr ſeid leichtſinnig!

Und Ihr ein Haarſpalter. Mit Euren dreitauſend Wenns würde ich in einem Tautropfen erſaufen. Hol' der Teufel die Wenns. Handeln muß man. Die Sicherheit kommt von ſelbſt. Ein ſchlechter Dachdecker, der nicht ſchwindelfrei wird.

Ich kann nur ſagen, wenn ein Maler dieſen Streich mir ſpielte, ich brächʼ ihm den Hals!

Schon wieder? Das Halsbrechen, ſcheint's, iſt Eure noble Paſſion. Aber gebt nur acht, daß ſich der Spieß nicht umkehrt. Denkt an Damerata, an Domenica, denkt an all Eure Damen und an die Liebhaber der Damen. Euer Hals kommt mir viel gebrechlicher vor, als der meinige. So ein buckliger

Hals, sag' ich Euch, sitzt verdammt fest auf seinem knorrigen Wurzelstock. Uebrigens lassen wir diese barbarischen Redensarten. Brechen wir lieber diesem dolce asciutto di Genzano das zierliche Hälschen.

Also der Auftrag des neapolitanischen Fürsten war eine Fiktion. Aber in einem höheren Auftrage malt Ihr sie doch, wenn ich recht gehört habe?

Knackt Haselnüsse dazu, es schärft die Trinklust. Hol' mich der Teufel, daß keine Sardellen da sind. Oder zieht Ihr Pistazien vor? Eigentlich ein fades Geknusper, aber Fremden ist's neu.

Hört, Meister Zuppa, und merkt es Euch! Wenn ich um etwas frage, so verzichte ich nie auf die Antwort.

Ah, habt Ihr gefragt? Bitte gehorsamst! Ich bin manchmal zerstreut. Rollt nicht ein Wagen?

Nichts rollt. Erklärt mir den Fall, wovon hier die Rede ist. Ob Ihr sie nun für den Fürsten malt, den Ihr vorwendet, oder für einen andern, den Ihr verschweigt, — ich vermute das letztere. Aber der Liebhaberei dieses andern täte ja jede Nacktheit Genüge. Warum just die Kunstreiterin? Und dann, — das Porträt ausgenommen, wer überzeugt ihn, daß Ihr die Bestellte auch wirklich gemalt habt?

Er kann ja dabei sein. Entweder gesehen oder ungesehen.

So ungefähr dachte ich selbst. Ich wollte es nur hören.

Und bald erwirbt man sich Kredit. Eine langjährige loyale Bedienung begründet Vertrauen.

Das man aber dann doch täuschen könnte.

Warum?

Wenn ein Modell diffizil ist. Z. B. die Kunstreiterin. Ihr sagt, es war ihr nicht Ernst mit der Ohrfeige; aber ich hörte sie durch eine Wand hindurch klatschen!

Das ist wahr. Es war eine gute Ohrfeige. Man hätte drei daraus machen können. Was wollt Ihr? Seht meinen Arm an; da seht! — Der Bucklige streifte den Rock auf und entblößte sein linkes Aermchen. Ueber drei Treppen bin ich hinabgeworfen worden! In fünf Stücke zerbrach mir der Knochen. He? Dieser Bruch da verheilte schlecht und

bildet ein Ueberbein. Fühlt her! Seitdem bin ich vorsichtiger geworden . . .

Und gelobt Euch endlich, dieses ruchlose Malen mehr und mehr an den Nagel zu hängen?

Nein; sondern bestelle mir die Modelle wo möglich ins Parterre, wo ich doch nur Ohrfeigen riskiere.

Diesen Amtseifer begreife ich nicht. Sollte man doch denken, einen Auftraggeber von so halsbrecherischen Aufträgen müßte die Zunft übers Ohr hauen, wo es nur angeht.

Die Zunft, möglich; aber bin ich die Zunft? Ich bitte mir's aus. Ich bin ich. Es gibt nur einen Zuppa! Uebers Ohr hauen? Hinters Licht führen? betrügen? Pfui, das tun die Mietlinge. Ich bin kein Mietling. Ich bin selbst Liebhaber in meinem Genre. Wäre ich nicht der Künstler, der meine Bilder malt, so wäre ich der Liebhaber, der sie bestellt. Und das laßt Euch gesagt sein: eher kann der Papst in die Wochen kommen, als daß Liebhaber in ihrer Liebhaberei sich begaunern. Das wissen sie auch. Sie bedingen sich gegenseitig. Mein Patron wäre nicht er, wenn ich nicht ich wäre! So gern er bestellt, so gern führe ich aus. Und der schwierigste Auftrag ist mir just der liebste. Per aspera ad astra! Ich bitt' Euch, beseht es Euch doch beim Lichte. Was reizt denn am Weibe, wenn nicht der Kampf mit dem Schamgefühl, he? Das Bedürfnis, seht Ihr, hat doch nur wenige Jahre des heißesten Heißhungers. Länger dauert die Lust und noch länger die Lust an der Lust. Der Kampf, Freundchen, das ist die Quintessenz der Essenz. Der Kampf, der Kampf! Die Qual, die Ihr dem Weibe antut, die Träne, die ihr ins Auge tritt, und schließlich habt Ihr sie doch überschwatzt und überwunden! He, schmeckt das? In keinem Augenblicke ist ein Mann mehr Mann! Es sind die männlichsten aller Siege. Marengo und Austerlitz sind nur Schneiderherbergen dagegen. Mein Wort ist Gold! Ihr werdet's schon noch erleben. Ihr steht noch in den Jahren, wo der Kampf noch ein Mittel ist; aber ein alter Soldat liebt den Krieg um des Krieges willen. Gott segne mir mein Metier! Alle neun Chöre der Engel haben's erfunden. Ponce de Leon

war ein Esel, als er den Jungbrunnen in Florida suchte. Dort drinnen ist er; das Akt-Malen ist die ewige Jugend. Man wird nicht alt dabei. Jeder Akt ist neu. Jede meiner Damen benimmt sich anders dabei. Die eine geht dran wie ans Butterbrotessen — mit dem Maule nämlich. Aber steht sie nun da, den Hemdzipfel in der Hand, so schaut sie drein wie die Ente, wenn's blitzt. Die Geschichte kommt ihr doch spanisch vor. Sie wehrt sich wie die Katz am Strick. Hilft alles nichts. Ihr seid der Mann und sie nur das Weib. Sie muß. Corpo di Baccho, was fühlt Ihr in diesem M u ß! Ich sag' Euch, nur die Froschmäuler stürmen Schanzen und Festungen; der wahre Männerruhm ist der Sturm auf ein Weiberhemd. Die anderen wieder gefallen sich just im andern Extrem. Beim ersten Antrag tun sie's nie unter einer Ohrfeige. Dann machen sie Kontrakte, bedingen sich Draperie, wo? und wie viel? Das möchten sie ausmessen von Zoll und Linie vor dem Staatsprokurator und zehn beeideten Zeugen. Stehen sie aber Angesicht zu Angesicht in meinem Studio und vor dem Malerbett, so bekommen sie einen Raptus — von Stolz — von Trotz — von Sinnlichkeit — sie werfen das Hemd von sich, als wäre es nur eine Austernschale, und wenn Ihr den Rücken malt — Ihr versteht mich schon — so geben sie sich ein Air, als wollten sie sagen: da, küss' mich! Ich versichere Euch, das Ding hat wirklich Gesichtszüge. Ich bin ein Schuft, wenn es nicht Gesichter schneidet! Nun, Ihr werdet's ja sehen. Gebt acht, die Kunstreiterin macht's genau so. Ich bin ein Kenner. Mein Wort ist Gold!

Lachen müßte ich, wenn sie gar nicht käme. Wie würde ich Euch auslachen!

Heut abends reden wir noch von ihren Reizen! Die Alte bringt mir die Junge, aber d e r Junge bringt mir die Alte. Der Junge Camillo nämlich. Nun, der Magnet soll sich üben, das Eisen anzuziehen; auch das alte Eisen! Immer stärkt's seine magnetische Kraft.

Ihr seid ein verstockter, nichtsnutziger Sittenverderber! Ich glaube, Ihr legt es geflissentlich darauf an, die Jugend Eure bösen Künste zu lehren.

Bleibt mir mit Eurem deutſchen Kauderwelſch vom Leibe. Verführung! böſe Künſte! Jugend! Wann denn ſollen die Geſchlechter lernen, ſich ins Auge zu ſchauen, wenn nicht in der Jugend? Dann geht ein Flennen und Herzbrechen an über das zuſammengeſtürzte Ideal, weil ſie die Bauordnung verſäumt haben, auf die handgreifliche Realität zu fundamentieren.

Balm zuckte, wie von einem Pfeil getroffen. So ſtark war ſeine Bewegung, daß er ſich zu verraten fürchtete, und augenblicklich das Gegenteil erkünſtelte. Mit einer forcierten Laune hohnlachte er: Nun, wo bleibt ſie denn, Eure handgreifliche Realität? Während Ihr deklamiert und renommiert, wird ſie um nichts realer, ſondern iſt blauer Dunſt, den Ihr Euch ſelbſt vormacht. Geh heim, du trauriger Gottesleugner des Ideals! Das Reale verleugnet d i ch. Aber beſſer, ich gehe ſelbſt heim. Adieu, Meiſter Prahlhans, ich gehe. Man verſäumt bei Euch nur ſeine Zeit. Ich laſſ' Euch allein mit Euren Einbildungen und Eitelkeiten. Pack' ein, alter Sünder, pack' ein. Deine Uhr iſt um. Man läßt dich ſitzen, wie du's verdienſt.

Der Zwerg aber, unfähig den Menſchen anders als in ſeiner platten Menſchenſchwäche zu verſtehen, antwortete ganz aus der Richtung: Was ich da ſehe, dauert mich herzlich. Von Euch hätt' ich's beſſer erwartet. Ihr habt das richtige, regelrechte Rekrutenfieber. Ein Rekrut, der gelungen iſt, kneift entweder aus, oder er kann die Bataille gar nicht erwarten. Ein feſtes, ruhiges Standhalten, wie es unſereinen ziert, iſt nicht ſeine Sache. Kommt, ſeid kein Kind. Trinken wir eins. Und im Trinken und Reden wird der Tag kürzer und — der Weg der Kunſtreiterin auch.

Balm war zwar froh, daß ſein krampfhafter Scherz nicht durchſchaut wurde, aber im Ernſte zu echappieren ſchämte er ſich. So ſagte er denn entſchloſſen: Seid Ihr Eurer Sache ſo ſicher, dann haben wir keine Zeit zu verlieren. Auf, ans Werk! Ich muß mich zu dieſem Abenteuer ein wenig unkenntlich machen.

An was ſo ein Deutſcher nicht alles denkt! rief der Buck-

lige aus und sah erstaunt zu, wie Balm eine Perücke, einen Bart und ein paar Staubbrillen auskramte, die er sich vorsorglich mitgebracht. Aber behend zu der mutwilligen Maskerade, legte er sogleich Hand an, half dem Pseudo-Professor, die falsche Toilette machen, und ließ sich's nicht nehmen, ein paar Farbenstriche ihm ins Gesicht zu malen, welche tatsächlich den ganzen Ausdruck wie auf einen Zauberschlag veränderten.

Und nun den Namen, sagte Balm, indem er vor dem Spiegel sich musterte. Wen stelle ich vor?

Noch eins, rief der geschäftige Zwerg, der ganz in seinem Elemente war. Einen Paltrock müßt Ihr mir anziehen, einen Faltenrock, wie wir ihn beim Arbeiten tragen; das wird Euch kleiden! Ihr seid ja reizend gewachsen für den Talar, der mich armen Gnom vollends zum Igel zusammendrückt.

Während des Umkleidens hörte man mit donnernder Hast einen Wagen heranrollen.

Da sind sie schon, rief der Zwerg. Das heißt seine Zeit erraten! Ihr seid ein Mann der guten Stunde. Und mit welchem Fracas mir die Brummelfliege ins Netz fliegt! Ein Schmaus für zwei Spinnen!

Der Zwerg lief vors Haus hinaus. Balm hörte den Wagen halten, Pferde wiehern, — ein Gemisch von Stimmen. Das Herz schlug ihm. Er hatte wirklich noch bis zuletzt gezweifelt, daß das Mädchen kommen würde.

Der Zwerg riß die Türflügel auf — wie brandende Wellen, denen die Venus entsteigen soll! Die Damen trippelten herein, hinter ihnen Camillo, zuletzt der Hausherr. Dieser sperrte die Türe.

Eine korpulente Frau in krachender, schwerer Seide war das erste, was Balm ansichtig wurde. Hinter ihr eine verschleierte Dame, jugendlich-schlank, halb Juno, halb Hebe. Das dritte war der Schüler Camillo. Ein Jüngling von bacchischer Schönheit! Noch lag der blöde Jugendtraum wie Tau und Morgennebel auf seinen brillanten, unschuldigen Reizen, und wenn Zuppa von ihm gesagt: zum letzten Gang aufs Hochgericht ist er ein besserer Konduktor, so meinte er

gewiß nicht seine Beredsamkeit, desto mehr aber den schweigenden Zauber seiner knospenden Männerschönheit.

So sah Balm die kleine Gesellschaft eintreten. Aber gleich auf der Schwelle zuckte die jüngere Dame zusammen, und hinter dem Schleier hörte man den erschrockenen Ausruf: Iddio, noch ein zweiter Herr!

Da sprang der Zwerg vor und machte, auf Balm weisend, mit feierlich erhobener Stimme folgende Präsentation: Der berühmte Künstler und König der deutschen Maler, Ritter Wilhelm von Kaulbach, Direktor der Königlichen Akademie der bildenden Künste in München, Ehrenmitglied sämtlicher Kunstinstitute Europas und Inhaber der höchsten monarchischen und republikanischen Orden.

Balm war sprachlos. Die Usurpation eines wirklichen zeitgenössischen Namens und eines so angesehenen ging ihm weit über den Possenspaß, als welchen die leichtsinnige Frechheit des Buckligen es zu betrachten schien.

Dieser aber, die Damen vorstellend, fuhr mit unerschütterlicher Grandezza fort: Marchesa Bernardina Manellini di Muzzello, Ehrendame der Donna Selina, Braut des Fürsten Mariano Rosselli da Loreggia, — ein Gänschen, das wir soeben rupfen werden, setzte er mit einer tiefen Verbeugung in deutscher Sprache hinzu. Die Ehrendame aber machte ein sprachlos dummes Gesicht zu ihrem Titel und verriet deutlich, daß sie von demselben mindestens ebenso blau angelaufen war, wie Balm von dem seinigen.

Zuppa rückte Fauteuils zurecht. Die Bernardina sank sogleich, der Tischplatte zunächst, wo noch die weinduftenden Kelchgläser standen, mit krachendem Schwergewicht auf den Diwan. Selina dagegen, welche regungslos stehengeblieben, musterte scheu und ängstlich den Raum und blickte sehnsuchtsvoll auf ihre Rückzugslinie, die Tür, durch die sie hereingekommen. Dort stand noch, demütig und unbeachtet, der Schüler Camillo, auf dem Arm den Mops der Duenja, eine Mantille, eine Handtasche und zwei Sonnenschirme, im Auge aber nichts als den Anblick des berühmten Kaulbach, den er gefesselt und völlig erstarrt in Bewunderung anbetete.

Mein Gott, der junge Menſch wird doch nicht auch dableiben wollen! rief das Modell mit unverſtelltem Entſetzen.

Balm beneidete den Schüler. Er war doch auch noch ein junger Mann, aber — mehr als der junge Mann geniert ſie der junge Menſch. Welch ein Unterſchied! Und ach, Zuppa hatte ihn noch älter gemalt! Grimmig verdroß ihn das jetzt.

Auf einen Wink Zuppas verſchwand Camillo aus dem Empfangſaal in den Modellſaal, und das Daſein des ſchönen Jünglings verhallte in ſeinen kräftigen Stiefelabſätzen auf dem blanken Marmorboden. Wie ihn die Blicke der korpulenten Dame verſchlingend begleiteten, — dieſes Glück ging ſchon hinter ſeinem Rücken vor. Es blieb eine von den vielen ungeahnten Eroberungen.

Dieſes Ideal verſchwunden, fauchte die dicke Dame unter heftigem Fächerwedeln: Eine formidable Hitze! Man wird ſo durſtig dabei! Und die Richtung ihrer verliebten Blicke galt jetzt den Weinflaſchen.

Ich laſſe ſie noch zappeln, die alte Schlauchgurgel; ſie ſoll mir zahm und dankbar werden, ſagte Zuppa auf deutſch zu Balm. Er holte von ſeinem Büfett bloß eine reizende Bonbonniere von Florentiner Majolika und präſentierte den Damen Süßigkeiten — in ſeiner Art mit viel liebenswürdiger Galanterie.

Ich danke! hauchte Selina und rührte ſich nicht; auch die Duenja ſagte ablehnend: Man hat wirklich zuviel Durſt, um Süßes zu eſſen, — wobei ſie in die Doſe griff und eine dicke Hand voll Bonbons in den Mund ſchob.

Sie läßt mir keine Ruh', die Pumpröhre! ſagte Zuppa zu Balm. Und der Duenja antwortete er: Wenn Sie befehlen, ſo ſchicke ich den Camillo zu der Aqua felice hinaus; es iſt der köſtlichſte Brunnen in Rom, ein kaſtaliſcher Quell, wahrhaft erſchaffen für Damen, welche ja begeiſterte Waſſertrinkerinnen ſind. Nur fürchte ich, der Brunnen iſt allzu kalt und Sie ſind noch erhitzt. Für den erſten Durſt muß ich den Damen ſchon ein Gläschen Wein aufnötigen. Sie ſollen Waſſer haben, ſoviel Sie wollen; jetzt aber bringen Sie mir

ein kleines Opfer und trinken Wein. Ich bin für Ihre Gesundheit verantwortlich in meinem Hause.

Es ist nicht zu sagen, mit welch grausamer Grazie der welsche Schelm diese ironische Neckerei zum besten gab. Balm glaubte das Urbild der „Register-Arie" zu sehen und zu hören, wenigstens begriff er, was der Italiener da Ponte gewollt hatte und was die deutschen Leporellos so selten begreifen.

Zuppa füllte die vier Trinkgläser, und die Duenja war taktlos genug, die Gesundheit des Herrn von Kaulbach auszubringen. Ich danke in seinem Namen und werde es ihm deutsch übersetzen, sagte Zuppa schnell; der Cavaliere Guielmo versteht das Italienische nicht.

Balm sagte: un poco, und warf dem Buckligen einen zornigen Blick zu, denn es war ihm doch zu arg, wie ihn dieser erst alt gemacht und nun gar noch stumm machen wollte. Durch sein geistesgegenwärtiges: un poco parierte er aber wenigstens das augenblickliche Matt des Schachzuges, womit sich der mutwillige Kleine zu seinem Dolmetsch, d. h. zu seinem Vormund und Zensor aufzuwerfen gedachte.

Indem Zuppa mit der Duenja anstieß, sagte er zu Balm: Sie bringt Gesundheiten aus, die Muse des Suffs, um desto ungenierter auf einen Zug ihre Gläser zu stürzen. Merkt Ihr den Marketenderwitz? Sie ist fein wie ein Eseltreiber! Aber sie treibt nicht, sondern sie wird getrieben. Daß mir nur die Junge brav mittrabt! — Und die vier Gläser klangen zusammen. Selina zitterte, als Balm mit ihr anstieß, aber — tat es nicht auch seine eigene Hand? Drei Gläser wurden geleert, das vierte blieb voll. Selina hatte kaum genippt.

Sie flüsterte der Duenja Worte zu. Diese machte ein böses Gesicht. Selina stieß sie an und sah ihr mit dringender Forderung ins Auge. Du bist kindisch, daß man sich schämen muß, brummte die Ehrendame. Dann sagte sie laut zu Zuppa: Sie fragt, ob sich der fremde deutsche Künstler nicht bald entfernen wird? Ihr Ton aber war so wegwerfend, wie wenn jemand etwas sagen muß, das ihm gleichgültig ist, ja, das er tadelt.

Auch antwortete Zuppa mit großem Nachdruck: Wo denken Sie hin? Wir werden ja miteinander malen! Herr von Kaulbach kam gestern morgen in Rom an, und ich, kollegialisch-neidlos und nur für den Ruhm der Kunst und der Schönheit begeistert, telegraphierte sogleich nach Neapel an den Fürsten, ob er den ausgezeichneten Glücksfall nicht benützen wolle, die Schönheit seiner angebeteten und anbetungswürdigen Braut von der Hand des berühmten Cavaliere, des erhabensten Sterns an unserm Kunsthimmel, in einem unsterblichen Bilde verewigen zu lassen. Die Antwort war ein rasches und freudiges Ja! Der Fürst, voll Bewunderung für meine Großmut und voll Entzücken über die unschätzbare Gelegenheit, telegraphierte umgehend zurück, wir sollten beide malen. Und so wird Donna Selina das unerhörte Glück in der modernen Kunstgeschichte haben, in der Blüte ihrer Jugend und Schönheit gleichzeitig gemalt zu werden, von zwei Künstlern, in der Blüte und auf dem Gipfel ihres Ruhms, von dem gefeiertsten Deutschen und von dem berühmtesten Römer. Evviva!

Und noch einmal füllte Zuppa die Gläser und begeistert von seinem eigenen Lügenschwall, brachte er einen Toast auf das Gelingen der welthistorischen Kunstbegebenheit aus.

Es war charakteristisch, die Gläser klingen zu hören. Zuppa stieß an mit einer wilden, gierigen Verve, die Bernardina rein praktisch und materiell, Balm leicht und vornehm, das arme Opfer aber, um dessen Haut es sich handelte, und zwar buchstäblich, die Kunstreiterin, verfärbte sich und ihr Glas verbarg sich unter den andern, wie ein Vöglein unter strömendem Regen sich ins Laub duckt. Sie hatte von der ganzen ruhmredigen Rede nur die Worte gehört: wir werden sie ja miteinander malen. Das war zu viel! Wenn sie bisher sich mühsam vertraut gemacht hätte mit dem Gedanken, sich vor Zuppa zur Schau zu stellen, so war es wieder ein neuer Gedanke, dasselbe vor zweimal zwei Männeraugen zu tun.

Balms Empfindungen wogten wie Wasser und Feuer durcheinander. Er dachte an jenen Augenblick wildschöner

Furie, wie das feurige Mädchen auf den Flügeln des Galopps ins römische Volk hineinsprengte, das vor Entzücken laut aufschrie, wie sie ihr dankbares Zurücklachen gleich Blumen herumwarf, die Macht ihres Zaubers im Jubel der Bezauberten genießend und vom Genusse berauscht. Wie schmerzlich hatte er die allzu rasche Flucht jenes Augenblicks empfunden, wie leidig war der Trost: dich seh' ich wieder! Und jetzt sollte er sie sehen — nicht in einem Hippodrom, sondern auf einem Malerbette, sollte sie sehen, sichtbar im Unsichtbarsten, weit über sein Hoffen, weit über das Recht aller übrigen Menschenaugen! Aber wie das kühn berittene Mädchen still und verschüchtert jetzt dasaß, fragte er sich: was sind Reize? War jener Augenblick nicht ihr sehenswertester Reiz und ist es nicht ein knabenhaft-greisiger Dilettantismus, weiter zu gehen? So saß er, in Sinn und Empfindung gespalten, nicht weniger verstört und verlegen da, als das weibliche Opfer dieser Szene.

Aber Zuppa, der seine Erwartung getäuscht sah, das Mädchen zu betäuben, oder auch nur „anzuheitern", verlor die Geduld und drängte rasch zur Entscheidung. Wohlan, rief er, wir haben unser Werk leben lassen, aber es lebt nicht von selbst. Fangen wir an!

Das Mädchen erblaßte.

Zuppa fuhr fort: Die Pose des Akts, — Pardon, meine Damen, das ist ein Kunstausdruck: wir Maler nennen eine menschliche Figur, welche nackt nach dem Leben gemalt wird, einen Akt. Also die Pose des Aktes, ich will nämlich sagen, die Stellung oder die Lage, in welcher ich mein Modell malen soll, ist mir von dem fürstlichen Auftraggeber nicht vorgeschrieben. Es liegt daher in meinem Künstlerrecht, die Stellung, die mir die schönste dünkt, selbst auszuwählen, und sie meinem Modell zu diktieren. Aber, wenn man so lange und in so zarter Sache mit Damen verkehrt, so wird einem weibliches Zartgefühl zur zweiten Natur. Und mit diesem Zartgefühl und zum Beweis meiner besonderen Hochachtung für Sie, trete ich mein Künstlerrecht Ihnen ab, mein angebetetes Engelchen. Ich verzichte zu Ihren Gunsten darauf.

Ich lege es in die Freiheit Ihrer eigenen Wahl, Ihren Körper zu repräsentieren, wie es Ihnen gut dünkt. Natürlich hoffe ich, daß Sie fein fromm und verständig sind, und billig mit mir umgehen. Denn allerdings müssen wir uns über eine Pose verständigen, welche den Anblick der Schönheit nicht verkümmert, sondern möglichst vorteilhaft und vielseitig entfaltet. Also zum Beispiel! Hier haben wir ein Album von weiblichen Schönheiten in den mannigfaltigsten und glücklichsten Stellungen des nackten Körpers. Kommen Sie, meine Verehrtesten, suchen wir uns die unserige aus.

Der kleine Bucklige schob sich mit juckender Behaglichkeit zwischen die Damen und schlug einen prachtvollen Bildereinband auf. Wir werden gut tun, uns eine Galerie von den landläufigen weiblichen Nacktheiten zu denken: — Badende Nymphen — Susanna im Bade — Das Urteil der Phryne — Das Urteil des Paris — Diana und Aktäon — Danae — Leda — Die Venus mit ihren soundsoviel Namen — usw.

Selina überwand sich mit sichtlicher Mühe, einen flüchtigen Seitenblick in das Buch zu werfen, aber sofort rief sie mit Heftigkeit: Aus den Augen!

Balm war erstaunt über Zuppas Verkehrtheit. Der stümperhafteste Menschenkenner hätte bei diesem Metier durch die Erfahrung selbst schon gewußt, daß es noch leichter sein müßte, ein Modell wie dieses Mädchen zur Hauptsache, nämlich der Entkleidung, geradeswegs zu führen, anstatt auf dem schwierigen und ganz unnötigen Umweg, erst die Pose zu debattieren und dabei Bilder zu zeigen, welche die Phantasie nur peinigen und abschrecken konnten. Oder wußte Zuppa genau, was er tat, und war es die kitzelnde Frevelluſt dieses Satyros, daß er sich absichtlich Schwierigkeiten machte und gegen den Strom schwamm, um den Effekt der Steigerungen stufenweise und mit ganzer Wolluſt zu schlürfen?

Aber dann hatte er eine Schlappe erlitten. „Aus den Augen!" Um seine Niederlage zu verbergen, sagte er, wie aus einer tiefen Zerstreuung erwachend: Aber, Pardon, ich muß ja meine Gäste bedienen! Die Gläser sind leer und dort

ſtehen noch volle Flaſchen. Er ſprang an ſein Büfett, wohin ihm die Blicke der Bernardina mit Lüſternheit folgten, und ſagte zu dieſer leicht und läſſig: Teuerſte Marcheſa, Sie helfen unterdes unſerm Engelchen bei ſeiner Wahl, die ja wirklich ſchwer werden wird. Reden Sie auch ein Wort drein. Das beſte wäre freilich, wir könnten das liebenswürdige Kind in all dieſen Poſen zugleich malen; ich bin auch überzeugt, daß das ſchöne Fräulein im ſtillen das nämliche denkt.

Dieſer Rückzug, womit er das Weibliche einem Weibe abtrat, war geſchickt genug. In der Tat fing Selina an, hin und wieder einen Blick auf die Blätter zu werfen und ſich mit ihrer Begleiterin auf einzelne Worte einzulaſſen, was wenigſtens ein Zeichen war, daß ſie den Gegenſtand „diskutierbar" fand, wie die Diplomaten ſich ausdrücken. Die Bernardina ließ es an nichts fehlen, ihr die Debatte mundgerecht zu machen, und betrug ſich überhaupt ſo, daß ſie dem Teufel keine Freude verdarb, der zwiſchen ſich und Gretchen überall eine Frau Schwerdtlein als Bindeglied zu finden liebt. So hörte man zwiſchen den beiden zuſammengeſteckten Frauenköpfen bald dieſen, bald jenen Namen von Göttinnen und Nymphen in wiſperndem Gemurmel nennen, während Zuppa bald dieſe, bald jene Weinſorte nannte, und ſeinen Orvieto, Aliatico, Marino, Marſala wie lebende Puppen anredete, denen er höfliches Betragen und gute Aufführung gegen die Damen empfahl und ritterliche Lehren mit auf den Weg gab, wie ſich ein rot und grün geſiegelter Damoiſeau gegen das ſchöne Geſchlecht ſüß und feurig in ſeinem edlen Dienſt zu benehmen habe. Es war zwiſchen dem Büfett und dem Tiſch ein wunderliches Duett von zwei ganz verſchiedenen Melodien, die aber doch punctum contra punctum geſetzt waren, denn Zuppa lobte oder ſchalt eines ſeiner Weinchen, je nachdem er einen Modellnamen, der am Tiſche geflüſtert wurde, billigen oder verwerfen wollte, und ein Einklang von Stimmen begegnete ſich ſo, worin die Aehnlichkeit des angeborenen Charakters Verabredung oder lange Bekanntſchaft mehr als erſetzte.

Endlich hatte Zuppa eine Unzahl von Gläsern als Stichproben seiner verschiedenen Edelweine zum Kosten und Naschen gefüllt und ein Weinduft verbreitete sich, so sinnenbezaubernd, so wonneschmeichelnd und herzverführerisch, daß man deutlich herausroch, dieses Netz von Düften und Wollüsten sollte als letzter Versuch die spröde Venus endlich einfangen, — denn für die Aja wäre es mehr als Luxus gewesen.

Mit seinem Kabarett von Dessertweinen, wie mit einer unüberwindlichen und im voraus siegesgewissen Batterie, in der andern Hand einen Teller voll edelsten Backwerks, rückte Zuppa den Damen an den Leib und zum drittenmal erhob sich ein Glockenspiel von Gläserklingen und ein Gläschen schmeckte pikanter und reizender als das andere, und alle verschwanden sie, denn buchstäblich erfüllte sich jetzt, was der Zwerg vorausgesagt hatte, — die Duenja trinkt keine schlechte Naht und auch der Kunstreiter-Engel schickt wohl diverse Kelchgläser in sein Lilienhälschen hinab.

Das tat sie, die holde Selina. Der Apfel der Eva und der Granatapfel der Proserpina wurde hier fast noch einladender und ästhetischer, von allerliebsten, zierlichen Kelchen vorgestellt, welche wie gläserne Engelchen winkten — mit ihrem flüssigen Gold, Bronze, Rosa, mit ihren würzigen Düften, so starkgeistig und doch so umgänglich-zahm! Das Mädchen trank jetzt kühn und lebhaft, mit dem sichtlichen Entschluß, trinken zu w o l l e n. Es schien, sie vertausche die wahre jetzt mit der falschen Scham, sie schäme sich ihrer Verlegenheit und trinke sich bitterlich — Mut zu. Armes Mädchen! Balm sah in sie hinein — mit durchdringendem Mitgefühl.

Und nun zeigen Sie, was Sie gewählt, sagte Zuppa fest und herausfordernd, als vertraue er schon ganz — dem Granatapfel!

Etwa eine von diesen, sagte die Bernardina und wies einzelne Blätter vor. Es waren: eine ruhende Venus nach Canova, Tizians Venus mit Spiegel und Amor, die junge Hebe nach Devivier, die Io zu Canope nach einem pompejanischen

Wandgemälde, die Sakontala nach Riedel und die Paſtorella nach Bienaimé.

Pfui Teufel, rief der Maler, das iſt ja lauter Leinwäſche! Sind Sie bei Troſt? Ich glaube, Sie haben mich zum beſten. Nichts als halbierte Schönheiten; ſichtbare Taillen und abwärts Draperie! Aber ſind denn die Weiber Spargel, wovon nur die obere Hälfte genießbar, und die untere unbrauchbar? Wir berſten vor Jammer, wenn ein Leib wie die Pſyche von Capua nur als Oberleib auf uns kommt, und Sie wollen ſich in einem Sack von Leinwand freiwillig zum Torſo machen? Das iſt reine Todſünde in meinem Katechismus! Haben Sie ſchon gehört, daß die ewige Seligkeit halbiert iſt? Wenn ſie nicht ewig iſt, ſo iſt ſie auch nicht mehr Seligkeit, denn der ſterbliche Menſch will unſterblich ſein und nicht mitten in der ewigen Seligkeit doch wieder aufhören. Ebenſo das weibliche Schönheitsideal. Was es iſt, das iſt es von Kopf bis zu Fuß und nicht bis zur Mitte der Taille. Fort mit den drapierten Unterleibern!

Das Mädchen wurde rot und biß die Lippen.

Auch Balm hatte zugehört, wie auf der Wacht, ob Zuppas Lüſternheit bis zur Beleidigung des weiblichen Ohrs ſich verſteigen wolle. Woher er nur das koſtbare Gleichnis von der ewigen Seligkeit hat? Das könnte ein Santafiore geſagt haben! Aber um ſolcher Goldkörner willen war dem Wühler im Schlamme nicht recht beizukommen.

Und doch kam ihm der ſchlichte Mädchenverſtand bei. Mit einem Mund, dem der Mund nicht geſtopft war, murrte Selina halblaut, denn ſie war verſchüchtert, gegen Bernardina: dieſe Bilder ſind doch auch Kunſtwerke von Künſtlern, aber die haben anders gedacht.

Wahr! ſehr wahr! rief Balm lebhaft, der ſich ſein „un poco" Italieniſch nicht umſonſt reſerviert. Mein Freund widerſpricht ſich ſelbſt, denn dieſe Blätter ſprechen gegen ihn.

Das Mädchen blickte auf. Zum erſtenmal war der ſchreckliche „zweite Mann" wirklich für ſie vorhanden. Sie blickte froh und dankbar auf ihn.

Die Bernardina, mit einem ſchwachen Gefühl, daß ſie

doch auch ihrem Fräulein und nicht dem ſüßen Wein-Mann allein gehöre, ſagte jetzt aufſtehend: Laſſen wir überhaupt dieſe zweckloſe Wachtparade, bei der nichts herauskommt. Es wird ſich ja finden.

Recht ſo! es wird ſich finden, rief Zuppa, froh über den durchhauenen Knoten. Das Fräulein mache ſich nur erſt modellbereit, und ein guter Gedanke kommt ihr wohl dann von ſelbſt. Alſo vorwärts!

Komm, ſagte die Bernardina, und ſtürzte mit Schwung das letzte Kelchglas.

Selina ſah ihr troſtlos ins Auge.

Ein Fürſt! flüſterte ihr die Kupplerin zu und ſtreichelte ihre Wange.

Herr Direktor, reichen wir unſern Damen den Arm, rief Zuppa zu Balm hinüber.

Nein, nein, rief Selina heftig, welche nicht die Worte, aber die Bewegung verſtand. Wir brauchen die Herren noch nicht! — Sie ſtürzte fluchtähnlich in den Malerſaal und warf mit der Duenja die Türflügel hinter ſich zu.

Das iſt auch eine von den Modellmarotten, ſpottete Zuppa. Sie glauben Wunders zu profitieren, wenn ſie zum Auskleiden ein ſepariertes Kabinett oder eine ſpaniſche Wand haben können und es ungeſehen tun. Aber, Wetter, warum leiden Sie das? Sie ſind zu lax! Sie ſollten ſich den allerliebſten Effekt nicht entgehen laſſen, wie das Vöglein ſich mauſert, wie Feder um Feder abfällt, bis die ganze Garderobe bei ihrem ſchönſten Muſter ankommt, bei der Fleiſchfarbe. Das muß man ſehen! Gar nichts muß man ihnen ſchenken. Wer eine Zitrone hat, der preſſe ſie.

Ich ſage Ihnen, das Mädchen iſt eine Märtyrin! rief Balm, der mit Mühe an ſich hielt.

Das ſind ſie alle. Heißt es denn nicht: Mit Schmerzen ſollſt du deine Kinder gebären? Aber Gott ſei Dank, mit einigem Spaß ſollſt du ſie empfangen! Das war doch noch galant vom Alten.

Laſſen Sie Ihre Narrenspoſſen. Wir treiben ein ſchändliches Spiel. Sie haben ſich furchtbar vergriffen in dem

Werkzeug Ihrer Lüsternheit. Ich sage Ihnen, diese Kunstreiterin ist ehrbarer, als eine ganze Puritaner-Gemeinde. Nichts dümmer, als einen Menschen nach seinem Stande tarieren!

Eins ist noch dümmer: einen Menschen nach seiner Landsmannschaft nicht tarieren. Der Esel war ich. Ich hätte Sie besser kennen sollen. Sie sind so langweilig wie alle Deutschen. Im Genuß haben sie Gewissensbisse und bei der Gewissenhaftigkeit krepieren sie vor Genußhunger.

Balm war betroffen. Also so ausgemacht war diese Wahrheit, welche Goethes Faust ausspricht, daß sie jeder welsche Schlingel fast mit den nämlichen Worten zu sagen weiß?! Mit kleinlauterer Stimme antwortete er: Zwischen Genuß und Genuß ist ein Unterschied.

Wunderbar richtig! Aber lebt einer so lang, um den Unterschied unterscheiden zu lernen? Seid Ihr wirklich der Narr, der Weiber auslernen will? Was?

Balm wendete sich ab.

Zuppa, seinen Sieg ahnend, verfolgte ihn und fuhr fort: So ein deutscher Ideal-Narr kann hundert Phrynen anbeten und sich lächerlich machen, eh' die Vestalin darunter ist. Ein geiler, welscher Affe, wie ich, vergreift sich höchstens einmal an der Vestalin, wenn er Hunderte und Hunderte als Phrynen angreift. Da steh' ich! Heran, ihr Statistiker der ganzen Welt, und revidiert meine Zahlen, ob ich nicht recht habe! Aber bei Gott, lieber bin ich doch einmal ruchlos, als hundertmal ein Esel!

Es war eine Kraft und Sicherheit in dem Kleinen, — wie ein Löwe, welcher Blut geleckt hat; wie ein Anteus, welcher auf seinem mütterlichen Erdboden steht und Mark daraus saugt. Man sah — ein Zuppa auf seinem eigenen Grund und Boden, ein Zuppa, dem sich soeben ein Mädchen auskleidet, das er beschwatzt hat, ist auch eine Ziffer in der Schöpfung! Balm selbst war verwundert.

Und nun macht Eure Augen auf und lobet Gott den Herrn! rief der Zwerg heldenhaft. Er richtete sich auf, nahm Balms Arm und stieß mit Hausherrn-Recht und -Stolz die Türflü-

gel seines Malersaales vor sich her. Laßt die Grillen draußen, flüsterte er noch schnell, und verlegt Euch ganz aufs Sehen!

Das Paar trat ein.

Balm machte die Augen auf und verlegte sich ganz aufs Sehen.

Was sah er?

Nichts.

Zwei Monumente wie in einer Grufthalle aufgestellt! Die Bernardina schmollend und abgewendet, ganz Ausdruck: ich habe mein letztes Wort gesprochen; die Kunstreiterin trotzig und finster vor sich hinblickend, ganz Ausdruck: macht, was ihr wollt!

Als die Männerschritte kamen, fuhr Leben in die erstarrte Gruppe. Die Bernardina, voll Interesse für den wertvoll angeknüpften Faden, schmeichelte sich freundlich-bettelnd an Zuppa: Es geht heute nicht. Das Fräulein hat Kopfweh. Ein anderes Mal, lieber Maestro.

Nie! nie! rief Selina heftig.

Hoho, pochte der Zwerg, mein Auftrag lautet anders. Was würde der Fürst dazu sagen?

Worauf Selina, rasch wie ein Funke, zurücksprühte: Helfen Sie sich, wie Sie können! Porträtieren Sie bloß mein Gesicht und malen Sie einen Leib dazu, der Ihnen einfällt.

Das sprach ein Gott aus dir, Engel des Lichts! schrie Balm und stürzte, wie von einem Arm aus Wolken gepackt, auf die Knie vor das Mädchen. Er ergriff ihre Hand und bedeckte sie mit seinen Küssen.

Jeder als Mensch Erschaffene hätte geahnt, daß hier eine große, innere Geschichte zum Durchbruche kam und ein tiefes, wenngleich verschwiegenes Seelenleben von einer entscheidenden Krisis ergriffen worden. Nur Zuppa nicht. Ein knieender Mann vor einer jungen Schönen, das gab ihm nur e i n e n Sinn.

Um Balm herumzappelnd und gestikulierend, schnarrte der Zwerg: Ah, mein Freund, Ihr seid hastig, wie der Hund des Kesselflickers. Ihr packt die Stirnlocke der Fortuna, wie Ihr

letzthin meine Kehle gepackt. Das heißt stürmen! Wird auch schon Beilager gehalten? Soll ich den Pfaffen holen? Oder genießt Ihr das Sakrament gleich au naturel? O mein Buckel, mein Buckel! Leutnants-Taille wollen sie alle!

Aber Balm lebte jetzt andere Augenblicke, als in welche die Worte eines Zuppa hineinhallen konnten. Es war ein Augenblick, worin mit der Schnelligkeit von Lichtstrahlen alles Verwandte sich zuflog, alles Fremde sich selbst abstieß. Selina begriff, daß sie an dem unheimlichen Orte nicht mehr allein stehe, daß sie Billigung, daß sie ihr Recht und daß sie einen Schutz finde, und ihr erlöstes Herz brauchte weiter nichts zu begreifen. Sie war erfreut, nicht erstaunt. Ihrer Duenja dagegen blieb nicht einmal zum Staunen Fassung genug übrig; sie stand da, wie aus einem Luftschiff zur Erde gefallen, während das Luftschiff davonfliegt. Sie und Zuppa verschmolzen mit dem Marmor, auf dem sie standen, zu einer einzigen Masse!

Balm machte nun rasch ein Ende. Er bot der Kunstreiterin an, sie nach Hause zu führen, was sie mit dankbarstem Zutrauen annahm. Er rief lautschallend nach Camillo, den er in der Nähe vermutete, und der auch wirklich aus einer Tapeten-Geheimtür zum Vorschein kam. Er hieß ihn die Sachen der Damen bringen, ließ den Wagen vorfahren, half seinem Paare hinein, und Selina schwang sich auf ihren Sitz, wie ein Ertrinkender auf den rettenden Fels. Ihr ganzes Herz lachte!

Fort von der Mausfalle, die um ihren Fang betrogen!

Der kleine bucklige Zuppa umzappelte das alles vergebens und vermochte so wenig einzugreifen, wie eine windstille Windmühle in die Luft. Balm sagte gelassen: Halten Sie uns nicht auf, wir sprechen ja noch, — und schob ihn wie ein Steinchen aus seinem Wege.

Das Gespann griff aus, — alles war vorbei!

Maestro, was geht da vor? starrte der Schüler dem davonrollenden Wagen nach.

Camillo, wir haben einen Buckel! seufzte der Zwerg und schlich in seinen Fuchsbau zurück.

Achtes Kapitel

„Porträtieren Sie bloß mein Gesicht und malen Sie einen Leib dazu, der Ihnen einfällt.“ Entstand dieser Gedanke einmal in einem weiblichen Kopf, so konnte er öfter entstanden sein. Warum soll die Schamhaftigkeit, durch Ueberredungszwang in eine unerträgliche Lage gebracht, diesen Ausweg nur mit dem Witze einer Einzigen finden und nicht mit dem Witze des Geschlechtes selbst? Aber noch mehr. Es könnte ein Mädchen gar nicht so weit gegangen sein, wie die Kunstreiterin, und ein Maler den Rat, welchen diese gab, schon aus eigener Verzweiflung erfunden haben. Was Zuppa von der bewunderungswürdigen Treue zwischen dem Künstler und dem Kunstfreund gefabelt, — wer wäre denn naiv genug, das buchstäblich zu nehmen? Mag er die Regel beteuert haben, aber Ausnahmen wird es doch geben, — eine Ausnahme!

Wie ein Taucher am Meeresgrunde wühlt Balm in seinen Gedanken. Zugeschlagene Pforten sind wieder aufgetan, aber noch kann er nicht hineingehen. Ergrimmte, verhärtete Seelenfinsternis wird wieder von einem Lichte durchstrahlt, aber noch ist es gestaltloses Licht, das nur blendet, nicht zeigt. Sein Schmerz ist haltlos geworden und die Gewißheit seines Unglücks ist erschüttert, aber er hat keinen neuen Halt und keine Gewißheit des Glücks. Er hat eine Möglichkeit, eine befreiende, erlösende, alles wieder gutmachende Möglichkeit, aber keine Wirklichkeit. Nein! wirklich ist sie noch nicht. Wie macht man sie wirklich? An welchem Punkte greift er den zarten, schwer zu entwirrenden Faden an? Wie überzeugt er sich?

Leidenschaftlicher, verworrener Zustand! In einem anderen Sinne wieder unerträglicher, als das entschiedene und fest geglaubte Unglück! Ein Glück, das möglich, aber nicht bewiesen ist! Ein Beweis, der unmöglich ist!

Und wie? In der Genoveva-Legende, im „Wintermär-

chen", im naiven Epenstil der alten barbarischen Zeiten konnten Jahre und Jahrzehnte vergangen sein und das Unwiederbringliche wurde wiedergebracht, und die Schuld, die verkannt hat, und die Unschuld, die verkannt worden, löschten mit dem Schwamme einer Reue- und einer Freudenträne Jahre, die ein Mensch nur einmal zu leben hat, aus, als hätten sie die Unsterblichkeit zu leben. So hoch geht's nicht mehr her in unsern arithmetischen Zeiten. Ihr furchtbares Schibboleth ist das: „zu spät!"

Balms Frage liegt so einfach nicht, wie Schuld oder Unschuld. Sie ist zweiköpfig, sie hat sich verdoppelt. Löst ihm die erste Frage aufs glücklichste; — neue Frage: ist es noch sein Glück? Ist sein Recht nicht verloren? seine Spur übergrast? sein Andenken gerichtet? sein Dasein bei den Toten? Die Zeit, in der Poesie nichts, in der Wirklichkeit ist sie alles. Die strengste Richterin! Wehe dem, der sie zu fürchten hat!

Und zuletzt?!

Tiefer und immer tiefer forsche mir nach, unseliges, männliches Gewissen! Ist deine Treue nicht ermattet? Wünschest du nicht deine Freiheit, heißhungrige Bestie des männlichen Freiheitstriebes? Sage dir auch das noch! Sag' alles. Doch nein; sage es nicht. Es gibt Scheußlichkeiten auf dem Grunde der menschlichen Seele, welche die Unaufrichtigkeit zur Pflicht und die Aufrichtigkeit zum nacktesten Zynismus machen. Schrei auf, wenn du sie am Grunde deiner Seele entdeckst, aber sage der Welt nicht, warum du aufschreist. Sage nicht alles!

Wie ein Rasender irrte Balm auf seinen Wegen umher.

Er fühlte Dank gegen Rom, das durch den Mund eines harmlosen Mädchens solche Lichtspuren in sein nächtiges Wähnen geworfen; das ihm eine Erscheinung geschickt, gleich jenen Barmherzigen auf dem Schlachtfelde, welche den vergessenen Sterbenden im hilflosen Verbluten doch noch zu finden, und der Wunde, solang sie noch heilfähig, Heil zu bringen wissen. Nicht umsonst ist er nach Rom gegangen; es hat ihn zu einem Wendepunkte geführt. Aber eben des-

halb fühlt er ein Stadium abgelaufen und doch kein neues mit Deutlichkeit vorgezeichnet. Ein zernichtetes, zielloses Irresein martert ihn. Was beginnen? Wohin sich wenden? Tausendmal fragt er's und nicht e i n mal findet er die Antwort darauf. Nach Deutschland zurück? Mit einem wahren Sturm von Sehnsucht und Reue ergreift ihn oft mitten auf der Straße der Magnet nach Norden; aber durchläuft er die ganze Gedankenreihe, was seine Anwesenheit in der Heimat eigentlich auszurichten vermöchte, so bleibt er eingewurzelt und still auf der Straße stehen. Also den römischen Aufenthalt fortsetzen? Aber zu welchem Zwecke? Vielleicht daß in diesem rätselhaften Schlund von Geheimnissen, die sich selbst aufklären, der Ariadnefaden seines Labyrinthes, den er schon zu halten glaubt, doch noch länger, sicherer und zuverlässiger wird. Vielleicht! Aber zu Hause inzwischen wälzt sich die Zeit in seine Verhältnisse, demoliert, baut um. Und kann er in Rom, wo alles in ihm verändert ist, unverändert weiter leben? Heute morgens begegnet ihm auf dem Korso Domenica; er verspricht, abends zu kommen, und schickt abends ein Billett, daß ihn ein ankommender Landsmann in Beschlag genommen. Abends begegnet ihm Damerata in der Villa Borghese; er verspricht für morgen seinen Besuch und läßt morgen absagen, weil ihn ein Zahn schmerze. Endlich ist er nicht mehr auf dem Korso, nicht mehr in der Villa Borghese sichtbar, er vermeidet die Promenaden und sucht die Einsamkeit auf, — aber wie lange fristet ihn das? Entweder, oder! Diese leeren Verbindungen reizen ihn nicht mehr; sie gehörten dem an, der sich verloren hatte, nicht dem, der sich wiederfinden will. In Rom aber haben sie Anspruch an ihn, weil sie nichts verschuldet, diesen Anspruch zu verwirken.

Aber indem er noch beratet, was zu tun, bleibt er schon hier und die kleinen Verlegenheiten seines Bleibens sind die nämlichen, als ob er für dieses sich schon entschieden hätte. Also ein Neutrum! Zwischen zwei großen Entschlüssen ein Interim! Zunächst nur ein Asyl aufgesucht, wo er überhaupt gesammelt und ruhig beraten kann!

Das wird in Rom ſtündlich unmöglicher. Die italieniſche Wiedergeburt wälzt ſich gärend und brauſend über den Rahmen des Krieges hinaus, von deſſen früheſtem Vorſpiele Balm durch ſein Nachtlager in der Lomelina „abgedrängt" worden. Die beiden oberitalieniſchen Schlachten Magenta und Solferino ſind geſchlagen, und nach tauſendjährigem Stillſtande fällt die alte klaſſiſche Halbinſel in einen Schmelztiegel von Ereigniſſen, deſſen Brodeln und Blaſenwerfen nicht abzuſehen. Das Wort: „frei bis zur Adria" bleibt uneingelöſt und Oberitalien ſchmal zur Verzweiflung aller Patrioten. In Unteritalien aber vergrößert ſich das neue Vaterland über die kühnſten Erwartungen, denn ein Privatmann, Garibaldi, reckt ſoeben die Arme, um das Königreich beider Sizilien aus den Angeln zu heben und in die große Maſſe der Italia unita zu werfen. In der Mitte liegt Rom, vom Fiſcherring keineswegs umringt und zuſammengehalten, denn inſtinktiv fühlt die ewige Stadt, daß juſt ſie der Nabel und der Angel all dieſer Bewegungen iſt und nicht Ruhe auf Erden wird, bis der unnatürliche Iſolierſchemel, ihr müßiger Zuſchauerſitz, krachend und donnernd zuſammengeſtürzt. Lichterloh brennt Rom an allen Enden von der politiſchen Debatte, wie ſie nur ſüdliche Feuerherzen und Feuerzungen führen können. Balm ſoll mitdebattieren, mitpolitiſieren; auf Schritt und Tritt erfüllen ihm die ſchreienden Geburtswehen der Weltgeſchichte die Ohren, und doch klingt ihm das alles wie ein gräßliches Charivari von zerbrochenen Gläſern, Taſſen und Tellern, denn es ſtört die leiſe Stimme ſeines Innern, das brünſtig mit ſich ſelbſt beſchäftigt iſt und mehr als alle Reiche der Welt ſich ſelbſt in Ordnung zu bringen preſſiert iſt.

Er entſchließt ſich, auf vierzehn Tage nach Capri zu gehen. In der Einſamkeit dieſer ſtillen Inſel, die niemals auf dem Kothurn der Weltgeſchichte einhergegangen, hofft er der großen Verfaſſungsdebatte ſeines Herzens mit Ruhe präſidieren zu können.

Er geht herum, ſeine Adieus zu ſagen.

Bei Domenica ſowohl als Damerata, die er in dieſen

Tagen vernachlässigt, läuft es glücklicher ab, als er gefürchtet. Auch hier wird über Hals und Kopf politisiert, denn die Weiber Roms debattieren die große Frage, ob sie ihre Priester behalten werden, oder ob Garibaldi, wie vor zehn Jahren, sie wieder fortjagt, der böse Garibaldi, der Garibaldiner braucht, der die weltliche Mannschaft an sich zieht, um die geistliche zu vertreiben, und das Reich der Liebe zweifach entvölkert. Hier machte Balm schon lieber den politischen Klatsch mit. Die unwissenden Weiber horchten und glaubten. Jedes Orakel war ihnen recht. Ja, nicht einmal unrecht gaben sie ihm, daß er ging; sie waren es gewohnt, daß alle Fremden um diese Zeit Rom verließen. Daran hatte Balm gar nicht gedacht und er freute sich, so wohlfeilen Kaufes durchzuschlüpfen.

Er wollte Rom nicht verlassen, ohne die Kunstreiterin, seinen holden Schützling, vor den ferneren Belästigungen Zuppas sicherzustellen. Er besuchte Donna Selina, um sie für die Tage seiner Abwesenheit zu beraten, überhaupt, ohne just einen Verräter Zuppas zu machen, sie zu orientieren und ihre schutzlose Lage in bessere Ordnung zu bringen.

Es war glücklicherweise überflüssig. Auch hier hatte die Politik ihre Wellen geschlagen, denn das gute Kind jubilierte ihm mit lachendem Herzen entgegen, daß ihr der Fürst soeben einen Brief aus Neapel geschrieben, einen krausen Brief, „der schwer in den Kopf gehe", von dem sie aber doch eins verstehe und das sei die Hauptsache: er kommt morgen selbst nach Rom. Da ist der Brief! jauchzte sie laut, leset ihn selbst und macht mich gescheit, denn ich fürchte fast, ich bin für einen Fürsten zu dumm.

Balm umarmte sie lachend und küßte sie auf die Wange. Hierauf las er den Brief, wobei ihm Selina ungeheuer aufmerksam zusah. Mein Kind, das ist einfach, sagte er, als er zu Ende war. Das Königreich Neapel hat zwei Könige. Der eine heißt Viktor Emanuel und ist König von Sardinien, wird aber übermorgen König von Neapel sein. Der andere heißt Franz der Zweite und ist König von Neapel, wird aber übermorgen König von nichts sein. Die Fürsten und Herren am

Hofe von Neapel ſind nun genau in der Lage, wie ein Mann, der eine Dame heimlich liebt, aber einer anderen öffentlich huldigen muß. Vielen mißfällt dieſe Heuchelei und ſie gehen ihr aus dem Wege. Deshalb kommt auch der Fürſt nach Rom. So wenigſtens ſcheint es, denn Sie haben allerdings recht, der Brief iſt „kraus" geſchrieben und beſſer zu erraten, als auf den Zeilen zu leſen.

Nicht wahr, der Brief geht ſchwer in den Kopf, ſagte Selina mit einer drolligen Amtsmiene.

Wenn nur der Briefſchreiber um ſo leichter ins Herz geht, tändelte Balm und ſtrich ihr die Haare aus der Stirne.

Denn er hatte das Mädchen in Friſur und Anzug auf echt italieniſch in einem tiefen Negligé gefunden, war aber trotzdem, ohne einen Augenblick warten zu müſſen, ſogleich vorgelaſſen und mit herzlicher Unbefangenheit willkommen geheißen worden. Das Bild, das ihm ihr natürliches und häusliches Weſen gewährte, kontraſtierte allerdings mit ihrem Idealbild, das ihm in der Rennbahn und in Zuppas Studio imponierte, die poetiſch ſenſitive Mimoſe im Malerſaal war bei ſich ſelbſt zu Hauſe ein aufgeblättertes Röslein, das ſich um den zwangloſen Faltenwurf ſeines lilienweißen Hemdchens, um eine entblößte Achſel oder ſichtbare Bruſt wenig Sorge machte. Wird doch der weibliche Inſtinkt die Nacktheit, als das angeborene Prieſterkleid des weiblichen Naturdienſtes, nicht um ihrer ſelbſt willen perhorreſzieren, ſondern die männliche Bewerbung darum begreiflich, ja erfreulich finden, und nur dann entſetzt und beleidigt zurückſchaudern, wenn ein Mann, wie Zuppa, es ſchlecht oder gar nicht verbirgt, daß er das Weib als Spielball einer mutwilligen Frechheit ſich dienſtbar macht. Das war der Eindruck, welchen Selina in ihrem chez soi auf Balm machte. Sie empfing ihn als den Mann ihres Vertrauens und bei ſich zu Hauſe. Das gab ein anderes, ja entgegengeſetztes Bild, als in Zuppas „Mausfalle".

Und ſobald er ſich darein gefunden, gefiel ſie ihm nur um ſo beſſer. Die Freiheiten ihrer häuslichen Unordnung waren nach ſüdlichen Begriffen erlaubt, und ſo wußte er es anzu-

erkennen, daß er wenigstens nicht Saloppes und Widriges sah. Die Kunstreiterbude wies ihm nicht ihre verrufene und viel geschilderte Kehrseite. Im Gegenteile stand Selina zwar nachlässig, aber nicht vernachlässigt vor ihm, sondern in jener Haltung von Eleganz und Grazie, welche ihm noch immer die ideale Seite ihres Berufes zeigte, — einem öffentlich versammelten Volke sich als ein Muster von Anstand und Zierlichkeit darzustellen. Dieser Abglanz des Zirkus, ohne Reitrock, Schnürleibchen und Amazonenhut, ohne Bänder, Federn, Flimmer und Flitter, hatte in seiner Art etwas Pikanteres, als ein Schauspiel für Eintrittsgeld und der studierte Pomp eines Ausstattungs-Tableaus. Und was brauchte er mehr, wenn seine Phantasie schon idealisieren wollte, als diese Tochter des Volks auf die künftige Fürstin anzusehen? Unterhaltung genug und gar anmutiger Art, diese Manege-Turnüre in die Salon-Turnüre, diese Ungeniertheit in Hoheit und Würde hineinzuphantasieren! Balm sah sich seine schöne Equilibristin an — wie sich im Geiste des Gärtners eine wildbewachsene Bocage schon als kunstmäßige Parkanlage malt, wie der Musiker ein allerliebstes Volkslied, in eine edlere Tonart transponiert, schon als air pathétique und danse spirituelle hört. Idealisieren muß nun einmal ein Deutscher, aber heute brauchte er keine „Mimose" und keine „Nymphe in der Gewalt eines Fauns"; heute tat's die Wirklichkeit ohne alles Programmwort.

Die Unterhaltung mußte, wozu der Schelmenstreich Zuppas genötigt, französisch geführt werden. Selina sprach es nicht elegant und Balm merkte leicht, daß die nicht kunstmäßig erzogene Italienerin weit mehr die Manege und den Stall, als den Salon zu Lehrern gehabt. Er konnte nicht umhin, dem reizvollen Munde manches Bedenkliche zu korrigieren, denn wer enthält sich des Raupenlesens von einem edlen Baume? Das franke Mädchen war nicht prüde genug, sich zu schämen; sie dankte es ihm, sie bat sich's mit bester Manier sogar aus und so gewann die Konversation an Scherz und Spiel des Humors just durch ihre unbemäntelten Mängel. Wissen Sie auch, daß Sie mir heute jünger vor-

kommen, als noch vor kurzem? sagte sie im Laufe dieser Unterhaltung mit unschuldigster Heiterkeit. Balm wurde rot, er hatte den Umstand seiner Maske völlig vergessen. Aber schnell gefaßt, antwortete er dreist: Es geht uns Deutschen allen so, daß wir in Italien bald uns verjüngen. Sie nahm das mit einem Gemisch von Patriotismus und Gedankenlosigkeit unbesehen hin und es fiel ihr nicht ein, an andere Deutsche oder Engländer zu denken, ob die Probe auch stichhaltig sei. Der Mann, der das sagte, war nun einmal der Mann ihres Vertrauens! Er war der Mann, der sie aus den Krallen des Raubtieres gerettet, und ohne zu ahnen, daß er sein Mitschuldiger gewesen, ohne zu ahnen, welch weitaus wichtigeren Dienst sie selbst ihm geleistet, sammelte sie mit niedlichsten Händchen Kohlen auf sein Haupt durch den Respekt einer dankbaren Ergebenheit, die so rein nicht verdient war!

Endlich verließ er das Mädchen in jener Stimmung von bequemer Verliebtheit, welche nicht leidenschaftliche Wünsche oder fesselnde Selbstzwecke hat, sondern bloß Wohlgefallen und Teilnahme ist. Er wünschte für sie, nicht für sich. Er wünschte dem liebenswürdigen Mädchen, das er trotz aller Komplimente baldigen Wiedersehens wohl kaum je mehr sah und dem er für immer Adieu sagte, ein schönes, volles Glück ihrer Zukunft und segnete sie im stillen gerührter, als er zeigen durfte. Er dachte mit Trost daran, daß der Fürst treu und ernst sie zu lieben schien, denn sein Brief enthielt einiges von dem Charakterkorn des älteren Mannes, welcher mit Willensentschlossenheit liebt, und das kann unter Umständen mehr sein als Leidenschaft. —

Auf der Straße war sein erstes Begegnis — Meister Zuppa. Verdammt lange droben gewesen, raunte ihn der Zwerg sogleich an. Ouvrage d'une longue haleine! War sie am Ende gar noch vergine immaccolata?

Balm mußte laut auflachen über den Ideenkreis dieses Menschen, der vielmehr ein einziger Punkt war, eine fixe Idee und ein Fixpunkt, um den er sich drehte, wie ein gespießter Käfer um seine Nadel.

Zuppa kam aus dem Hause gegenüber; auf dem Fuße folgte ihm ein ältlicher Mann. Beide sprangen in einen bereitstehenden Wagen und fuhren davon. Balm setzte seinen Weg fort.

Nach einer Boudoirvisite bei einer interessanten Kunstreiterin war der Besuch, den er jetzt vorhatte, ein stark kontrastierender Szenenwechsel. Er machte mit Tisch und Tischgesellschaft seines Mittags einen Zwischenakt, denn er liebte es nicht, in den extremsten Stimmungen und Eindrücken allzu rasch sich herumzuwerfen.

Sein Nachmittagsbesuch galt — dem Marchese Santafiore. Er hatte diesen merkwürdigen Mann nicht gesehen und war ihm seinen Gegenbesuch schuldig — seit jener, während eines Besuches der Domenica, seine Karte bei ihm abgegeben. Es war hohe Zeit, die Schuld abzutragen!

Zunächst aber fand er ihn gar nicht in seiner Stadtwohnung. Er hatte Rom verlassen und wohnte jetzt auf dem Lande. Freilich in nächster Nähe von Rom; man nannte ihm die Villa Madama auf dem Monte Mario. Ein anmutiges und buschreiches Gehügel, das Balm von seinen einsamen Spaziergängen kannte. Jetzt gebot ihm sein Achtungsbesuch den Gebrauch eines Wagens, aber sein Fiaker ersetzte ihm den Effekt einer Fußwanderung durch die Langsamkeit, womit er auf der ansteigenden Straße seine Pferde schonte, oder mit großer Zuvorkommenheit fast fortwährend stillhielt, um die zahlreichen Bauernkarren passieren zu lassen. Balm ließ den Schlingel gewähren, denn es ergötzte ihn selbst, diesen ländlichen Straßenverkehr mit flanierender Muße in Augenschein zu nehmen.

Ach, wie hörte unter diesen Bauern und Maultiertreibern hundert Schritte vor den Stadttoren die ganze Politik der Kaffeehäuser und Zeitungsleser, der Korso-Flaneurs und sonstigen Weltweisen so gründlich auf! Wie sahen diese wirrhaarigen Bauernköpfe mit ihren großen glühenden Augen so indolent glotzend in die Welt hinein, die sich in ihrem Namen die Köpfe zerbrach! Also das ist das Volk, das römische Volk, sagte sich Balm, der große Souverän, mit dessen „Interessen"

ſie ihre Noten und Schlachtbulletins aufdonnern, und der ſich, ſoviel auf dieſer Straße zu ſehen iſt, einſtweilen für nichts intereſſiert, als für Trauben- und Seidenwurm-Krankheit, für die Olivenölernte und für große Blumenkohlköpfe. Dieſe Dinge verhandeln ſie und rufen ſie einander zu in halbgekürzten Dialektworten, welche nicht Sprache ſondern Skizze einer Sprache ſind, und welche der Buch-Italiener aus Deutſchland, der Dante- und Machiavell-Leſer nur bruchſtückweiſe erraten kann. Da werden Marktpreiſe gefragt, über die Salzſteuer geſchimpft, der Wein und das Oel tariert, der Wert der Kuh vor und nach dem Kalben bis auf den Centeſimo ausgerechnet; dort bricht einer dem andern den Hals, wenn er ihn noch einmal bei der Mariuccia findet, und ein Eſeltreiber mit der Stachellanze, welcher ſalz- und mehlbepackte Maultiere treibt, langt ſeinem Buben, welcher zu Fuß nebenher läuft, einen Streich mit dem Lanzenſchaft, weil er den Ingleſe im Wagen paſſieren ließ, ohne ihn anzubetteln.

Nur einmal riefen zwei Kärrner einander zu: He Beppo, wird dein Gio auch das rote Hemd anziehen? Und als zwei Franziskaner die Straße zogen, profitierte ein Bauer auf einem zweiräderigen Heukarren von der ſchönen Gelegenheit, und rief zu einem Bekannten, der im ausverkauften Packſattel ſeines Saumtieres nach Hauſe ritt, die Worte hinüber: Ei, Rocco, was denkſt du? wir trinken wohl bald wieder wie Anno 49: al estirpazione di quella razza maledetta dei preti! Balm machte Augen nach dem Sprecher, der aber tief in ſeiner Heufuhre lag und unſichtbar war. Er ſah nichts als die prachtvollen, ſilbergrauen Stiere, womit der Karren desſelben beſpannt war, und ſiehe da — auch die Stiere des Pfaffenvertilgers trugen zwiſchen ihren Hörnern je Muttergottesbilder, welche in reichverzierten Goldrahmen und blumenbekränzt auf den Rinderhäuptern des kirchengläubigen Campagnolen zu prangen pflegen. Die deutſchen Mundwinkel verzogen ſich — zu einem proteſtantiſchen Lächeln!

Mitten unter dieſen Straßenbildern wurde Balm von einer Erinnerung überraſcht. Der Mann fiel ihm ein, den

er an Zuppas Seite gesehen, und er war gewiß, daß ihm sein Bild bekannt sein müsse. Aber hier stockte die Erinnerung wieder. Wer es sei und wohin das Bild gehöre, sagte ihm sein Gedächtnis nicht mehr. Er marterte sich lange und durchstöberte alle Ideenverbindungen, um nachzuhelfen, aber just diese Nachhilfe zerstörte die zarte Magie des Gedächtnisses. Die Erinnerung ist wie das Traumleben; wer zu träumen sich zwingen wollte, würde nur immer wacher. Ihre Sterne blitzen im Dunkel der Bewußtlosigkeit auf, am Lichte der Reflexion erbleichen sie. Dieser Wahrheit gab Balm endlich nach und überließ es dem Zufalle, dem Alleinherrn solcher Zaubereien, ob das Bild, das er suchte, noch einmal und dann deutlicher kommen wolle.

So erreichte er die Villa Madama. Sein Fiaker hielt vor einem grandiosen Gebäude, das aber, halb Ruine, oder auch unausgebaut, weniger imponierte als befremdete. Die Villa gewann ihren besten Prospekt durch das Grün, in dem sie rings stand, und welche Architektur dekoriert ein südlicher Garten nicht!

In der Tat schien die Vigne das Paradies zu sein, denn Balm sah sich von Engeln empfangen. Zwei kleine Mädchen, von einer Kinderschönheit, die fast überirdisch war, durch die Erscheinung des Wagens neugierig angezogen, kamen ihm wie auf Flügeln entgegengeflattert und staunten den Fremdling aus ihren feenhaften Vergißmeinnichtaugen groß und abenteuerlustig an. Aber plötzlich zerstoben sie laut kreischend und lachend in die Flucht und zwitscherten dazu italienische Scherzkinderworte, die Balm nicht verstand. Er wußte nicht, was hier vorging, und erst als er selbst von ein paar Kugelchen sich beworfen fühlte, merkte er, daß es ein Hagel von Konfetti war, welcher aus dem unsichtbar Laubigen heraus die allerliebsten Kleinen in ihre humoristische Flucht getrieben.

Pardon; sind Sie auch im Kugelregen getroffen worden? rief plötzlich eine Stimme. Er schaute auf, und aus den Weinreben heraus blickte patriarchalisch-heiter wie ein umlaubter Anakreonkopf das schneeweiße, wohlbekannte Gesicht

des Marcheſe Santafiore. Wir haben ein Geſetz mit den Kindern gemacht, fuhr er fort, daß ſie uns außer der Schußlinie bleiben, denn ſie ſtören unſere Geſpräche, die zwitſchernden Spatzen. — Der Anakreonkopf in der Laube bewegte ſich Balm entgegen. Dieſer, das Terrain überſehend, flog hinan, um dem älteren Manne ein paar Stufen einer Pergolaterraſſe zu erſparen. Schon ſtand er oben und der Marcheſe reichte ihm, noch lachend und den Kindern drohend, die Hand.

Balm war in der Villa Madama. Sein Eintritt in die Vigne glich dem eines alten Bekannten, wie vertraulich und herzlich er ſich empfangen ſah.

Neuntes Kapitel

In der Pergola fand ſich eine kleine Geſellſchaft zu dreien verſammelt. Der Marcheſe ſtellte die zwei andern Anweſenden vor. Conteſſa Dezia Caradoſſo nannte er eine Matrone in ſchwarzem Anzug mit ergrauenden Haaren und blauen Augen, welche es verſtanden hatte, ſchön zu altern, was im Süden eine Seltenheit iſt. Legationsrat Baron Neugart hieß ein Herr neben ihr, ungefähr von Balms eigenem Alter; aber kaum hatten die zwei jungen Männer einander geſehen, ſo ſchüttelten ſie ſich die Hände und begrüßten ſich als Bekannte und Landsleute. Der Baron war von der Geſandtſchaft desſelben Landes, in welchem Balm einer der höheren Beamtenfamilien angehörte, und ſie hatten ſich in der deutſchen Heimat zu Hauſe, wenngleich nicht in einem nahen Verkehr, doch ein paarmal geſehen und geſprochen. Balm, umgekehrt, wurde den beiden andern von dem Marcheſe als „ein lieber Freund“ vorgeſtellt. Das letztere ſchien er ſich faſt ſelbſt, denn in demſelben Augenblicke, als ihm ſein Stuhl zurechtgerückt war, nahm er ſeinen Platz zu viert in dieſem Kreiſe vor den ſchönen Augen der Matrone und des Marcheſe Santafiore und vor dem ſchneidig-markigen Charakterkopf ſeines rheiniſchen Landsmannes mit einem Behagen ein,

als ob er im trauten Heim unter alten bequemen Freunden einen verjährten Sitz innehätte.

Das ist menschlich von Ihnen, sagte der Marchese, daß Sie den weiten Weg nicht scheuen, einen alten Mann in seiner ländlichen Abgeschiedenheit zu besuchen. Vergelte Ihnen Gott Ihr barmherziges Liebesopfer!

Balm mußte lächeln, eine Musketenschußferne von den Toren Roms einen weiten Weg und eine ländliche Abgeschiedenheit nennen zu hören. Und doch meinte es der Marchese mit keiner Spur von salbungsvoller oder süßlicher Uebertreibung, sondern völlig naiv und selbstüberzeugt. Aber freilich hatte Balm schon längst bemerkt, welch seltsame und enge Begriffe die heutigen Römer, den alten unähnlich, von Land und Landleben haben.

Balm antwortete etwas von der Tugend, die sich selbst belohne, und lobte das Haus und seine Lage, worauf Signora Dezia mit dem strahlendsten Feuer ihrer blauen Augen die herrliche Aussicht, die Stadt, das Land und den ganzen Horizont dieses Panoramas in so reichlich gespendeten Ausdrücken italienischer Superlative glorifizierte, daß Balm Mühe hatte, das alles ernsthaft und höflich zu bestätigen. Just weil er selbst ein Freund der Natur war, hätte er viel darum gegeben, wenn ihm diese Besuchsstunde gegönnt gewesen wäre, nicht am Abhange, sondern auf der Anhöhe des Monte Mario, in der Villa Melin. Dort oben konnte wahr sein, was die römische Matrone mit ihrer malerischen Phantasie schon hier unten pries. Wieder sah er das landschaftliche Naturleben — in italienischen Begriffen!

Den Faden der Unterhaltung aufnehmend, erwiderte er der Matrone: An diesem schönen Orte war schon mein Eintritt schön. Ich schwärme für schöne Kinder, aber ich habe nie schönere gesehen, als die zwei kleinen unbefiederten Engel, die mich an der Gartenpforte empfingen. Von Wurfgeschossen bedeckt, hat sie der Herr Marchese als kriegsrechtlich verurteilte Störenfriede unschädlich gemacht, aber mir wird wehe dabei, denn wenn solche Himmelskinder einen Frieden stören, was werde dann ich erst getan haben!

Just umgekehrt, Signor Giusto, antwortete die Matrone; Sie können Frieden stiften, denn die Ketzer und Heiden bedrängen uns arg.

Ach, erwarten Sie von den jungen Herren dieser Zeit doch keine Hilfe, sagte der Marchese, aber mit einem Lächeln, als ob er widerlegt sein wollte.

Hilfe gegen Ketzer und Heiden? lächelte Balm mit einem diplomatischen Kopfschütteln. So schnell stürzt man sich heutzutag nicht in Allianzkriege. Aber wenn ich meine Vermittlung anbieten darf . . . Lassen Sie hören, um was streiten die Großmächte?

Dieser Herr da, — es galt dem Baron, — ist einer von den Zeichenkundigen, welche das Christentum für einen Patienten halten, dessen Tage gezählt sind. Hundert Jahre — fünfzig Jahre —

Balm atmete auf. Das versprach harmlos zu werden. Er war gefaßt gewesen, daß das Gespräch viel nähere und peinlichere Zeitfragen, Parteifragen zwischen dem revolutionären Königreich Italien und der weltlichen Papstherrschaft angehen werde. Offenbar war dieser Stoff auch der Ausgangspunkt gewesen und man bewegte sich jetzt schon in der Steigerung. Aber das eben war das Harmlose. Das Gespräch, wo er es fand, war kein Interessenstreit, sondern bloß ein Prinzipienstreit. Mußte es aber in diesen sturmvollen Tagen gestritten sein, so vertrug es — Christus besser, als der Papst und die Kirche!

Aber ehe er noch das Wort nahm, remonstrierte Baron Neugart: Ich muß sehr bitten, Signora, daß ich eine Anzahl von Jahren als Frist genannt hätte. Eine Zahl habe ich nicht genannt.

Nein; weil Ihnen die kleinste eigentlich die liebste wäre. Gaben Sie uns Römern nicht zu verstehen, wir möchten das Kreuz, das wir von Rom zu den Nordländern trugen, nur fein säuberlich einpacken und über die Alpen wieder zurücktragen? Was sagen Sie zu diesem Kannibalen? wendete sie sich an Balm.

Zweierlei. Erstens, glaube ich, ist das Kreuz überhaupt

nicht mehr jenseits der Alpen und zweitens frage ich, wozu man es diesseits brauchte?

Kenne ich meine Leute! spottete der Marchese; aber die Matrone drohte mit dem Finger und sagte: Ein wenig ernsthafter, wenn ich bitten darf!

Im Ernste, antwortete Balm bescheiden. Wir haben vom Kreuze die Früchte gepflückt, nämlich die christliche Moral; aber das Holz dieses kostbaren Baumes — ist nun verfügbar.

Die alte Erfahrung! rief der Marchese; man will nur Sittenlehre, nicht Glaubenslehre. Aber wären sie trennbar, sie wären schwerlich eins aus dem andern entstanden.

Das war in älteren Zeiten, sagte Balm. Aber ich glaube, allen Christen wäre es heutzutage genug, wenn Christus so unverwundet wie Elias gen Himmel gefahren wäre, und statt des Kreuzes uns nichts hinterlassen hätte, als seine Heilslehre allein, sein Gebot der Nächstenliebe, sein Evangelium von der Gleichheit der Menschen als Kinder Gottes.

Die Matrone blickte aufmerksam.

Vergessen wir nicht, sagte der Marchese, daß das alles durch das Blut zusammengehalten wird; daß es ohne das Blut zerfiele — in die Lehren der Essäer, der Stoiker, der Platoniker usw.; daß Blut und Kreuz unsere Pfeile in ein Bündel binden, welche vereinzelt zerbrechlich sind wie alles Juden- und Heidenwesen.

Ich bin der letzte, der das vergißt, antwortete Balm. Der Naturmensch ist so geartet, daß er seine Pflichten nur annehmen will im festen Glauben, daß sie der Wille eines Gottes sind. Ich vergesse es nicht, wie Moral und Dogma, wie Sitten- und Glaubenslehre zusammenhängen.

Nun also?

Aber ich drückte mich wohlweislich aus: der Naturmensch. Nicht, der Kulturmensch! Und das sind wir doch heutzutage. Fast in allen Religionen ist die körperliche Reinlichkeit ein Dogma, und die Gläubigen wuschen sich, weil es Gott befohlen hatte. Heute wäscht man sich auch im Unglauben. Dampfbäder und Kaltwasseranstalten haben keinen gottes-

dienſtlichen Charakter. Kurz, man tut ſeine Pflicht um ihrer ſelbſt willen, nicht um Gottes willen. Das Bild des Aeſopiſchen Pfeilbündels möchte ich heute umkehren: das Band, welches angeblich zuſammenhält, wird morſch und zerfällt; der einzelne Pfeil, welcher angeblich zerbrechlich iſt, erweiſt ſich als unzerbrechlich, iſt nicht altes Holz und Rohr, wie ſie Aeſop noch kannte, ſondern aus modernem Beſſemerſtahl.

Da haben wir's! lachte der Marcheſe zur Gräfin Caradoſſo. Man wird mit der Chemie noch dogmatiſche Kontroverſen entſcheiden. Studieren wir alſo nur gleich einen neuen Kirchenvater, — den heiligen Beſſemer!

Um Gottes willen, verderben Sie es mit dieſem Herrn nicht! lächelte die Signora zurück. Er läßt uns doch etwas! Er ſpricht wenigſtens von chriſtlicher Nächſtenliebe. Wenn er dabei das Kreuz umgeht und ein bißchen blutſcheu iſt, ſo dürften wir Frauen das am wenigſten tadeln.

Ja, ja, die Frauen! ſpottete Santafiore mit Patriarchenwürde. Wenn ſie nur von L i e b e hören, gleich laufen ſie jedem neuen Propheten nach. Geht, geht, auf euch iſt auch kein Verlaß. Konſervativ in Kiſten und Kaſten, ſeid ihr in der Ideen-Wirtſchaft revolutionär, wie Polinnen. Ein bißchen blutſcheu! Und ſagt doch ſchon der große Kirchenſpalter Luther: Entweder rund und rein alles gegläubet, oder nichts gegläubet! So die Glocke an Einem Orte birſt, tönt ſie auch nicht mehr und iſt gar verdorben. Aber das ficht euch nicht an. Eure liebe Liebe tönt euch dergeſtalt angenehm, daß euch der Ton ſelbſt von geborſtenen Glocken noch ſchmeichelt.

Weil wir das Gefühl haben, daß die geborſtene Glocke, kann ſie noch heil werden, nur durch die Liebe allein es kann.

Hm, kein übles Wort! nickte der Marcheſe zufrieden. Aber, fuhr er fort, die Herren tun nur ſo. Glauben Sie ja nicht, meine Gute, daß ſie es mit der Liebe wirklich gut meinen, — nämlich mit der geiſtlichen Liebe. Wie barbariſch behandeln ſie ſchon längſt die Madonna! Was habe ich nicht alles gegen die unbefleckte Empfängnis hören und leſen müſſen!

Nehmen Sie dieſes Dogma in Schutz? fragte Balm betreten.

Warum hätte ich es nicht tun ſollen?

Balm ſchüttelte den Kopf und ſah durch die Rebenfeſtons in die Ausſicht auf Rom hinab.

Was haben Sie gegen den Marienkultus? fragte die Matrone mit ſichtlichem Intereſſe für Balms Meinungen.

Der Baron Neugart ſagte zu dieſem: Ergreifen wir die Offenſive! Fragen wir die Signora: was haben Sie dafür?

Verderben Sie mir Herrn Balm nicht, Sie Sansculott! ſchalt die Matrone. Was wir für den Marienkultus haben? Wollt denn ihr Herren den Himmel allein? Wunderlich ſeid ihr Modernen! Auf Erden verlangt ihr Frauen-Emanzipation, aber im Himmel verfolgt ihr die Weiblichkeit. Iſt es nicht einer der ſchönſten und liebenswürdigſten Gedanken des Chriſtentums, der eine Himmelskönigin ſchuf? Wollt ihr das Ideal, vor dem ihr ſo gerne auf Erden kniet, dethroniſiert haben im Himmel, der juſt die Heimat der Ideale iſt?

Neugart antwortete: Der Himmel iſt geſchlechtslos. Sie werden freilich ſagen, das iſt nur der philoſophiſche; der religiöſe ſoll nichts ſein als die Transfiguration der ſinnlichen Dinge, die auf Erden ſind. Gut denn! Aber transfigurieren wir dann doch ein bißchen vernünftiger! Oder gibt das noch eine Figur, die irgendeiner menſchlichen Vorſtellung entſpricht: eine Jungfrau, die einen Sohn gebiert? Ich frage. Wo bleibt da der Begriff der weiblichen Natur? Nur die Möglichkeit dieſes Begriffes? Die Natur aufheben, heißt doch nicht, die Natur verklären?

Signora Dezia blickte nach Troſt auf den Marcheſe.

Dieſer zog einen Ring vom Finger, reichte ihn dem Baron und ſagte: Unter den geſchnittenen Steinen, die aus dem Altertume auf uns gekommen ſind, iſt mir dieſe Gemme eine der liebſten Reliquien. Aber halten wir uns jetzt nicht bei der zarten und zierlichen Arbeit auf, ſondern ſprechen wir von dem Gegenſtande des kleinen Kunſtwerkes. Das Bild iſt der Vogel Greif. Was iſt ein Greif? Ein Greif

iſt ein Tier, halb Löwe, halb Adler. Wo exiſtiert dieſes Tier? Nirgends. Es iſt ein Geſchöpf unſrer Einbildungskraft. Wie kommt der Menſch, der gebildete, der vernunftbegabte Menſch dazu, ſolch unmögliche Gebilde ſich einzubilden? Iſt das nicht ein Mißbrauch der Einbildungskraft? Ich habe gefragt, aber nun antworten Sie ſelbſt, lieber Baron. Verletzt Sie der Vogel Greif? Haben Sie etwas gegen den Vogel Greif? Oder nehmen Sie das Bild an? Laſſen Sie ſich's gefallen? Und wenn, ſo erforſchen wir unſer Gefühl und geben wir uns Rechenſchaft, was die geiſtige Naturgeſchichte dieſes Vogel Greif, reſpektive unſere eigene menſchliche Naturgeſchichte iſt, die wir die Wege ſolcher Erfindungen wandeln ſehen.

Wir ſtellen uns gerne die gedachten Dinge unter ſinnlichen Bildern vor. Die Beſcheidenheit iſt ein Veilchen, die Treue ein Anker, die Liebe eine Flamme, der Ruhm ein Lorbeerkranz, die Sanftmut ein Lamm oder eine Taube. Was iſt das Genie? Was iſt eine ſouveräne, überlegene Kraft, welche alles beherrſcht und ſelbſt von keiner andern beherrſcht wird? Oh, das iſt der Löwe! Der König der Tiere, welchen alle fürchten und der ſelbſt nichts zu fürchten hat. Der ewig feurige, hurtige, ſprungfertige, allgegenwärtige, nie ermüdende Schweifer und Jager von Raum zu Raum, die er leichter und auf größere Entfernungen durchmißt, als irgendein anderes Tier. Sind Sie zufrieden damit? Wählen wir dieſes Sinnbild? Gut, wir wählen es. Das Genie iſt ein Löwe. Aber halt! Da fällt uns ein anderer in die Rede und ruft: Das alles iſt der Löwe doch nur auf der Erde. Wie mögt ihr ihm nachrühmen, daß er weite Räume beherrſcht, wenn ihm ein ſo unermeßlicher Raum wie der Luftraum verſchloſſen bleibt? Nein, das Genie iſt ein Adler! Wie Segel ſpannt er rieſige Fittiche aus und erhebt ſich in Höhen, unter welchen all eure weiten Räume zuſammenſchrumpfen. Mit ſtählerner Flugkraft ſchwebt er dort oben in der majeſtätiſchen Einſamkeit, wo keine Löwenmähne mehr iſt und kein atmendes Tier und kein Nebenbuhler außer ihm, weil alles Erſchaffene

in verschwindenden Tiefen unter ihm liegt; aber mit stählerner Sehkraft schaut er in die Scheibe der Sonne, das einzige, das über ihm ist und das nur er schaut und sonst kein anderes Auge. Was sagen Sie dazu? Ist's Ihnen recht? Wählen wir zum Symbol des Genies den Adler? Aber ach, jetzt sind wir schon irre! Freilich hat der Löwe auf Erden und der Adler in den Lüften nicht ihresgleichen, aber — sie sind doch selbst ihresgleichen! Und das Genie soll unvergleichlich sein. Das Genie ist nichts, wenn es nicht als einzig gedacht wird, und Löwe und Adler sind zwei! Das Genie soll ein unbegrenztes Herrschervermögen sein, eine Kraft, der nichts unmöglich ist, aber der Löwe ist beschränkt auf die Erde und die Luft ist ihm unmöglich, aber der Adler ist beschränkt auf die Luft und die Erde ist ihm unmöglich. Ja, wenn der Löwe mit dem Adler um die Wette fliegen könnte! Ja, wenn der Adler mit dem Löwen um die Wette rennen und jagen könnte! Wenn der Löwe Flügel hätte, der Adler eine muskelkräftige Kruppe und vier Pranken! So aber können wir sie beide nicht brauchen.

Da kam ein dritter, er kam mit dem Ei des Kolumbus und rief: Just umgekehrt; einen von beiden können wir nicht brauchen, aber beide können wir brauchen. Der Löwe hat Flügel. Der Adler hat vier Füße und Löwenleib. Ich will's! Ich lege beide zusammen und mache den Greif. Das ist's was ihr braucht, das ist das Symbol des Genies!

Wahrlich, der Mann, der den Greif erfunden, war selbst ein Genie. Aber dieser Mann ist die Menschheit. Als die Menschheit sagte: die Bescheidenheit soll ein Veilchen, die Sanftmut soll eine Taube sein, da stand sie noch auf ihrer untersten Kinderstufe. Da war sie sich erst ihrer Begriffe bewußt und entlehnte von der Natur für die Begriffe ein Bild. Als sie sich aber ihrer Ideale bewußt wurde, und ihrer Fähigkeit des Idealismus, mit einem Worte, ihrer Freiheit, da entlehnte sie von der Natur nur noch Motive, aber das Bild machte sie sich mit ihrer eigenen Freiheit.

Wir wollen das Ideal der Weiblichkeit denken. Nun gibt

uns die Natur das Weib entweder als Jungfrau oder als Mutter. In welcher dieser zwei Formen ist das Weib das Ideal der Weiblichkeit? Lassen Sie alle Parlamente der Welt jahrtausendelang darüber debattieren und sie werden's nicht finden. Natürlich! Sie suchen das Idealweib im wirklich erscheinenden Weibe, aber die Wirklichkeit kann nicht Ideal sein, so wenig wie das Quadrat ein Zirkel, oder umgekehrt, sein kann. Das Ideal der Weiblichkeit kann die Prädikate jungfräulich und mütterlich nur zugleich besitzen. Eins ausgeschlossen, und wir sind beim wirklichen Weibe, nicht im Reiche der Freiheit, nicht im Reiche des Ideals. Eins ausgeschlossen und wir sind beim einseitigen Weibe, aber Einseitigkeit und Idealität, das ist ein Widerspruch. Ein innerer Widerspruch! Mutter und Jungfrau sind nur ein äußerer.

Wahrlich, Neugart, Sie irren schwer, wenn Sie sagen, die Natur aufheben, heißt nicht, sie verklären. Wie anders wollen Sie verklären, als durch ein wenigstens teilweises Aufheben? Messen Sie alle unsere Antiken am natürlichen Körper nach, und Sie werden das natürliche Maß teilweise überall aufgehoben finden. Und wieviel Natur ist denn aufgehoben an unserm Madonna-Ideal? Bei Gott, nur ein Minimum! Die Jungfrau ist natürlich und die Mutter ist natürlich. Aufgehoben ist einzig die Zeitfolge zwischen beiden. Es ist noch lange nicht geschehen, was im Vogel Greif geschehen ist, wo die idealisierende Kunst zusammengelegt hat — nicht was durch neun oder sieben Monate getrennt ist, sondern was für ewig getrennt ist.

Gerne komme ich auf meinen Greif zurück, denn ich habe noch folgendes zu sagen. In den Flegeljahren des Idealismus hat die Menschheit, z. B. die altasiatische, um Allmacht, Allwissenheit usw. auszudrücken, Götter mit hundert Armen, hundert Augen, mit der rohesten Vervielfältigung oder Vergrößerung von körperlichen Organen gemalt, unbekümmert was für ein fratzenhaftes Zerrbild dabei für den sinnlichen Anblick herauskam. Die Griechen, welchen wir den taktvollsten Schönheitssinn, welchen wir die höchste Men-

schenkunst des Idealismus nachrühmen, die Griechen haben sich von dieser orientalischen Barbarei doch auch nicht völlig befreit. Da haben wir noch einen Zentaur, der halb Mensch halb Pferd, einen Greif, der halb Löwe halb Adler ist, einen Zerberus, der drei Köpfe hat usw. Ganz rein von dieser Ungeheuerlichkeit ist erst der christliche Idealismus. Ich mache die Herren darauf aufmerksam, daß das Christentum kein einziges Bild oder Idol hat, welches zugunsten einer Idee den Möglichkeiten der sinnlichen Körperwelt widerspricht. Ich dächte, das wäre immer etwas! Diese Schonung der Natur sollte anerkannt werden, wo man die Verletzung der Natur tadeln zu dürfen glaubt. Die Ideale des Christentums — die Identität der Menschheit und der Gottheit in Christus, die Identität der Jungfräulichkeit und der Mütterlichkeit in der Madonna, — sind alle dorthin verlegt, wo die geheimnisvolle Mutterstätte des Idealismus ist, in den Geist selbst. Gehen Sie ihnen aber auch dort noch zu Leibe, so sagen Sie's doch lieber gleich, daß Sie Ideale überhaupt nicht wollen und den Idealismus, das edelste Kapitel in der menschlichen Naturgeschichte, entschlossen sind, mißzuverstehen.

Darauf wußte Baron Neugart nichts mehr zu sagen und er sah jetzt nach Trost auf Balm, wie die Signora zuvor auf den Marchese gesehen.

Balm aber sagte: Ich fühle mich von meiner schwächsten Seite gefaßt, denn Ideal und Idealismus sind eigentlich Wörter, welche der Poesie angehören.

Ah, sind Sie Poet? rief Signora Dezia.

Welcher Deutsche wäre es nicht? antwortete Balm. Aber ich bitte Sie, sich zu beruhigen. Meine Krisis ist überstanden; ich bin nicht mehr gefährlich. Ich schrieb im Winter des Jahres achtundvierzig mein erstes Trauerspiel: ich zählte damals just siebzehn Lenze. Ich gab es unserm großen Professor Gervinus zu lesen, ein Gelehrter, dessen Ruf auch in Italien bekannt sein möchte und der zu den Stammfreunden meines Vaterhauses gehörte. Im Trubel der Revolution kam er spät dazu, es zu lesen, und als er es endlich

hinabgewürgt hatte, gab er mir mein andächtig kalligraphiertes Manuskript mit folgenden Worten zurück, indem er mir väterlich den Scheitel berührte: Sehen Sie, mein junger Freund, sagte er, auch das gehört zu den Segnungen der großen Geschichtsepoche, in welche Deutschland jetzt eingetreten: der poetische Saftüberfluß der deutschen Jünglinge, welcher jetzt in Trauerspiele austritt und einen König Theodorich oder Kaiser Heraklius braucht, um sich tatlos vergeuden zu können, wird künftig die parlamentarische Rednerbühne eines großen und einigen Vaterlandes zur Verfügung haben und zu wirklichen Kaisern und Königen reden. Ihr Kinder werdet Geschichte m a c h e n und sie nicht mehr in Jamben skandieren. Das ist ja der unausrottbare poetische Dilettantismus in unserm Deutschland, gegen welchen ich theoretisch vergebens ankämpfe, daß die armen Jungens eben nichts anderes haben, als Druckpapier oder höchstens Theater, um ihr Feuer und ihren Tatendrang auszulassen. Das ganze Pathos der französischen Kammerreden und die ganze Aktion einer englischen Nachtsitzung im Unterhause wird in Deutschland zur Poesie und verschlechtert die Poesie, da es doch gutes politisches Material wäre. Wir beide werden das künftig sich bessern sehen; das walte Gott! Der Anfang ist endlich gemacht.

So sprach Gervinus und Justus Balm verbrannte noch selbigen Abend sein Trauerspiel. Die Worte des Meisters schlugen wie ein Blitz in mich; sie erhellten mir unsere ganze literarische Situation. Ja, so fest überzeugten sie mich, daß ich z. B. auch unsern großen Nationaldichter Schiller eigentlich für einen feurigen Redner und Aktionsmenschen, kurz, für den deutschen Mirabeau halte, was ich aber laut in Deutschland kaum sagen dürfte, weil man dort ein für alle Male entschlossen ist, das Dichten über jede andere Menschentätigkeit zu stellen. Item, ich ging mit Sack und Pack in die politische Karriere über, die in meiner Familie ohnedies erblich ist. Nur daß ich mit meiner poetischen Ader die Sache doch origineller angriff und mich z. B. für den Staatsdienst präparieren wollte im Dienste der Publizistik,

was der verknöcherte Bureaukrat entsetzlich, ich aber vernünftig finden muß, seit die Presse der Mitregent der Regierenden und die Kontrolle der Staatsmänner geworden ist. Aber der verknöcherte Bureaukrat ist ja eben das leidige und notwendige Gegenstück zum poetischen Dilettanten und wie dieser selbst eine echt deutsche Spezies. Wo jeder, der Poesie im Leibe spürt, gleich Poet von Metier wird und für das Bureau sich zu gut dünkt, bleiben dem Bureau freilich nur die Knochen übrig.

Die Römer hatten diesen persönlichen Exkurs mit wirklicher Teilnahme, Baron Neugart aber mit heimlicher Ungeduld angehört. Jetzt, da er wieder zum Worte kam, sagte er: Wenn damit unsre Debatte geschlossen, oder besser, abgebrochen sein soll, so bin ich's zufrieden, denn ich zöge ja doch den kürzern. Ich stehe einer gegen drei. Ich habe gegen mich die uralte Tripelallianz: Frauen, Poesie, Religion. Diese Macht ist mir zu stark.

Mitnichten, Herr Landsmann, antwortete Balm, so ist es nicht gemeint. Sie werfen mich zu schnell zu den Toten. Wir dürfen den Welschen kein Schauspiel deutscher Uneinigkeit geben. Wir wollen wieder Fühlung miteinander suchen. Die Abschweifung, die ich mir erlaubt habe, führt meine Poesie nicht ohne weiteres in besagte Tripelallianz; ich nannte im Gegenteile die P o e s i e, um ausdrücklich zu markieren, worin sie sich von der Religion unterscheidet. Ich habe mit einem Worte etwa noch folgendes zu sagen:

Unser verehrtester Padrone sprach von Ideal und Idealismus, was sonst kein Kirchenausdruck ist und kein terminus technicus der Sakralsprache. Die Sache war damit subtil und unmerklich aber sehr geschickt von der Religion auf den Boden der Poesie hinübergespielt, und allerdings klingt meine ganze Seele mit, ich gestehe es noch einmal, wenn von Poesie die Rede ist. Religion und Poesie sind Produkte der idealisierenden Kunst; in dieser gemeinsamen Abstammung können sie sich stets und immer verstehen. Und bedürfen sie nicht beide des Glaubens? Ja, auch der Glaube ist ihnen gemeinsam, denn was in der Religion Glaube heißt,

dazu haben wir einen verwandten Begriff in der Poesie, wo es Illusion oder poetische Täuschung heißt.

Aber just dieses Wort macht uns stutzen, gibt uns vollauf zu denken. In diesem Worte tut sich der ganze Unterschied auf, den eine feine attische Zunge uns so wohlredend verschleiert hat. Der Unterschied, denk' ich, ist dieser. Der Kunst gegenüber bin ich vollkommen frei. Sie wartet ruhig ab, daß ihre poetischen Täuschungen eintreten. Ja, ich darf mir sogar — und das ist ein Hauptumstand — des Getäuschtseins bewußt bleiben! Nun, unter dieser Bedingung glaube ich herzlich gerne an den Geist Hamlets und an die Hexen Macbeths. Wie aber, wenn vor dem Theater Kanonen mit brennenden Lunten, Dragoner mit blanken Säbeln, Dominikaner mit Fackeln und Kohlenbecken stünden und allen Zuschauern Edikte verkündet wären: wer nicht an den Geist des Hamlet und an die Hexen des Macbeth glaubt, der soll nicht heiraten, der soll kein Staatsamt bekleiden, der soll nicht Grund und Boden besitzen, der soll nicht leben?! Wir konfiszieren seine Güter, wir machen seine Kinder ehrlos, wir verbrennen ihn bei lebendigem Leibe oder töten ihn aus besonderer königlicher Gnade mit dem Richtschwerte?! Wie dann? Mir dünkt, das wäre ein Mittel, das uns den Shakespeare gründlich verleiden könnte! Sie hatten ganz recht, Herr Marchese, der Madonna mindestens das gleiche Recht wie dem Vogel Greif zu vindizieren und in der Madonna und im Vogel Greif die nämliche ideale Wurzel nachzuweisen. Aus ein und demselben Prozeß sind sie geworden. Aber wie verschieden betragen sie sich hierauf! Der Vogel Greif geht in die Welt hinaus und sieht gemütsruhig zu, ob einer naiv genug ist, an das Tier, welches halb Löwe halb Adler ist, zu seinem Privatvergnügen zu glauben; die Madonna dagegen durchrast mit Feuer und Schwert die Welt und macht den blutigsten Ernst daraus, daß man an die Mutter-Jungfrau glaubt, daß man das Ideal für bare Wirklichkeit, Wahrheit und Wesenheit nimmt! Sie kann sehr unliebenswürdig werden, die „liebe Frau", um den Menschen diesen Idealismus einzubleuen!

Baron Neugart sah mit jubelnden Augen auf Balm.

Der Marchese aber hatte leise den Kopf geschüttelt und mit den Mundwinkeln gezuckt wie einer, dessen Antwort längst fertig ist. Jetzt sagte er zu Balm: Sie haben einen richtigen Unterschied betont, aber lassen Sie mich noch einen hinzufügen. Ein Ideal wie der Greif ist ein Phantasiespiel, ein Ideal wie die Madonna ist ein Gemütsernst. Die Kunst entspringt dem Spieltrieb des Menschen, die Religion dem Glückseligkeitstrieb des Menschen. Das gibt wesentlich andere Grade des Glaubens. Hier trennt sich, und trennt sich für immer, das Geschwisterpaar Kunst und Religion. Jene will über Stunden hinwegträumen und nimmt zur Führerin die leichte Gauklerin Illusion; diese will über den Tod in die Ewigkeit schreiten und stützt sich auf den herkulischen Führer, den starken energischen Glauben. Daher Freiheit in der Kunst, aber B i n d u n g — wovon sie den Namen hat — in der Religion. Und je mehr Ihnen die Kunst aus einer Phantasiesache zu einer Gemütssache wird, desto unfehlbarer erfahren Sie an sich, daß auch die Kunst dem Gemüte nicht völlige Freiheit läßt. Haben Sie als Kunstliebhaber nur eine tiefere Leidenschaft, einen Glaubensartikel und eine Parteinahme, so geben Sie acht, wie wenig frei und unparteiisch Sie dabei bleiben. Zum Beispiel! Man hört viel von einem gewissen Richard Wagner drüben in Deutschland, welchen die einen für den fleischgewordenen Gott der Musik ausgeben, derweil ihn die andern für einen unerträglichen Lärmmacher halten. Nehmen wir nun an, Sie sind ein Operndirektor und ein leidenschaftlicher Mozartist. Dann sollen Sie etwas spüren, wie man einen reinen Glauben aufrecht erhält und eine verdammliche Ketzerei unterdrückt! Was ihr Herren von der Kirche verlanget, daß sie sich auf die Mittel der „moralischen Ueberzeugung" beschränken und die „freie Forschung" zulassen soll, das würden Sie nicht einmal als Theaterdirektor tun. Ich glaube wenigstens, Sie würden es nicht. Oder sollten Sie wirklich den Richard Wagner ganz so paritätisch wie Ihren geliebten Mozart aufs Repertoire setzen, um seine Musik dem „gesunden Sinne

des Volkes" zur „freien Forſchung" anheimzugeben? Täten Sie das wirklich? Oder hielten Sie es nicht für geratener, dem gedankenloſen und neuerungsſüchtigen Nachbeterſchwarm, wie Sie jetzt den geſunden Sinn des Volkes umtaufen würden, das Beiſpiel des Verderbens, wie ein Mozartiſt die freie Forſchung im Richard Wagner nennen dürfte, aus allen Kräften und ſolang es nur anging fernzuhalten, alſo den Richard Wagner von Ihrem Repertoire auszuſchließen, das Verlangen nach ihm zu bekämpfen, in der Preſſe Partei zu nehmen, ſein Lob zu verhindern, ſeinen Tadel auszubreiten, kurz, ſeine Kunſtrichtung zu ächten! Anathema sit! Und wäre das alles nicht auch ſchon phyſiſcher Zwang? Aber wo hört er auf, der phyſiſche Zwang, wenn er einmal angefangen hat? Und wo fängt er nicht an? Ueberall iſt er, wo Körper ſind. Kann oder ſoll ſich denn der Körper die Hände auf den Rücken binden? Kann oder ſoll denn die Phyſis ſich ſelbſt morden? Ich bin erſtaunt, mit welchem Leichtſinn man die Ausübung des phyſiſchen Zwanges anklagt, — als ob wir reine Geiſter wären! Wie wir da ſitzen, ſitzen wir in einer phyſiſchen Natur da und werden ſie anwenden, wo wir ſie brauchen und für das, was uns am liebſten iſt, natürlich am ſtärkſten. Alſo in allen Glaubens- und Herzensſachen. Ich bitte! Lieben und glauben Sie nur etwas mit Herz und Seele, und Sie lieben und glauben es auch — mit Händen und Füßen. Sind denn das getrennte Dinge: moraliſche Ueberzeugung und phyſiſcher Zwang? Sie ſind das nämliche! nur in der doppelten Erſcheinung von Leib und Seele. Aber wenn der Phyſiolog geboren iſt, der mir ſagen kann, wo der Leib aufhört und die Seele anfängt, dem erlaube ich dann auch, von meiner moraliſchen Ueberzeugung den phyſiſchen Zwang abzutrennen. Inzwiſchen iſt es umgekehrt. Die Phyſiologen, die heute „forſchen", finden überhaupt keine Seele im Leibe und leugnen die Seele. Und bei dieſem Triumph der Phyſis das Geſchrei gegen phyſiſchen Zwang! Wahrlich ein wunderliches Zeitalter!

Mozart und Richard Wagner! lächelte Baron Neugart.

Da sind wir schon wieder in den schönen Künsten und Herr Balm braucht nur Mozartist zu sein, so brennt Herr Wagner recht schön auf einem ästhetisch modernisierten Scheiterhaufen. So ist jedes Licht auf einen Leuchter zu setzen, auf dem es einleuchtet. Das ganze Unglück der Irrwische ist eigentlich nur, daß sie keine Leuchter haben!

In der Tat, sagte Balm, sind Licht und Leuchter einleuchtend genug, und es fehlt mir gewiß nur ein Organ, daß sich die Lichtwellen so schlecht in mir fortpflanzen. Ich kann Sie siegen lassen, Herr Marchese, aber nicht auf der ganzen Linie. Eine Position muß ich noch halten; immer aber ist es just die, um welche der ganze Streit sich bewegt. Lassen Sie mich suchen; ich muß die Formel finden, mich auszusprechen.

Darf ich es an Ihrer Statt tun? bat der Marchese bescheiden; ich glaube Ihr Gefühl zu erraten und mitzufühlen.

Um so besser, antwortete Balm, ich kann bei dem Tausch nur gewinnen.

Der Marchese dankte mit einem verbindlichen Lächeln und sagte: Ich fürchte, Ihre schmeichelhafte Gewinnsucht täuscht Sie. Ich werde etwas unerhört Simples sagen. Z. B. dieses: Wir besprechen hier Gegenstände von übersinnlicher Natur, die wir anschauen, wie sie angeschaut sein wollen, mit der Vernunft. Auch die Laien haben übersinnliche Bedürfnisse und Ahnungen, aber sie können sie nicht verarbeiten mit der Vernunft, sondern bloß mit der Phantasie, mit der Einbildungskraft, mit der Bildkraft, also mit den Sinnen und der Sinnlichkeit. Das Uebersinnliche, verwaltet in Erzählungen, Bildern, Symbolen, kurz im Sinnlichen, heißt Religion und die Verwalterin heißt Kirche. Wäre nun die Philosophie mit ihrer Vernunft und die Religiosität mit ihrer phantasierenden Sinnlichkeit, wären diese beiden Sphären zwei so fest beschlossene Kreise, wie diese Münzen hier, — der Marchese nahm zwei Goldstücke in die Hand, — so könnten wir friedlich miteinander durch die Welt rollen und keiner Münze fiele es ein, den Rand der andern zu brechen. Aber die Münzen sind lebendig, haben von dem Mittelpunkt gegen die Umfangslinie eine Ausdehnungskraft und

jede dehnt ſich in einen Raum aus, in welchem ſie auf die Ausdehnung auch der anderen ſtößt. Daher Druck und Gegendruck an den Rändern. Im Zentrum würden ſie ja ruhig beharren, ewig gleichgültig ſich zueinander verhalten wollen; im Umkreis aber merken ſie ihre große Lebendigkeit, welche eben ganz und gar Ausdehnung heißt, und zwar für jede von beiden. Keine iſt voll und nimmt ihren Raum ein, wenn ſie der anderen den Raum nicht ſtreitig macht. Es iſt ein Streit um die Selbſtbehauptung, es iſt ein Angriff zur bloßen Verteidigung. Die Vernunft hat das Auslöſchen ihres Lichtes zu fürchten, wenn Kirche, Katechetik, Beichtſtuhl und Kanzel, in ungeſtauter Flut ſich ausbreitend, es dahin bringen, daß die Sinnlichkeit allein den Raum der Welt einnimmt, die Sinnlichkeit, welche den Geiſt nicht anders faßt, als in Bildern, Wundern, Legenden, Zeremonien, Reliquien, Berührungen und Betaſtungen. Nicht minder aber hat auch die Kirche zu fürchten, daß die Menſchheit ins Mark verletzt werde, wenn freie Preſſe, emanzipierte Schule und das ganze Arſenal der Aufklärung unausgeſetzt daran arbeiten darf, den Glauben abzuſchwächen, ohne das Wiſſen ausbreiten zu können, weil nun einmal, ſolange die Welt ſteht, während der Philoſoph denkt, ſeine Wäſcherin wäſcht, ſein Schneider näht, ſein Bäcker backt, und außer den Gedanken auch Korn, Wein, Fleiſch, Wolle, Ziegel und Holz erzeugt werden müſſen — von lauter Leuten, welche eben deshalb nicht Zeit haben, mit dem Philoſophen zu denken. Es iſt nicht möglich, die Maſſen auf den Geiſt zu ſtellen, wohl aber ihre eigene Grundfeſte zu lockern und zu zerweichen: ihre Sinnennatur, ihre Tüchtigkeit im Handgreiflichen, ihr fröhliches Vertrauen aufs Unmittelbare und Sichtbare. Lebendige Kräfte ſind dann zerſtört worden, ohne Gewißheit eines äquivalenten Erſatzes. Nichts mag leichter ſein, als einer Mutter am Bette ihres ſterbenden Kindes den Kauſalnexus zwiſchen Opferkerzen und Heilungsprozeſſen auszureden, aber nichts ſchwerer, als ſie zu tröſten — mit dem „Kreislauf des Lebens in der Materie"! Dies der Kriegsfall zwiſchen Vernunft und Glauben. Es iſt ein Krieg ohne Haß,

ja ſogar ohne Wunſch des Sieges; reiner Krieg um das Gleichgewicht. Oder wünſchten Sie wirklich den Ruin des Senſualismus? Oder ich den Bankerott der Philoſophie? Mitnichten. Ich wäre ſehr beſtürzt, wenn eines Tags kein Juſtus Balm und kein Baron Neugart mehr in der Welt wäre; aber vielleicht Sie nicht minder, wenn Wiſſenſchaft ſo landläufig würde, daß ſogar Ihre Geliebte, anſtatt von göttlichen Gedanken, von phosphorreichen Gedanken ſpräche! In dieſem Sinne iſt es faſt gleichgültig, ob einer auf dieſer oder auf jener Parteiſeite ſteht, ſein Gewicht links oder rechts in die Wagſchale legt; die Hauptſache iſt, daß er dem andern das Gleichgewicht hält. So wenigſtens, Signor Giuſto, erkläre ich mir das Gefühl, wofür Sie den Ausdruck ſuchten. Sie fühlen Billigkeit gegen den Kirchenglauben und beſtreiten ihn; ich fühle Billigkeit gegen die Vernunft und beſtreite ſie auch. Wir ſtreiten eben nicht zum Angriff, ſondern zur Verteidigung. Jeder fühlt das Recht des andern, zu exiſtieren, aber ſein Unrecht, zu überwuchern.

Das iſt das Wort! rief Balm, ich beantrage, daß wir uns damit zufrieden erklären.

Nicht ohne eine Schlußbemerkung, ſagte Baron Neugart. Der Herr Marcheſe ſtellt die Dinge dar, wie ſie vielleicht geweſen ſind, aber ſchon längſt iſt es umgekehrt. Nicht die Philoſophie ſtört das Sinnenglück der Maſſen, ſondern die Kirche ſtört den Vernunftdrang der Maſſen. Die Maſſen wollen, ſie haben Partei ergriffen. Und ihre Partei iſt die unſrige, die Vernunft. Die Schneider und Bäcker des Philoſophen ſind nämlich dahintergekommen, daß ſeine Philoſophie gar keine Hexerei iſt und kein ganzes Leben braucht, wenn nur das Leben nicht mit dem Katechismus angefangen wird, d. h. mit der Schwächung der Denkkraft.

Der Marcheſe antwortete: Dieſe Bemerkung ſcheint mir Wahres und Falſches zu enthalten. Wahr iſt's, daß die Maſſen in Oppoſition gegen die Kirche ſind, aber mir ſcheint, das iſt nicht ſowohl Vernunftdrang als Freiheitsdrang. Die Kirche hat Macht und Gewalt und darauf ſind die Maſſen heute eiferſüchtig; ſie wollen das ſelbſt haben. Es iſt mehr

die äußere Stellung der Kirche, welche regiert wird, als ihr innerer Sinn und Begriff, nämlich der Glaube und das Wunder. Den Wunderglauben mögen ja auch die ungläubigen Zeiten nicht entbehren. Als Reimarus und Voltaire die Wunder Christi exstirpierten, waren St. Germain und Cagliostro beliebte Wundertäter, und in unseren Tagen sind's Hume und Davenport. Amerika, das republikanische, angelsächsisch-protestantische Amerika, das Paraderößlein aller demokratischen Musterreiter, erzeugte sich gar die Wunder des Tischrückens und Geisterklopfens und macht nicht übel Miene, den Spiritismus wie eine Religion zu instituieren. Das sieht mir schlecht danach aus, als ob der Vernunftdrang in die Massen gefahren und der Glaubens- und Wunderdrang in seinen uralten Vorräten aufgezehrt wäre.

Ebbene, meinte der Baron, mehr wünsche ich ja gar nicht, als das Zugeständnis, daß die weltliche Machtstellung der Kirche den Trieb des Jahrhunderts wider sich hat. Der Wunderglaube mag nach wie vor in Dogmen oder im eau de Lob seine Ventile suchen und finden; wir Politiker haben es nicht mit den Dogmen, sondern bloß mit den politischen Machtansprüchen der Kirche zu tun.

Auch ich, sagte Signora Dezia, möchte zum Schlusse noch um ein Wort der Verständigung bitten. Es fiel mir auf, lieber Marchese, daß Sie Vernunft und Glaube einander entgegensetzten. Wohl ist der Vernunftmensch glaubenslos, aber ist der Gläubige vernunftlos? Mein Freund, Sie erschrecken mich. Die Kirchenversammlungen, welche in den ersten Jahrhunderten die Dogmen unseres Glaubens festgestellt haben, — waren es nicht in der ganzen damaligen Welt die Spitzen der Intelligenz? Hat die Kirche bei ihren Auslegungen und Definitionen nicht allen Scharfsinn angewendet und die ganze Summe der menschlichen Vernunft gebraucht? Bedienen sich unsre wissenschaftlichen Kirchenschriftsteller nicht der Vernunft? Bekennen wir nicht einen Glauben, der es uns zur Pflicht macht, mit unserm Pfunde zu wuchern und unser Licht nicht unter den Scheffel zu stellen? Erklären Sie sich näher, lieber Marchese.

Wenn Frauenzimmer mit Männern philoſophieren, ſo wiſſen die letzteren von vornherein, daß ihre ganze Rolle — Geduld heißt. Der Marcheſe antwortete mit himmliſcher Ruhe: Philoſophieren heißt, Begriffe beſtimmen, und das kann man nicht anders, als indem man ſie trennt und zwar aufs ſchärfſte. Vorausgeſetzt wird dabei, daß ſich jeder bewußt bleibt: die Trennung dient nur dem Zwecke des Moments, will aber den natürlichen Zuſammenhang der Dinge nicht aufheben.

So wohlfeil verkaufe ich nicht, ſpottete Baron Neugart. Was ich da hören muß! Möchte meine gute Mutter Kirche auch noch vernünftig ſein! Nein, lieb Mütterchen, das biſt du nicht; ich leugne es. Ich muß in unſern Begriffstrennungen noch eine weitere Naht auftrennen. Es iſt ein Unterſchied zwiſchen Vernunft und Anwendung der Vernunft. Sie ſupponieren es ſtillſchweigend, daß eine Leiſtung ſchon ein Vernunftprodukt ſei, ſofern ihr Urheber nur ein Vernunftweſen. Dem iſt aber nicht ſo. Es gehören zwei dazu: nicht bloß, daß ein Vernünftiger handelt, ſondern daß ſeine Handlung auch der Vernunft wieder zugute kommt. Mit einem Worte, daß er Vernunft-Z w e c k e hat. Sie denken nun, das verſteht ſich von ſelbſt? Durchaus nicht! Denn ſehen Sie, Excellenza, wenn ein ſolider Spielwarenfabrikant und ſein gewiegter Buchhalter ihr Geſchäft treiben, ſo tun ſie es mit Anwendung ihrer ganzen Vernunft, und doch lächeln ſie ſelbſt zu ihrem Produkte, denn ſie haben mit Vernunft für Unvernünftige gearbeitet, und ihre Trommeln und Pfeifen, hölzernen Huſaren und wächſernen Puppenköpfe ſind keine vernünftigen Sachen und haben keine Vernunftzwecke. Sind aber der Spielwarenfabrikant und ſein Buchhalter zufällig Stadtverordnete und trugen ſie mit ihrer Vernunft dazu bei, aufs beſte Straßen, Brücken, Kanäle und Schulen zu bauen, ſo war es im Grunde dieſelbe Vernunft, womit ſie hölzerne Reiter und wächſerne Puppen in die Welt ſetzen, und doch folgt ihrer Vernunft nur das Lob der Straßen und Brücken, nicht aber der hölzernen Reiter und wächſernen Puppen. Ich ſpreche da nicht einmal im Bilde, ſondern ganz eigent-

lich. Während wir nämlich im Angeſichte dieſer löblichen Peterskuppel uns unterhalten, fabrizieren engliſche Arbeiter Fetiſche, wovon ſie ganze Schiffsladungen den Wilden in Afrika zuführen. Die Arbeiter lachen, aber die Wilden beten. In England iſt es Tand, aber in Afrika Theologie! Könnten die Kirchenverſammlungen und die damaligen Spitzen der Intelligenz nicht auch — engliſche Arbeiter geweſen ſein? Eine unſchuldige Frage! Natürlich richtet ſich jeder Arbeiter nach ſeiner Kundſchaft, aber nicht das Verdienſt der Kirche iſt es, daß ihre tätowierten Wilden zufällig — Europäer ſind und die feinſten wiſſenſchaftlichen Kleider tragen. Das iſt unſere Mode. Mutter Kirche kopiert nur dieſen Geſchmack, denn als Femininum hat ſie Sinn für die Mode und erſcheint im Aeußern „comme tout le monde". Sie erſcheint alſo im Vernunftdreß und ſpricht Vernunftſprache. Sie mietet ſich die Vernunft als Kammerzofe, behandelt ſie miſerabel und bezahlt ſie elend, zankt ſich den ganzen Tag mit ihr, macht ſie vor allen Leuten ſchlecht als blinde Vernunft, weltliche Vernunft, anmaßende, fürwitzige, frevelhafte Vernunft, als armſelige Leuchte der bloß natürlichen Vernunft, die um vieles ordinärer, als das übernatürliche Licht der göttlichen Offenbarung, und hat unter lauter Keifen und Schelten endlich die Gnade, von dem armen Aſchenbrödel Vernunft ſich eine ſo tonangebend koſtbare Toilette machen zu laſſen, wie „Möhlers Symbolik", worauf ſie dann ihr Pfauenrad ſchlägt und ſich ſelbſt bekomplimentiert: wahrhaftig, ich trage mich ganz ſo philoſophiſch, wie die Gravitations-Theorie und der kategoriſche Imperativ! Aber ſo haben wir nicht gewettet. Und wenn ich in allen Zimmern des Vatikans die Vernunft hin und her laufen ſehe, wenn ich ſie aber dienen ſehe, ſo ſage ich, ſie iſt gar nicht da. Die Vernunft iſt nur da, wo ſie als ihr Selbſtzweck da iſt. Die Vernunft kann nicht Mittel zu fremden Zwecken ſein, ſie kann nur Mittel zugleich und Zweck ihrer ſelbſt ſein. Die Vernunft iſt nicht Magd, ſie iſt ſouverän und ſie herrſcht.

Wer befreit mich von dieſem Lindwurm? rief Signora

Dezia, indem sie Balm und den Marchese ansah. Aber Balm tat, als hörte er nicht, und sah einem großen Vogel zu, der mit wenigen Flügelschlägen über ganz Rom hin und her flog; — der Lindwurm blieb dem alten Herrn überlassen.

Santafiore nahm das Wort: Der Herr Baron meint, die Vernunft ist sich Selbstzweck und soll nicht dienen. Ich vermute aber, der Herr Baron würde es sehr übel vermerken, wenn die Vernunft nicht diente, — ihm zum Beispiel. Und dient sie ihm, so ist er gewiß nicht so unedelmütig, ihre Dienste dergestalt zu erschöpfen, daß sie nicht auch uns andern davon noch zukommen ließe. In der Tat, diesem Lindwurm spaltet man vielleicht das Haupt, wenn man seinen Vernunftbegriff spaltet: nämlich in den Begriff der theoretischen und der praktischen Vernunft. Die theoretische Vernunft, die Philosophie im engsten Sinne, mag sich Selbstzweck sein; in Gottes Namen! ich beneide sie nicht um ihr absolutes Sich-selbst-Wissen. Dagegen die praktische Vernunft dient auch praktischen Zwecken. Ich sage, sie dient; denn sie dient wirklich: von Newton und Kopernikus herab — vielleicht bis zur Biene, wenn Anaxagoras recht hat. Warum sollte sie nicht auch der Kirche dienen? Möglich, daß die Vernunft, durch das Medium praktischer Zwecke gehend, Wolle lassen muß, aber in diesem Falle fragt man nicht mehr, was verloren, sondern was gewonnen ist. Der theoretischen Vernunft wollen wir die „Principia" und „Orbium revolutiones", aber der praktischen Bienen-Vernunft — Honig und Wachs danken, die auch nicht zu verachten sind. Verachten Sie denn z. B. unsre Antiken, welche in all ihrer Pracht und Herrlichkeit doch nichts anderes sind, als ein herzlich bescheidener Kompromiß zwischen theoretischer Forderung und praktischer Leistung? Ich kann mich recht gut in das römische Volk denken, als jener Jugendheld, welchen wir heute den Borghesischen Fechter nennen, lebendig, im Glanz der Sonne auf dem Theater stand. Der schönste Bursche und in der schönsten Stellung! Wie ein Adler, der auf dem Sturme sich wiegt, schwebt der ausholende Oberleib mit den flügelnden Armen auf einer Spann-

kraft von Beinen, die nicht mehr drohender geſtellt ſein könnten, um Stoß und Sturm zu verſinnlichen. Eine Sekunde früher oder ſpäter, und nichts bleibt davon übrig als ein Leib, der ißt und trinkt; — jetzt iſt es ein Blitz, geſchleudert mit Menſchenmuskel, ein Gewitterausbruch, gemacht aus Menſchenbegeiſterung, eine Idee, aus dem Stoff ausſtrahlend, wie das Nordlicht aus dem Pol. Es war ein Anblick, einzig und unſchätzbar für römiſche Augen. Halt! halt! ſchrie es in den leidenſchaftlichen Herzen der ſinnlichen Menge; es ſchrie wie ein Rettungsſchrei zum Himmel empor: rette dieſen Augenblick! feßle ihn! banne ihn! mache ihn ewig! Und der Himmel, der nicht Himmel zu ſein verdiente, wenn er nicht Menſchenwürde befriedigte, tat ſeinen olympiſchen Schoß auf, und herab ſtieg Minerva, die Göttin der Vernunft, — wir können ganz eigentlich ſagen, der praktiſchen Vernunft. Sie trat unter die Zeitgenoſſen des Borgheſiſchen Fechters und redete alſo: Empfangt, was ihr wünſcht; die Dauer dieſes Bildes ſei euch gewährt. Aber ihr müßt mir ein Uebereinkommen bewilligen. Menſchen ſind ſterblich; auch dieſer Fechter iſt es. Ich rette was zu retten iſt, aber nicht alles iſt zu retten. Ihr müßt verzichten auf den inneren Stahlgehalt dieſer äußeren Muskelflächen, verzichten auf das wirklich Belebende in Mimik und Gebärden; verzichten auf dieſen ſprühenden Zunderfunken des beſeelten Augennerves; verzichten auf dieſen brauſenden Odem des mächtigen Bruſtgewölbes. Der Leib, den ich euch verewige, kann ſich nicht regen und rühren. Er iſt ſtarr, die fließende Welle des Pulſes wird ihn nicht mehr durchfluten. Ihr müßt verzichten ferner, wie auf den Puls, auch auf die Blutwärme, jene geliebte Wärme, ohne welche ihr einen Leib gar nicht denken wollt und welche auf die Oberfläche der Haut mit einem feuchten, zartſpiegelnden Tau tranſpiriert, der wie der Flaum auf Pfirſichen gleichſam ein Flaum iſt ſaftſtrotzender Lebensſchwüle. Aber ich kann euch nicht helfen; ihr müßt darauf verzichten. Der Leib, den ich euch verewige, wird nicht warm ſein, ſondern kalt wie Eis. Er wird kalt, trocken, tot ſein. Er wird und kann nichts ſein, als ein äußerer Schein. Aber

auch von dieſem Aeußeren nehme ich das Beſte noch weg: die Fleiſchfarbe der Haut. Nicht erſparen kann ich euch dieſen empfindlichen letzten Verluſt. Ihr müßt verzichten auch auf die Hautfarbe, jene wunderbare Farbe, welche das Auge reizt und doch ruhen läßt, welche glänzend und doch gedämpft, welche matt und doch friſch iſt, jene geheimnisvollſte Farbe der Welt, welche zu allen übrigen harmoniert und abſticht zugleich, welche den einzigen Ton bildet, der zwiſchen allen ungebrochenen Tönen mitteninne liegt, — von der wäſſerigen Lymphe des Inſekts, bis zu dem brennenden Schillerglanz eines Pfauenrads. In der ganzen Welt iſt nicht ihresgleichen! Ihr ſchaut ſie an, dieſe Hautfarbe, die zugleich transparent und opak iſt, die in ihren ausdrucksvollen Brechungen faſt die Seelenzuſtände des Innern zurückſpiegelt, die arme nackte Hautfarbe, die für das Auge ſo einfach, aber ſo unendlich iſt, wie für den Geſchmack das Brot, und die ihr mit längerem Augenappetite zu genießen vermögt, als die Pracht der Flamingos und Kolibris, der Hyazinthen und Tulpen!

Iſt mir doch, als ſpräche Meiſter Zuppa! dachte Balm mit ſtiller Verwunderung; aber dabei fiel ihm ein, daß auch der jüngſt ein Wort wie Santafiore geſprochen. So innig durchdrangen ſich auf dieſem römiſchen Boden Chriſtentum und Antike!

Der Marcheſe fuhr im Strom ſeiner Beredſamkeit fort: Dieſe Farbe, die bald bläulich wie Milch, bald hellgelb wie Bernſtein ſchimmert, wie blaſſes Morgenrot auf den Schläfen ſcheint, wie Roſen auf den Wangen blüht, wie Nelken auf den Lippen glüht, mit feuchtem Kriſtallglanz die Augen umleuchtet und mit Atlasſchiller die Schultern umſpielt, dieſe Hautfarbe, welche ein ſinnliches Myſterium iſt, wie wir kein tieferes überſinnliches kennen, ja welche die Farbe ſchlechthin und die Farbe der Farben iſt, was vor allen Menſchenzungen die griechiſche ausdrückt, indem ſie chroos, die Haut, und chrooma, die Farbe, in derſelben Wurzel vereinigt, — auch dieſen Augengenuß zieh' ich euch ab von eurem Genuß. An ihre Stelle ſetze ich ein kaltes, kreidiges Weiß, trocken und ſaftlos grell und ſtumpf zugleich.

Der Marcheſe ſchloß mit ausklingender Stimme: Wer nie eine Statue geſehen hätte, könnte nicht anders denken, als daß Minerva in grauſamen Verhöhnungen ſich gefalle und den Römern erſchienen ſei, um ihr Spiel mit ihnen zu treiben. Sie ſcheint aus einem Munde zu verſprechen und zu widerrufen. Sie kündet Verluſt an und der Gewinn ſieht wie eine Satire aus. Nun, wir alle wiſſen, daß es doch nicht ſo iſt. Die theoretiſche Vernunft mußte dem Tode des ſterbenden Fechters unfruchtbar zuſehen, aber die praktiſche Vernunft überwand ſeinen Tod und fand noch immer eine Formel des Lebens für ihn. Wir haben ſeine Marmorſtatue, wir haben ſeine Gipsabgüſſe. Hat Minerva nicht Wort gehalten? War es nicht recht, das Unbedingte im Bedingten auszuarbeiten? Gewiß! Alle Welt dankt ihr's und erfreut ſich daran. Und ſo denke ich, auch die Philoſophie macht ihre Sache nicht ſchlecht, wenn ſie auf Koſten ihrer reinſten Forderungen der Faſſungskraft, den Umſtänden, den Wünſchen und Bedürfniſſen der Menſchheit leiſtet, was ſie zu leiſten imſtande iſt, und nicht fragt: wie kommt es meiner Selbſtherrlichkeit zupaß, ſondern wie ſetze ich mich ins Gleichgewicht mit Natur und Verhältniſſen der Menſchen, welche nicht ſelig werden durch die Vernunft allein.

Jetzt erhob ſich Signora Dezia und ſagte mit der heiteren Würde der Hausfrau: Ich denke, die Herren könnten an dieſem Punkte unſerer Sitzung das Protokoll des Monte Mariotiſchen Konziliums unterſchreiben, denn ich muß Sie jetzt auffordern, mir in den Speiſeſaal zu einer kleinen Kollation zu folgen, und ſchismatiſche Veſperbrote gebe ich nicht, das kann ich Sie verſichern!

Sie wiſſen, Eccellenza, ſagte der Baron, indem er der Dame die Hand küßte und ihr den Arm bot, Sie wiſſen es längſt, daß ich ein rechtgläubiger Bekenner Ihrer unübertrefflichen Gelati bin. Für ein Gelato à la Neapolitaine, wie es in Ihrem Hauſe bereitet wird, könnte ich ſogar die Forderungen unſerer oberrheiniſchen Biſchöfe bewilligen, die doch nicht blöde im Fordern ſind.

Und ich, ſagte Balm, habe meine Seele den zwei Engeln

verſchrieben, die mir den Eintritt in dieſes Haus geſegnet haben, und die ich nicht vergeſſen kann. Ich glaube, ſie ſind leibhaftig aus einem Bilde von Raffael oder Correggio herausgeſprungen.

Da wird mir die Fremdengemeinde in Rom wieder nachſagen, ſcherzte der Marcheſe, daß ich ein Proſelytenmacher bin und eines der wirkſamſten jeſuitiſchen Kunſtmittel, Engouement für Frauen, benützt habe, um Ihre Seele zu fiſchen. Nun, es wäre ein doppelter Meiſterſtreich von mir, einen ſo ſchönen lutheriſchen Hecht mit ſo winzigen Mücklein geangelt zu haben.

Sie wiſſen gar nicht, Herr Landsmann, ſagte Baron Neugart, was für ein feines Kompliment Sie unſerer huldreichen Wirtin gemacht haben. Ihre zwei kleinen Lieblinge ſind nämlich die Enkelinnen der Conteſſa Dezia Caradoſſo.

Das kann mir nur lieb ſein, daß ich ſo richtig ſehe, antwortete Balm, denn die ganze Zeit über, als wir in der Pergola ſaßen, habe ich mir im ſtillen eine Familienähnlichkeit eingebildet.

Mit einem hübſchen Erröten lächelte die Matrone: Ich nehme Ihre Artigkeiten an, meine Herren. Man kann ja doch nur einmal ſchön ſein. Und faſt finde ich es profitabler, ſchön geweſen zu ſein; es iſt ein Ruhm, der nicht mehr die Verlegenheiten des Ruhmes mit ſich bringt, und der lieben Eitelkeit doch auch noch ein wenig ſchmeichelt.

Inzwiſchen kamen die zwei kleinen Mädchen heranhüpft.

Ihr Wildfänge, wo iſt die Carlotta? rief der Marcheſe.

Sie hat die Marenda machen helfen.

Und ihr habt unterdes den Garten allein durchtobt? Ihr hättet zur Großmama kommen ſollen.

Es war uns ja verboten! — Sie machten die Pantomime des Konfettiwerfens und lachten dazu.

Der Marcheſe nickte lächelnd gegen Balm und dieſer flüſterte: So fallen alle Geſetze auf die Geſetzgeber zurück! — Juſt ſo meinte ich's, antwortete der Marcheſe und nahm freundlich Balms Arm an.

Ein allerliebſter Anblick von ländlicher und doch ſtilvoller

Gaſtlichkeit war der Goûter. Ein runder Tiſch aus Moſaik von farbigen Marmorarten war mit den Ingredienzen einer römiſchen Jauſe appetitlich-einladend ſerviert. Schinken und Feigen, die landesüblichen Hauptbeſtandteile, erſchienen unter Begleitung von allerlei Zutaten, welche Abwechſlung verhießen, ohne die Einfachheit aufzuheben. Den Schinken ſtand Backwerk, den Feigen faſt alle übrigen Früchte der Jahreszeit zur Seite; die Schönheit der Fruchtkörbe, Vorlegplatten und Speiſeteller war von klaſſiſchen Formen, während die trotzige Einfachheit der Weinflaſchen einen klaſſiſchen Inhalt verſprach. Vor jedem Kuvert ſtand eine kleine Blumenvaſe mit Blumenbukett, aber in die Mitte jedes Buketts war ein Bildchen eingefügt, eine gute Abbildung irgendeiner Antike, wozu die Blumen gleichſam nur den Rahmen bildeten, ganz ſo wie die Bauern der Campagna blumenumrahmte Madonnenbilder vor ihrer Wagendeichſel, ja zwiſchen den Hörnern ihrer Zugſtiere anbrachten. Balm erinnerte ſich augenblicklich an die Verwandtſchaft beider Motive, aber er fand es allerliebſt und ſprach es laut aus, mit welch naiver und doch erfindſamer Grazie das bäuerliche Motiv hier für den Salon erobert war. Es iſt eine Erfindung unſrer Carlotta, ſagte die Hausfrau, und mir gebührt nichts daran, als daß ich die Herren bitte, von ihrem Kuvert das Blumenbukett mit dem Bildchen als ein ländlich-anſpruchsloſes Souvenir mitzunehmen.

In dieſem Augenblicke erſchien Carlotta, um auf den Dreſſoir ein Blechgefäß in Eiswaſſer zu ſtellen, welches ohne Zweifel das von Baron Neugart ſo hochbelobte Glace enthielt. Es war ein junges Mädchen in der Volkstracht von Albano und ein wahres Muſterbild der berühmten Schönheit des weiblichen Menſchenſchlags im Albanergebirge. In dieſem Hauſe ſieht man nur Schönes, dachte Balm, und bewunderte mit offnen Augen das quadratiſch-zarte Napoleonköpfchen der jungen Römerin, ihre ſchwarzen Mandelaugen voll Feuer und doch voll Weichheit und Gutmütigkeit, ihre prächtigen Augenbrauen, ihre heitere Stirn, ihren lieblich-geſchwungenen Mund, ihren ſüdlich-braunen, kräftigen Teint,

deſſen dunkles Pigment aber noch immer von Rot der Wangen wie Wolkenſchatten von Purpur durchbrochen wurde; kurz, er bewunderte alles, und nicht zuletzt den graziöſen ſchwebenden Gang, der einen Körper voll reifer Mädchenfülle mit Federleichtigkeit trug. Gegen den Eindruck der Kunſtreiterin am Morgen war dieſe Tiſchbedienung am Abend ein neutraliſierendes Gleichgewicht, — ach, ſchier ein Uebergewicht! Er freute ſich zwar, wie ihm alle dieſe Mädchenbilder die Wohltat erwieſen, immer eines das andere zu überwinden, aber nur deſto banger wünſchte er, daß die ſchwüle Rechnung zuletzt ohne Reſt aufgehen möge.

Die Carlotta bediente die zwei kleinen Mädchen, deren Wärterin ſie war, bediente aber auch die übrigen Gäſte, denn die Hausfrau dirigierte mit Winken und wenigen Worten, was die Hände der ſchönen Albanerin ausführten. Auch entſchuldigte ſich die Matrone: Meine Tochter hat die ganze Valetaille nach Piſa mitgenommen; die Herren müſſen ſich unſere ländliche Bedienung ſchon gefallen laſſen.

Balm wurde rot, denn da er das böſe Gewiſſen hatte, daß er die Carlotta ſich wirklich *gefallen* ließ, ſo bildete er ſich ein, die Padrona habe dieſes Wort mit einem anzüglichen Doppelſinn gewählt.

Auch entfernte ſie ſich bald wieder, als die Kleinen gefüttert waren und die Gäſte, indem ſie gelernt hatten, ſelbſt zuzulangen, bei der zwangloſeren Unterhaltung des Unterſichſeins angelangt waren.

Balm ließ ſeine verwaiſten Blicke jetzt in die Ausſicht hinausſchweifen, die ſich unter ſeinen Augen zu verändern und zu verſchönern ſchien. Das, was die Hausfrau ihren Speiſeſaal genannt hatte, war nämlich eine nach Rom hin offene Loggia und lag höher als die Pergola, die man zuvor beſetzt gehabt hatte. Hier oben war die Ausſicht ſchon weiter, die Perſpektive tiefer und der Horizont beſchrieb einen größeren Bogen. Ueberdies neigte die Sonne zum Untergang und alles, was Schatten hatte, warf ihn jetzt lang und länger. Unter dieſem Wechſel gewann die Landſchaft Charakter und

Leben und beseelte sich mit tausend neuen und feinen Detailzügen. Erst jetzt ging ihm der Sinn für das Lob der Signora Dezia auf, welche dieses Bild gepriesen, aus seinen besten Momenten heraus und nicht, wie Balm zuvor es gesehen, auf tieferem Standpunkte und im grellen, schwüldunstigen Sonnenbrande ohne Form und Farbe. Die Nachmittagssonne hatte den Buschgrund des Hügels in allen Zweigen und Ruten mit nüchterner Deutlichkeit beleuchtet; jetzt aber schmolz den Monte Mario hinab Schatten um Schatten zu einer dunkelgrünen, fast waldigen Laubmasse zusammen, von welcher schon ein kühleres, erquickendes Feucht, wie die feinsten Nerven sich einbildeten, zur Loggia aufwallte. Von diesem kräftig beschatteten Vordergrund hob sich nun erst das beleuchtete Rom, das mit seinen Monumenten und Kirchen, Türmen, Säulen, Kuppeln und glitzernden Fenstern wie in einem orangegelben Feuermeere schwamm, mit der vollen Wirkung und der ganzen Pracht seines ewig erhabenen Anblickes ab. Ueber Rom hinaus dämmerten die tiefernsten, unversöhnlich-traurigen Oeden des Agro Romano, aber nur um so heiterer blinkte das Albanergebirge mit seinen Städtchen, Gärten, Villen und zuletzt mit der vornehmen Kontur seiner Höhenlinie herüber. Es war einer der schönsten Abende. Immer klarer und blauer wurde es oben, indes auf der Erde die gelben Lichter sich röteten und kühlten. Man sah den Sonnenuntergang für jede Straße, für jedes Fenster in Rom anbrechen, man sah die Beleuchtung sich in Streiflichter auflösen, welche von Punkt zu Punkt an die höheren Dinge hinanhuschten, bis sie zuletzt Rom und das Tibertal ganz dem Schatten überließen und an die Berglehnen des Albanergebirges wie flimmernde Goldblättchen anflogen. Und schon suchte das Auge, in die liebliche Elegie des Scheidens ergeben, den Rest der Tagesstrahlen droben am Himmel, in den violetten Tönen der weichen, aber dunstfreien Abendluft, im glühenden Lichtsaum eines hochstehenden Federwölkchens, und schon sah es jenseits der Wolke nach der bleichen Perle des ersten sichtbaren Sternes aus.

Tage haben ihr Glück wie Menschen und das schönste Glück

eines Sommertags ist sein Abend, wenn das einfache und ewig großartige Phänomen der Umwälzung vom Licht zum Dunkel in jeder Sekunde seinen reinen und vollen Klang gibt, der tonreich anschlägt und ungetrübt ausklingt. Eines solchen Tages war Balm zu seinem Besuch auf dem Monte Mario teilhaftig geworden.

Spät am Abend fuhr er mit Baron Neugart nach Rom zurück.

Zehntes Kapitel

Ein schöner Tag will nicht enden; man betrachtet die Nacht als seine natürliche Fortsetzung, zumal in Italien, wo das Nachtleben die Flut, und der Tag die Ebbe des Lebens ist. Als unser Paar nach Rom hinabgekommen, durchwogte das Volk seine nächtlichen Straßen und vor allen Kaffeehäusern saßen die Gäste im Freien, auf den Tischen das Eis, aber unter den Füßen die von der Tagessonne noch warmen Pflastersteine.

Wenn es Ihnen beliebt, so vertreten wir uns auch noch ein wenig, sagte Baron Neugart, indem er Balm unter den Arm nahm und von seinem Hause, wo der Wagen gehalten, wieder ablenkte. Bei uns daheim, fuhr er fort, hätten wir vom Monte Mario herab die schönste Abendpromenade zu Fuß gemacht; hier aber, in diesem heiligen Gurgelabschneiderlande, ist es uns bei den Gesandtschaften geradezu offiziell intimiert, vor den Toren Roms keine nächtlichen Spaziergänge zu machen, damit nicht etwa einmal ein unverletzlicher Gesandter abgemurkst wird und dann ein Weltbrand zwischen Rom und Nassau-Dillenburg ausbricht.

Nun, ich hoffe, sie pfeifen aus dem letzten Loch, die heiligen Gurgelabschneider e tutti quanti di quella razza maledetta dei preti!

Ja? hoffen Sie das? rief der Baron mit einem feurigen Händedruck. Gott sei Dank, daß ich das so stramm und be-

ſtimmt höre! Beim Alten droben wurde ich, aufrichtig geſagt, doch nicht ganz klug aus Ihnen.

Das wundert mich. Wir haben doch unſere Konverſation wahrhaftig nicht in jenem bon-ton-Stil geführt, der kein Thema approfondiert; eher das Gegenteil! Wir gingen ſo tief und packten uns ſo ernſthaft, wie nur je ein Streit um die Wahrheit geführt worden. Wir wären uns, meinte ich, vollkommen klar geworden.

Ja! ja! tauſendmal ja! Sie haben recht. Theoretiſch war alles in ſchönſter Ordnung. Aber wenn ich in politiſchen Fragen — Pardon, von einem Poeten höre, ſo wird mir nicht wohl zumute. Die ſchöne poetiſche Gerechtigkeit verträgt ſich nun einmal nicht mit einem ſo gehäuften Unrecht, wie es die Hierarchie iſt.

Wer möchte aber auch einem Manne wie Santafiore allzu weh tun! Ich ehre den alten Herrn und faſt möchte ich ſagen, ich liebe ihn.

Manches davon tue ich ſelbſt, ſagte Neugart. Santafiore iſt ſo liebenswürdig wie Montalembert, an den er mich erinnert, und der es im hohen Grade iſt. Als ein Funktionär der modernen Staatsgeſellſchaft vergeſſe ich freilich keinen Augenblick den Ultramontanen in ihm.

Den Ultramontanen? fragte Balm ein wenig betreten und von dem ſchroffen Parteinamen nicht angenehm berührt. Sonderbar, daß ich den Ultramontanen in ihm noch keinen Augenblick geſehen. Der Marcheſe Santafiore iſt mir ein ausgezeichneter Mann, nichts weiter.

Gewiß müſſen es ausgezeichnete Männer ſein, welche die Weltherrſchaft begehren — für eine Oblate!

Aber ſie begehren ſie nicht, ſie fällt ihnen zu; man hat ſie ihnen freiwillig entgegengebracht.

Mit Nachhilfe von Scheiterhaufen, Folterknechten, Dragonern, Bluthochzeiten, Meineiden, verfälſchten Urkunden und wie das ganze Zahngebiß des römiſchen Wolfes heißt, war es gewiſſermaßen freiwillig. Aber laſſen wir das. Alles, was ſich darüber ſagen läßt, iſt droben geſagt worden. Sie haben ebenſogut geſprochen, als der Marcheſe geant-

wortet hat. Er traf den Nagel auf den Kopf mit seinem Schlagwort der defensiven Feindschaft. Aber was tut's? Genug, wir *sind* Feinde.

Das Bewußtsein tut viel. Es tut alles. Es ist ein großer Unterschied, ob man sich blind haßt, oder ob man weiß, warum und in welchem Sinne. In letzterem Falle sind Kompromisse möglich, welche die Seele der Politik sind.

Erlauben Sie mir eine Frage. Haben Sie die belgischen Kirchenaffären verfolgt? Es scheint nicht. Wohlan, da haben Sie Kompromisse nach Noten! In Belgien ist durch lauter Kompromisse die Kirche so frei geworden, als sie nur wünschen kann. Aber just in Belgien beweist sie, daß sie nicht Freiheit, sondern Herrschaft will: daß sie die Freiheit einzig als Vorstufe zur Herrschaft anstrebt. Wer sich von unserm Jesuitengeschrei nach Kirchenfreiheit noch irren ließe, der müßte die Geschichte der belgischen Kirchenopposition studieren. Es ist der Musterfall für katholische Kirchenpolitik.

Trösten wir uns. All diese Froschmäuslerkriege — belgischer Kirchenstreit, oberrheinischer Kirchenstreit, zu geschweigen vom österreichischen Konkordat, haben jetzt einen Chok nach vorwärts bekommen und wollen von den grünen Tischen zu den roten Hemden herunter. Was sich die Kirche in Jahren mühsam zusammenintrigiert, ist an den zwei einzigen Schlachttagen von Magenta und Solferino verloren gegangen, und mehr als das.

Der Baron sah seinem Landsmann unter die Augen wie einem fremden Menschen und sagte: Meinen Sie das? Ich nicht. Es gibt scheinbare Freiheitsschlachten, welche der Freiheit am allergefährlichsten sind, so wie es Revolutionen gibt, welche unter lauter Bücklingen gegen die Reaktion gemacht werden. Louis Napoleon hat Oesterreich nur verdrängt, um Oesterreich zu beerben. Als alleinige Schutzmacht der Kurie wird er den Papst mächtiger stützen, als es je das österreichische Besatzungsrecht in Ferrara und Commacchio getan hat. Italien aber ist befriedigt und dankbar und wird einem französischen Winke gehorsamer sein, als je einem österreichischen Standrecht! Nationale Befreiungskriege von

ſtimmt höre! Beim Alten droben wurde ich, aufrichtig geſagt, doch nicht ganz klug aus Ihnen.

Das wundert mich. Wir haben doch unſere Konverſation wahrhaftig nicht in jenem bon-ton-Stil geführt, der kein Thema approfondiert; eher das Gegenteil! Wir gingen ſo tief und packten uns ſo ernſthaft, wie nur je ein Streit um die Wahrheit geführt worden. Wir wären uns, meinte ich, vollkommen klar geworden.

Ja! ja! tauſendmal ja! Sie haben recht. Theoretiſch war alles in ſchönſter Ordnung. Aber wenn ich in politiſchen Fragen — Pardon, von einem Poeten höre, ſo wird mir nicht wohl zumute. Die ſchöne poetiſche Gerechtigkeit verträgt ſich nun einmal nicht mit einem ſo gehäuften Unrecht, wie es die Hierarchie iſt.

Wer möchte aber auch einem Manne wie Santafiore allzu weh tun! Ich ehre den alten Herrn und faſt möchte ich ſagen, ich liebe ihn.

Manches davon tue ich ſelbſt, ſagte Neugart. Santafiore iſt ſo liebenswürdig wie Montalembert, an den er mich erinnert, und der es im hohen Grade iſt. Als ein Funktionär der modernen Staatsgeſellſchaft vergeſſe ich freilich keinen Augenblick den Ultramontanen in ihm.

Den Ultramontanen? fragte Balm ein wenig betreten und von dem ſchroffen Parteinamen nicht angenehm berührt. Sonderbar, daß ich den Ultramontanen in ihm noch keinen Augenblick geſehen. Der Marcheſe Santafiore iſt mir ein ausgezeichneter Mann, nichts weiter.

Gewiß müſſen es ausgezeichnete Männer ſein, welche die Weltherrſchaft begehren — für eine Oblate!

Aber ſie begehren ſie nicht, ſie fällt ihnen zu; man hat ſie ihnen freiwillig entgegengebracht.

Mit Nachhilfe von Scheiterhaufen, Folterknechten, Dragonern, Bluthochzeiten, Meineiden, verfälſchten Urkunden und wie das ganze Zahngebiß des römiſchen Wolfes heißt, war es gewiſſermaßen freiwillig. Aber laſſen wir das. Alles, was ſich darüber ſagen läßt, iſt droben geſagt worden. Sie haben ebenſogut geſprochen, als der Marcheſe geant-

wortet hat. Er traf den Nagel auf den Kopf mit seinem Schlagwort der defensiven Feindschaft. Aber was tut's? Genug, wir *sind* Feinde.

Das Bewußtsein tut viel. Es tut alles. Es ist ein großer Unterschied, ob man sich blind haßt, oder ob man weiß, warum und in welchem Sinne. In letzterem Falle sind Kompromisse möglich, welche die Seele der Politik sind.

Erlauben Sie mir eine Frage. Haben Sie die belgischen Kirchenaffären verfolgt? Es scheint nicht. Wohlan, da haben Sie Kompromisse nach Noten! In Belgien ist durch lauter Kompromisse die Kirche so frei geworden, als sie nur wünschen kann. Aber just in Belgien beweist sie, daß sie nicht Freiheit, sondern Herrschaft will: daß sie die Freiheit einzig als Vorstufe zur Herrschaft anstrebt. Wer sich von unserm Jesuitengeschrei nach Kirchenfreiheit noch irren ließe, der müßte die Geschichte der belgischen Kirchenopposition studieren. Es ist der Musterfall für katholische Kirchenpolitik.

Trösten wir uns. All diese Froschmäuslerkriege — belgischer Kirchenstreit, oberrheinischer Kirchenstreit, zu geschweigen vom österreichischen Konkordat, haben jetzt einen Chok nach vorwärts bekommen und wollen von den grünen Tischen zu den roten Hemden herunter. Was sich die Kirche in Jahren mühsam zusammenintrigiert, ist an den zwei einzigen Schlachttagen von Magenta und Solferino verloren gegangen, und mehr als das.

Der Baron sah seinem Landsmann unter die Augen wie einem fremden Menschen und sagte: Meinen Sie das? Ich nicht. Es gibt scheinbare Freiheitsschlachten, welche der Freiheit am allergefährlichsten sind, so wie es Revolutionen gibt, welche unter lauter Bücklingen gegen die Reaktion gemacht werden. Louis Napoleon hat Oesterreich nur verdrängt, um Oesterreich zu beerben. Als alleinige Schutzmacht der Kurie wird er den Papst mächtiger stützen, als es je das österreichische Besatzungsrecht in Ferrara und Commacchio getan hat. Italien aber ist befriedigt und dankbar und wird einem französischen Winke gehorsamer sein, als je einem österreichischen Standrecht! Nationale Befreiungskriege von

einer Fremdherrschaft pflegen die Nationen sehr nachsichtig zu stimmen gegen internen Druck. Deutschland z. B. hat seine Befreiung von den Franzosen ziemlich duldsam — mit Mainzer Kommissionen bezahlt. So wird auch Italien seine Befreiung von den Oesterreichern dem dritten Napoleon ziemlich gefügig mit einer Papstherrschaft bezahlen, welche dieser in Frankreich braucht, während sie in Italien eigentlich doch nicht unpopulär ist, weil die Italiener keine dogmatischen Pedanten sind und den geistlichen Pontifex als einen römischen Cäsar auffassen, der ihrer Nationaleitelkeit schmeichelt. Nein, nein, Magenta und Solferino waren Befreiungsschlachten, aber schwerlich Freiheitsschlachten. Das letztere bliebe abzuwarten.

Zugegeben; inzwischen hat der aufgeregte Nationalgeist hier doch eine Erscheinung zutage gefördert wie die Garibaldiner, und Rothemden sind nicht ganz so blond wie deutsche Burschenschafter. Das ist kein Stoff für Mainzer Kommissionen.

Ach, man wird nach zwanzig Jahren eine Menge fette Wurstmacher hier finden, welche in ihrer Jugend das Rothemd getragen! In unserm Jahrhundert ist das Schwert nur eine schnellverbrauchte Stahlfeder. Kein Zweifel, der Mohr Garibaldi findet zu tun, aber dann kann er gehen, wie Kossuth gegangen ist. Weder Garibaldi noch Kossuth bedeuten ihre Nation: das tun Mazzini und Deák. Aber Mazzini ist kein Papstfeind. Er ist der echte Muster-Italiener: er möchte dem Papst nur die phrygische Mütze aufsetzen, dann aber ihn beibehalten, als Symbol des römischen Vortritts vor den Barbaren. Und bis dahin setzt uns der Papst die Schlafmütze auf. Magenta und Solferino stören ihn nicht darin. Das war wieder einmal eine Pavia-Schlacht zwischen Frankreich und Oesterreich, d. h. ein katholischer Hauskrieg, nicht um den Sturz des Papstes, sondern um den Besitz des Papstes. Dieser Dritte aber freut sich immer zwischen den zwei Streitenden.

So ungläubig also betrachten Sie die neue Freiheitsära, welche Italien jetzt in Entzücken versetzt?

Nicht ungläubig, aber — mein Glaube steht auf festerm Grund, wie der Graf von Savern sagt. Ich finde in der ganzen Weltgeschichte das Gesetz: kein großes Prinzip wird durch seine Opposition gestürzt, sondern nur durch sich selbst. Auch die römische Hierarchie, — denn von dieser sprachen wir ja, — hat nicht die Rothemden zu fürchten; wohl aber ist jede Linie wahr, welche Massimo d'Azeglio von den Symptomen ihres eigenen inneren Verfalls, wie ein zweiter Tacitus, gezeichnet hat.

Und der Mann könnte seinen Stoff kennen, sagte Balm. Er war, wenn ich nicht irre, lange Jahre der Gesandte Piemonts am römischen Hof?

Ganz recht; und schrieb dem seinigen zwei Memoranden, nämlich vor zehn und vor drei Jahren. Erschreckend porträtiert er darin die facies hippocratica des Papsttums und zwar noch ohne den Rotlauf des Rothemds.

Was sagt er?

Sein Gedankengang ist ungefähr folgender. Einst war die römische Prälatur eine Karriere für alles, was durch Geburt, Reichtum und Bildung zur Aristokratie gehörte. Damals fand man den päpstlichen Hof mit Namen geschmückt wie Caprara, Somaglia, Consalvi, Maï, Albani, Marozzo, Mezzofanti, Doria, kurz, mit den ersten und edelsten Namen der Nation. Sie waren was sie hießen, Eminenzen, in Wahrheit. Heute ist es längst dahin gekommen, daß nicht nur die Abbati ein Gegenstand der Lächerlichkeit sind, was sie wohl früher schon gewesen; sondern daß auch die Prälaten, die Monsignori und Eminenzen, welche durch Bildung und Würde immer Stützen der Autorität waren, angefangen haben, verächtliche und verspottete Leute zu sein. Diese Erscheinung ist neu und gehört erst dem laufenden Jahrhunderte an. Möglich, daß die Ursache davon das Aufhören der Dataria ist, jener durch die Revolution versiegten Finanzquelle des römischen Hofes, welche ihm erlaubte, für seine glänzend dotierten Aemter auch den Glanz von Namen und Talenten zu fordern. Genug, die Prälatur ist heute in Verachtung und Dürftigkeit gesunken und wird, statt von der Elite der

katholiſchen Geſellſchaft, von den Rebûts derſelben geſucht. Obſkure Leute, Glücksritter, Abenteurer, Menſchen ohne Bildung und ohne Charakter, Menſchen ohne Familie, Einfluß, Klientel, Ruf und Verdienſt; Körper, die keinen Schatten werfen und Bäume, auf denen nichts wächſt, das ſind mit immer ſpärlicher werdenden Ausnahmen die heutigen Monſignori und Eminenzen. Mit ſolchen Beamten iſt eine Politik eigentlich gar nicht mehr möglich. Jene, wenigſtens äußerliche Milde, welche den römiſchen Hof ſonſt charakteriſierte, jenes vornehme Abwarten, jenes impoſante Vorſchreiten, jenes großmûtige Nachgeben, jene Nachſicht im Kleinen, welche nichts vergibt und doch ſo liebenswûrdig iſt, jene majeſtätiſche Feſtigkeit im Großen, welche, juſt weil ſie mit rechtzeitiger Mäßigung verſchwiſtert, tiefe Eindrücke und nachhaltige Wirkungen hervorbringt, — die ganze Reinheit und Eleganz des Vatikans iſt verloren gegangen. Es gibt aber in der politiſchen Krankengeſchichte aller geiſtlichen und weltlichen Imperien kein ſo ſicheres Symptom des Verfalls als den Verfall der Regierungskaſte. Leſen Sie die Römer bei Gibbon, die Osmanen bei Hammer-Purgſtall, leſen Sie alle Dekadenzen der Welt, ſie bezeugen dieſe Wahrheit in Frakturſchrift. Wenn ſchon die Maſſen verdorben ſind, können beſſere Regenten den Ruin noch immer aufhalten und kann es von ihnen heißen: ſie waren beſſerer Zeiten wûrdig. Erſt wenn die Guten, ja auch die Tradition der Guten, vom Thron und ſeiner Nähe verſchwinden, ſind die Zeiten wirklich und unheilbar ſchlechte. Die unſerigen z. B. möchten immerhin ungläubig ſein, wenn nur die Kurie weiſer und geſchickter damit zu rechnen verſtünde. Sie bemerken, daß ich angefangen, von d'Azeglio in meine eigenen Worte überzugehen; das kömmt daher, weil meine beſcheidenen römiſchen Erfahrungen mit ſeinen großen und reichen ganz und gar zuſammenfallen. Ich bitte Sie! Sehen Sie nur, welchen Einfluß ein Polterer und Klopffechter wie Louis Veuillot hinter dem Rücken gebildeter Erzbiſchöfe im Vatikan ausûbt. Mit Hausknechten will heute der Vatikan die Welt regieren! Was ich mir in Deutſchland Vorſtellungen machte und

Angſt hatte vor dem bewußten „Wer fänd' im Vatikan nicht ſeinen Meiſter?!" Aber was fand ich? Meiſterloſe plumpe Geſellen, deren Borniertheit ich anfangs für die ſuperfeine, römiſche Brutus-Verſtellung hielt, aber ſie war leider echt! Die Prälaten unwiſſend, die Archive in Verfall, die Nuntiaturberichte ohne ſtaatsmänniſchen Wert, die Jeſuiten unjeſuitiſch im ſchlimmſten Sinne des Worts, ohne Feinheit, Geduld, Takt, Mäßigung, Ausdauer, mehr Wölfe als Füchſe. Die Kurie ſieht wie eine Börſe aus und wie die Kuliſſe der Börſe; ſie operiert nicht, ſie ſpielt. Einmal verzagt, einmal übermütig und immer gemein, kennt ſie keine Erfolge mehr, wenn es nicht Gewinne des Augenblicks ſind; ſie realiſiert mit dem Minutenzeiger und iſt ſelbſt die erſte, welche den Glauben an ihre Zukunft kompromittiert. Ich fürchte, ich ſpreche nicht einmal bildlich, denn ſeit einiger Zeit treibt ſich hier ein holländiſcher Abenteurer herum, ein Projektmacher, welcher ſich Graf Lagrand-Dumonceau nennt, und welcher die Parole ausgibt, das Kapital zu katholiſieren, d. h. Evangelien und Epiſtel zu börſenfähigen Papieren zu machen und den Glauben an Chriſtus kursmäßig zu notieren. Ich ſcherze im völligen Ernſte; die beſten Namen hier nehmen ihn au serieux. Das wäre denn auch ein Fortſchritt! Graf Caglioſtro, der ältere Schwindler, ſtarb wenigſtens noch in den Kerkern der Inquiſition; dieſer neuere ſitzt in den Kabinetten und Logen der höchſten Prälatur, welche ganz entzückt iſt über den guten Vorwand, im Namen der Religion auf der Börſe zu ſpielen. Sie begreifen: ſo iſt das Schiff St. Petri im richtigen Fahrwaſſer! Juſt das war es, was dem Statthalter Gottes noch fehlte. Jetzt wird die Gasentwicklung der Fäulnis in Kreiſe dringen, wohin Mazzinis Wort und Garibaldis Schwert nicht reichen. Wir nähern uns der Kataſtrophe mit Rieſenſchritten. Wie man ſonſt ſagte: päpſtlicher als der Papſt, ſo läßt ſich von der Kirche jetzt ſagen: weltlicher als die Welt. Und *daran* geht ſie zugrunde: nicht weil der Plebs ſie beſtürmt, ſondern weil ſie ſelbſt plebejiſch geworden.

Sie haben gewiß recht, antwortete Balm dem eifrigen Redner, aber was gäb' ich drum, wenn ich das audiatur et altera pars durch einen Gegenredner, wie den Marcheſe Santafiore, erproben könnte!

Ei, Sie hören ihn ja ſchon. Redet er denn nicht unwillkürlich? Was könnte lauter ſprechen, als wie uns der Mann als ein müßiger Privatmann dort droben im Grünen lungert! Solche Werkzeuge benützt die heutige Kurie nicht und operiert mit einem Lagrand! Der Marcheſe müßte an einem der exponierteſten Poſten eine päpſtliche Nuntiatur bekleiden. Welch unermeßlichen Gewinn könnte Rom von den ſeltenen Eigenſchaften dieſes problematiſchen Charakters ziehen! Juſt was ich die Fehler ſeines Charakters nennen möchte, gäbe ihm die höchſte Vollkommenheit zum geiſtlichen Staatsmann.

Was nennen Sie ſeine Charakterfehler? fragte Balm nicht wenig geſpannt.

Das iſt leichter zu fühlen, als zu ſagen, antwortete Neugart, denn geſagt klingt es vielleicht hart und ungerecht. Nicht wahr, der Marcheſe wird z. B. Ihnen und wohl jedem, der ihn nicht in gewiſſen intimſten Zügen belauſcht hat, als eine reiche und volle, ja univerſelle Natur erſcheinen? Nun ſehen Sie, ich halte ihn für einen fragmentariſchen und geradezu tiefzerklüfteten Charakter. Aber eine Kluft hat zwei Ränder und ein Bruch zwei Teile und dieſe Zweiheit, welche bei ihm den glücklichen Schein einer Verdoppelung gewinnt, bin ich ſehr geneigt — einer Halbheit zuzuſchreiben. Die Sache verhält ſich nämlich ſo. Der Graf, ſcheint mir, iſt von der großen Familie derer, welche einen ſtärkeren Geiſt als Willen haben. Was ſie mit ihrem Geiſte umfaſſen, ſind ſie ſchwach genug, auch mit ihrem Willen umfaſſen zu wollen und das gibt ihnen einen Schein von Größe und Hoheit, von Fülle und Spannweite; für mich aber ein Bild des Gegenteils! Alles nämlich, was ich als angehender Staatsmann zu lernen fand und noch finde, iſt dieſes: Der Blick kann nicht unbeſchränkt genug ſein, aber der Wille muß ſich beſchränken! Der Wille muß Partei ergreifen! Es gibt mir

das ſicherſte Symptom des genialen Dilettantismus, wenn ich einen Willen ſehe, der mit dem Geiſte gleichen Schritt halten möchte. Es ſah ſo liberal aus, wie er mit uns ſprach, nicht wahr? Er ſchien mit uns zu teilen, — in Wahrheit aber will er auch unſern Teil.

Vortrefflich! murmelte Balm.

Achten Sie wohl darauf, fuhr Neugart fort, wenn Sie über die Bildung eines Menſchen ein Urteil faſſen wollen, daß Sie ſich mitnichten beſtechen und zerſtreuen laſſen von der Bildung ſeiner Intelligenz! Sehen Sie ſich nach ſeinem gebildeten Willen um. Es iſt freilich das Seltenſte, was man ſehen kann, denn was ſieht man gewöhnlich an der Stelle des Willens? Trieb oder Eigenſinn! Auch die ſcheinbar gebildeten Menſchen haben in der Regel keine Ahnung davon, daß der Wille, wie alles Menſchliche, ein Produkt der Kunſt und der Vernunft ſein muß. Sie überlaſſen den Willen der Natur, aber dann iſt es nicht Wille, ſondern Trieb. Oder ſie legen ein Schwergewicht von Vernunft und Charakter ins Wollen, aber am unrechten Orte, im unrechten Maße und mit übertriebenem Anlauf: das iſt dann wieder kein Wille, ſondern ein Eigenſinn. Oder endlich, ſie möchten ihren Willen ſo viel umſpannen laſſen wie ihren Geiſt; dazu reicht aber der Wille nicht aus: er wird dünn, zerfloſſen, ſchmachtend und ſehnſüchtig, mit einem Worte, er wird ein bloßes Wünſchen. Wird in dieſem Zuſtande gehandelt, ſo ſehen ſich Wille und Tat einander wie Fremde an, und nennen ſich gegenſeitig ein Mißverſtändnis. Es iſt der ſpezifiſch weibliche Zuſtand. Wenn Sie Geſchworener ſind, können Sie dann Blut ſchwitzen, die Zurechnung, nämlich den bewußten Willen zu ſuchen. Die Handlung hat ſich zuſammengeſetzt aus Geiſt, der aber Phantaſie war, und aus Willen, der aber Wünſchen war. Die weiblichen Männer dieſer Art ſind Genies, nur zeugungsloſe und unproduktive. Mir doppelt unheimlich! Ich möchte ſie paſſive Dämonen nennen. Dieſe Menſchen haben den Mephiſto verſchluckt, aber das Gretchen mit.

Und das iſt Ihr Schema zu unſerm Marcheſe? ſagte Balm

innerſt betroffen, aber ganz Ohr. Haben Sie den Mann ſo genau zu ſtudieren Gelegenheit gehabt?

Ja und nein. Wer viel und mit vielerlei Menſchen verkehrt, dem erklärt oft ein Charakter den andern und wieder eine Stunde oft mehr als ein Jahr. Auch will ich nicht eben buchſtäblich recht haben. Ich wollte nur ſagen, was für ein unvergleichliches Werkzeug Roms ein Mann wie Santafiore an den Höfen, in großen Verhältniſſen, unter Männern und Weibern der großen Welt ſein müßte. Ich glaube, er wäre der ausgezeichnetſte Verführer, denn er ſteht immer auf der Seite der Verführten und verführt ſich ſelbſt mit.

Der Baron hielt inne, denn er ſah den Eindruck, welchen dieſe Worte auf Balm machten, und ließ ihm Zeit dazu. Balm hörte das alles mit einem pſychologiſchen Intereſſe, was Neugart mit einem politiſchen ſprach. In dieſem Sinne fuhr der letztere fort:

Welch eine Politik, die ſolche Leute verroſten läßt und den Ausfall dafür — mit Mortara-Knaben deckt! Welch eine Dekadenz! Aber vielleicht iſt unſer Marcheſe, weil er ein Freund Paſſaglias iſt und mit Heiden, wie wir, umgeht, am römiſchen Hofe nicht persona grata und das gehört ja auch zur Signatur hiſtoriſcher Rückläufe, daß ſie mit Weiberlaunen zwiſchen persona grata und ingrata unterſcheiden, während der große politiſche Stil nur den Unterſchied der brauchbaren und unbrauchbaren Perſon kannte und die persona ingratissima ausnützte, wenn ſie brauchbar war. Wie nervös iſt dieſes Rom heute um ein Mehr oder Minder der offiziellen Nuance und der tapfere, hanbüchene Merode und ein Silberglöckchen wie Santafiore ſind, weil ſie die Nuance nicht haben, außer Aktion geſetzt. Als ob die größten Aktionsmenſchen, durch welche Rom am beſten bedient worden iſt, nicht oft genug — Atheiſten und Heiden geweſen wären!

Das waren die Zeiten, ſagte Balm, in welchen es auch noch möglich war, — die Komödien eines Aretin aufzuführen! Es waren jene Zeiten der genialſten Gewiſſenloſigkeit und robuſteſten Frivolität, wo die Tat alles und die Geſin-

nung nichts galt. Vielleicht verlangt man heute Tat und Gesinnung aus einem Guſſe. Vielleicht iſt man beiderſeits ehrlicher geworden, der Herr ſowohl als der Diener. Dann bezeichnete das, was Sie tadeln, einen Reinigungsprozeß und einen ſittlichen Fortſchritt.

Neugart zuckte wie einer, der überraſcht iſt, und ſagte etwas kleinlaut: Da haben Sie wohl auch recht. Aus dieſem Geſichtspunkte ſeh' ich's nie. Es iſt freilich ein moraliſcher, nicht ein politiſcher.

Während dieſes Geſpräches waren die neuen Freunde in dem Stadtbezirke zwiſchen Neugarts und Balms Wohnung unzählige Male auf und ab gegangen. Endlich blieben ſie ſtehen und reichten ſich die Hand zum Abſchiede. Baron Neugart ſagte mit ſeinem feſten, entſchiedenen Weſen: Ich hoffe, Landsmann, wir haben uns nicht zum letzten Male geſehen. Eigentlich ſollte ich Sie ſchelten, daß Sie Ihre Geſandtſchaft nicht aufgeſucht haben und ſich ganz zufällig von ihr finden laſſen. Aber — ſetzte er ſchlau lächelnd hinzu, Sie ſollen entſchuldigt ſein. Ich weiß es aus eigener Erfahrung, wie Rom ſeine Ankömmlinge zerſtreut und lobe Ihren Geſchmack, wenn Sie ſich intereſſantere Bekanntſchaften wußten, als Ihre Legations-Bureaukraten.

Junge Männer glauben ſich nicht miteinander unterhalten zu haben, wenn ihren tiefſten und weiſeſten Reden ſchließlich dieſe Würze von Anſpielungen fehlt. Balm konnte nur mit jenem Lächeln erwidern, das auf ſolche Anſpielungen üblich iſt, denn noch war ſein neuer Freund nicht „der alte Freund", den man in Herzenszuſtände einweiht, wie derjenige war, der ihn nach Rom getrieben. Er lächelte alſo und mit Händeſchütteln und auf baldiges Wiederſehen ſagte man ſich für diesmal Adieu.

Auf baldiges Wiederſehen! Aber waren ſeine heutigen Beſuche nicht Abſchiedsbeſuche geweſen? Reiſte er morgen nicht nach Capri? Der Entſchluß geriet ihm wieder ins Wanken. Der Baron wirkte magnetiſch auf ihn und — war ein Stück jener Heimat, um die all ſeine Gedanken kreiſten. Es war ein Zug — mehr zum Bleiben als zum Gehen.

Er überlegte hin und her und so schlug er, körperlich müde, aber voll tätigen Geistes, die Richtung nach seiner Gasse ein.

Elftes Kapitel

Als er sein Haus erreichte, sah er vor demselben eine kleine gnomenhafte Gestalt auf und ab wandeln, die er im märchentrauten Deutschland zu Hause, in hochgegiebelter Gassen nächtlichem Dunkel für ein Wichtelmännchen gehalten hätte, aber in Rom konnte es nur — Meister Zuppa sein.

Er war es wirklich.

Mit der Freude eines Erlösten lief ihm der Zwerg entgegen und seine kranichartige Stimme begann geläufig zu schnarren: Nun, Bruder Liederlich, wo steckt Ihr so lange? Auf welchen Brautlauf habt Ihr Euch so tief in die Nacht verlaufen? Wie ein Pendel gehe ich vor Eurem Hause hin und her, ich weiß nicht wie lange! Eure unartige Hauswirtin wollte mir so spät Euer Logis nicht mehr aufsperren, obwohl ich sie in meinem besten Römisch zusammenfluchte, wie notwendig ich Euch zu sprechen hätte. Seid so gut und gebt ein für allemal Order, daß der Herr mit dem jonischen Säulenwuchs zu jeder Stunde des Tages und der Nacht bei Euch eingelassen wird. Ich habe die Bastonade von diesen nichtswürdigen Flußkieseln, ein Hundepflaster, das man in ganz Rom nur noch in Eurer hochromantischen Sackgasse findet. Bocca d'Averno, ich bin wie gerädert auf diesem barbarischen Straßenpflaster! Abgesehen, daß ich seit einer Stunde von allen Phrynen Roms in Versuchung geführt werde, die just heute wie Pilze aus der Erde schießen. Gott sei's geklagt, man wird nicht fertig. Man mag tun, was man will, es ist wie ein Schlag ins Wasser. Je mehr man arbeitet, desto mehr wächst der Stoff. Woher nur all diese jungen Mädchen kommen, da man doch selbst immer älter wird? Mir scheint, es geschieht einem zu Fleiß.

Was wollt Ihr? fragte Balm. Macht's kurz, ich will zu Bette gehen.

Dinge von höchſter Wichtigkeit! Sperrt auf und führt mich hinauf. Es iſt hier ein Stehen auf Stalaktiten. Alle Minuten bekomme ich ein neues Hühnerauge. Der Teufel hat Eure Straße gepflaſtert. Da lobe ich mir das Pflaſter, das der Hahn tritt. Es iſt doch das ſchönſte von allen, was?

Allons, vorwärts! Gehen wir in Gottes Namen.

Einen Augenblick, Verehrteſter. Seht Euch den Brander an, der da auf uns losſegelt. Augen wie Feuerräder, Hüften wie ein Himmelbett, Gang wie eine Hängematte, man ſchaukelt ſich ſchon, wenn man ſie anſieht. Corpo di Baccho, wir nehmen ſie mit hinauf! Gilt's?

Habt Ihr denn gar keinen Begriff, wie langweilig Ihr ſeid?

Bitte gehorſamſt. — Weg iſt ſie! Der verfluchte Franzos ſpricht ſie an. Der Teufel hole die franzöſiſche Okkupation! Es iſt kein Segen dabei, der Papſt ſollte das einſehen. Garibaldi iſt doch von der Raſſe!

Gute Nacht, alter Schwätzer, ich gehe ſchlafen.

Ach ja ſo! Ich bin ſchon da. Wartet, wartet. Gott, der Mann iſt haſtig, wie der Hund eines Keſſelflickers! — Und der Zwerg ſchob ſich hinter Balm auf die Treppe nach.

Balm aber, der keine Ausſicht hatte, von dem ſpäten Beſuch dieſes verzweifelten Freundes in Güte loszukommen, abſtrahierte von ihm und tat ganz ſo, als wäre er allein nach Hauſe gekommen. Kaum hatte er Licht gemacht, ſo fing er an, ſich auszukleiden und legte ſich mit der Tagesnummer des Pungolo zu Bette.

Leider waren ſolch deutliche Fingerzeige bei einem Manne wie Zuppa verloren, dem erſt wohl wurde, wenn man ihn ſchlecht behandelte und der zu allem Frechen und Nachläſſigen eine natürliche Wahlverwandtſchaft hatte. Zuppa war höchlich erbaut von Balms Negligé und brach in ungeheuchelten Beifall aus. Corpo di Baccho, rief er, was für einen ſchönen Körper Ihr habt! Dieſe Schenkel, dieſer Bruſtkaſten, — weiß und voll wie eine Vaſe! Ihr ſeid ein kapitaler

Junge. Ich kann Euch nur sagen, so groß mein Buckel ist, so tausche ich mit Euch ohne Aufgeld. Sapperment ja. Das ist ein Leib wie auf Bestellung gearbeitet. Wäre ich nicht der Mann meiner Frau, so möchte ich meine Frau sein. Oder auch die Selina. Oder auch — wie viele sind es schon? Ich glaube, die Weiber hängen an Euch wie die Krebse an einem Leichnam. Aber laßt Euch nicht allzu früh vernaschen. Chi va piano, va sano. Mancher ging als Fürst zum Frühstück, aß als Bettler zu Mittag und hungerte am Abend. Ich warn' Euch beizeiten. Mein Wort ist Gold!

Ist das alles, was Ihr mir zu sagen habt? Und deshalb rückt Ihr mir so spät vors Kastell?

Bocca d'Averno! rief der Zwerg, ich habe ein Gedächtnis wie ein Schuldenmacher. Der Teufel hole die Aufklärung, sie paßt für Italien nicht. Seht Ihr, als ich geboren wurde, — ich wurde zu früh geboren, — da war meine Wiege noch nicht fertig und meine Mutter legte mich vorderhand in ein Mehlsieb. Tut es nicht, sagte die Hebamme, das Kind bekommt ein schlechtes Gedächtnis. Aber meine Mutter war aufgeklärt und verlachte den Aberglauben. Da seht Ihr, was Erziehungsfehler tun.

Ihr seid überhaupt verfehlt, Meister Zuppa; in mehr als einem Betrachte.

Das versteht Ihr nicht, Wertester. Meint Ihr meinen Buckel? Der ist bloß ein Ueberfluß von Schönheit. Er beschreibt jene Schlangenlinie, welche in der Aesthetik so hoch geschätzt wird. Der Fehler ist nur, daß die Schlangen nicht auf zwei Füßen gehen, man wäre sonst den Anblick gewohnter. Meint Ihr meine Moral? Es ist wahr, ich ergebe mich der Tugend nicht ausschweifend, denn ich hasse die Ausschweifungen. Ich konsumiere die Tugend in einer Art Mäßigkeitsverein und mein geringer Konsum macht, daß andere desto mehr haben. Vielleicht habt Ihr meine Tugenden, oder der Papst, oder die japanischen Heiligen, oder sonst irgendein Lump, der sich damit in den Himmel hineinschwindelt, derweil ich auf Erden brüderlich für ihn sündige.

Das ist schön von Euch. Plaudert so fort, edler Mann, und wenn Ihr mich schnarchen hört, dann löscht das Licht aus und schlaft auf dieser Rehdecke. Gute Nacht.

Macht keine Dummheiten. Ihr müßt mich anhören. Sapperment, ein Mann wie ich will gehört sein. Hört, was ich Euch sage. Wir sind bedroht. Wir schweben in Lebensgefahr. Des Teufels Schwanz kitzelt uns dicht an der Nase herum. Der Fürst ist in Rom. Der verfluchte, breitmäulige Neapolitaner, Euer Nebenbuhler bei der Selina. Wenn uns die Gans doch noch verriete! Es könnte ein Unglück geben. Mein Camillo macht eine schauderhafte Beschreibung von dem garstigen Kerl. Ich schickte das Knäblein hin, um mit der Bernardina den Faden, den Ihr mir freventlich abgerissen, wieder anzuknüpfen. Nach Tische war's und wie ich mir Mühe gab, den blöden Amor so zu instruieren — Pallas Athene und die vier Evangelisten horchten mir zu Türen und Fenstern herein und waren entzückt von der Weisheit, die ich dem Kinde kundgab. Auf Ehre, der Himmel tat sich auf und Cicero klopfte mir auf die Achsel; mein Wort ist Gold! Aber was geschieht? Bringt mir Camillo die Aussicht auf eine fleischfarbne Kunstreiterin? Ein Bramarbas in Stiefeln und Sporn ist meine Aussicht; ein Gesicht, sagt er, wie ein Nadelkissen voll Dolche. Der Fürst ist soeben angekommen, sitzt mit der Selina auf dem Sofa und tändelt; aber die Bernardina schickt mir meinen Junggesellen zurück, — hat ihm kein Haar gekrümmt, hat kein Federchen zerknittert in den Flügeln des lieben Engels; sie hat den Flügel nur sachte gepackt und wippte den Engel zur Tür hinaus, — die Luft sei nicht rein, der Herr da drinnen auf dem Sofa sei der neapolitanische Liebhaber. Wie gefällt Euch die Botschaft? Ein Gesicht wie ein Nadelkissen voll Dolche! Es könnte eine Perücke zum Haarsträuben bringen. Pfui, pfui, das gefällt mir nicht. Eine garstige Geschichte! Die Neapolitaner sind ein rohes Volk. Gott hat sie zur Schande Italiens erschaffen. Eine verfluchte Geschichte. Accidente! Nadelkissen voll Dolche! Was heißt das? Will der Kerl eine Schneiderei etablieren und uns mit Gurgelabschneiden

bedienen? Ich ſag' Euch noch einmal: Das gefällt mir nicht. Aber ſagt auch etwas! Was ſagt Ihr?

Balm durchlief mit raſchen Gedanken die Worte Zuppas und wenn er nicht glauben ſollte, daß der Fürſt aus den Hofwirren Neapels förmlich die Flucht ergriffen, oder in einem knabenhaften Anfall von Sehnſucht und Zärtlichkeit auf und davon gerannt, ſo war es der wahrſcheinlichſte Grund, warum er ſeinem Briefe faſt auf dem Fuße gefolgt, daß er ſein römiſches Liebchen nicht ſowohl überraſchen, als unvorbereitet überfallen wollte und, mehr als das „Nadelkiſſen voll Dolche", zeichnete dann dieſer Zug von Eiferſucht ſeinen Mann.

Da ihm aber der bucklige Kleine immer die Laune des Spaßes und des Sarkasmus zu erregen pflegte, ſo wurde es ihm auch jetzt nicht leicht, ſeine Affäre ernſthaft zu nehmen, ſondern er ſagte, indem er ihn mit ſpöttiſchem Behagen anlächelte: Alſo ſo weit ſeid Ihr herunter, Maeſtro, daß ſich ſchon die unbärtigen Knaben über Euch luſtig machen? Merkt Ihr denn nicht, daß Euch Camillo mit ſeinem Nadelkiſſen voll Dolche grauſam aufſitzen läßt?

Aber Zuppa antwortete: Mit Vergunſt, Meiſter Ueberwitz, das redet das deutſche Fiſchblut aus Euch; ihr Schneckenſeelen, ihr Schildkröten, ihr Regenwürmer! Ich kann Euch nur ſagen, das Nadelkiſſen voll Dolche iſt ein echt italieniſches Landesprodukt. Ich kenne die Firma und ihre Fabriksmarke. Durchaus national, — paradieſiſche Halbinſel, nennt man es artig. Wir Kinder Heſperiens müſſen das wiſſen. Die Dolche ſind die Krone der italieniſchen Südfrüchte. Die edelſte Frucht, auf welche gleich der Himmel folgt. Rache iſt ſüß und ein Vorſchmack des Himmels, aber an dem ſie geübt wird, der hat ihn als Nachgeſchmack. Wäre ich wie Ihr, der Fürſt ſäße mir bald, ſtatt in Selinas Schoß, in Abrahams Schoß. Ich würde ihn ausſtechen bei ihr, ſowohl mit meinen Reizen als mit meinem Stilett. Aber ſolche Stechfliegen ſeid ihr Deutſche nicht. Eure Stilette tun höchſtens den Weibern wohl, aber den Männern nicht weh. Eure Gedanken ſind in Milch gekocht und eure Leidenſchaften

mit Butter beſtrichen. Eure Sünden ſind Waſſertrinker und eure Verbrechen glauben mehr an die Polizei als an ſich ſelbſt. Geht, geht, ihr ſeid mir Männer! Zehn von euch geben ein Zehntel.

Balm ſagte gähnend: Du könnteſt mir einen Gefallen tun, kleiner Zuppa. Mach' mal das Fenſter auf und wirf dich ſelber hinaus.

Daß ich ein Narr wäre! ſchnarrte der Zwerg. Ihr verlangt eine Wohltat von mir, die ich nicht verſchenke, ſondern verkaufe. Das Glück meiner Abweſenheit gewähre ich Euch unter einer Bedingung. Schwört mir, daß Ihr zu der Selina geht und ihr Vernunft beibringt. Sie ſoll uns ihr Nadelkiſſen voll Dolche unter gutem Verſchluß halten. Keine Minute ſind wir ſonſt ſicher.

Ich fürchte mich nicht.

Nun gut, ſo ich's an Eurer Stelle. Ich ſehe ſchon, daß ich alle Schwachheiten der Menſchheit auf mich allein nehmen muß. Caeterum censeo, geht zu der Selina. Ich borg' Euch meine Furcht, wenn Ihr ſelbſt keine habt. Ich kann ſie auf eine Stunde entbehren. Aber geht zu dem Teufelskind und ſagt ihr . . .

Warum geht Ihr nicht ſelbſt? Werft Euch ihr zu Füßen, geſteht, bereut, bittet um Verzeihung, und wie ich ihr gutes Herz kenne . . .

Papalapa! ein Weib iſt nicht zu bitten, wo es nicht liebt. Gutes Herz! Ich weiß auch, was gut iſt am Weibe. Wir kennen das Organ! Freilich, freilich iſt's gut und hat immer ein offenes Ohr, aber nur für Rackers wie Ihr. Selbſt hingehen! Dem Drachen direkt in den Schlund rennen! Ja, wenn ich Eure Taille hätte! Wenn mein Rücken ſo flach profiliert wäre wie der Eurige! Aber dieſe einfältigen Dinger glauben, der Menſch iſt ein Roß, und halten große Stücke auf eine horizontale Kruppe. Zumal eine Kunſtreiterin. Dieſes Mädchen reitet Kunſt und will nur wieder mit Kunſt . . .

Ob du das Maul hältſt!

Nein. Ich bleibe da und ärgere Euch die ganze Nacht, bis

Ihr mir einen festen Eid leistet, daß Ihr morgen zu der Selina geht.

Ich bin nicht aufgelegt dazu.

Wieso? Weswegen? Seid Ihr insolvent? Dummes Zeug! Man kreditiert Euch. Bar zahlen ist nicht immer nötig. Das tun Knaben, die ihr erstes Taschengeld vernaschen. Es sind die größten Herren, die oft zu zahlen vergessen. Es ist nobel, nicht bei Kassa zu sein. In der Liebe muß man immer mit lizitieren, braucht aber nicht immer zu kaufen. Verwöhnt Eure Weiber nicht. Au contraire, ein wenig Indifferenza imponiert ihnen und macht sie kirre wie Heimchen.

Ich höre ein ganzes Starennest schwatzen!

Ein Gesicht wie ein Nadelkissen voll Dolche! Hat man je solche Redensarten gehört! Man möchte ein Schneider werden vor Angst und Entsetzen. Führt uns der Teufel diesen Neapolitaner daher! Neapel ist ein schlechtes Königreich. Ein Fürst von Neapel und ein Bauer von Rom gibt zwei Bauern. Was will uns der Tölpel hier auf dem Nacken? Seit ich den Kerl in Rom weiß, gehe ich herum, wie mit Blei ausgegossen. Es ist, als wären die Frachtwagen Sommerfliegen geworden und in Schwärmen auf mich gefallen. Und das müßt Ihr doch selbst einsehen: ich kann eine weitere Vermehrung meiner Lasten durchaus nicht mehr brauchen. Bedenkt, wie schwer ich schon längst trage. Auf dem Rücken einen Berg wie der Soracte, auf der Stirn mehr Hörner, als alle pontinischen Büffel zusammen und nun noch diesen Zentnerstein auf dem Herzen! Um ein solches Gepäck zu schleppen, würde sich sogar Herkules ein paar Dienstmänner aufnehmen. Also geht zu der Selina und entlastet wenigstens mein Herz. Zu allen Gegendiensten bereit, will ich dann gerne Eure Belastung meiner Stirn brüderlich weitertragen.

Balm sah ihn halb satirisch, halb forschend an und sagte: Ihr fügt Euch ins Unvermeidliche, wie alle; aber Ihr scheint es gar nicht vermeiden zu wollen und darin seid Ihr anders als alle. Sagt, Meister Zuppa: Eure Praxis' in

Ehren, hat eheliche Treue nicht einmal einen theoretiſchen Wert für Euch?

Alſo doch ein Gimpel! ſeufzte der Zwerg. Schon war ich ſtolz, in Euren Augen ein Edelfalk zu ſein und nun werft Ihr mich doch zu den Gimpeln. Das iſt hart! Ich will das Weib und womöglich recht viele Weiber; aber will ich's für mich allein? Dazu müßt' ich es achten; müßte den Pech-, Schwefel- und Kolophoniumdunſt von ſogenannten moraliſchen Banden ſehen, dort, wo ich in der ganzen Natur nur ſinnliche Bande ſehe, kurz, müßte ein Gimpel ſein. Aber ich bin kein Gimpel, ſondern ein Künſtler. Und ein Künſtler liebt nichts als die Schönheit. Traurig genug, daß der zufällige Beſitzer der Schönheit ein ſo nichtsnutziges Ding wie ein Weib iſt; noch trauriger, wenn man den Mitbeſitz der Schönheit nicht anders haben kann als im ehelichen Abonnement; aber wer Teufel hieße den pari-Abonnenten eiferſüchtig ſein auf den dispari-Abonnenten oder wohl gar auf das abonnement suspendu?

Wenn Ihr ſo denkt, ſagte Balm, warum ſchickt Ihr dann die Damerata nicht lieber zum Fürſten, anſtatt mich zur Selina? Er warf das Wort hin, zwar nicht gedankenlos, aber auch nicht ernſthaft und abſichtsvoll, ſondern weil es längſt ſeine Laune war, mit dem wunderlichen Buckligen teils zu ſpielen, teils zu experimentieren und in dieſer Laune alles herauszuſagen, was ihm einfiel.

Der Zwerg aber ſtand wie vom Blitze getroffen. Er riß die Augen auf und ſeine Augen wurden förmlich Triumphbogen, wie ſie vor Staunen und Ehrfurcht ſich in die Höhe zogen.

Küſſen muß ich Euch! rief er und warf ſich über Balm und küßte ihn und ſchrie dazu: Ein Hund will ich ſein, wenn Ihr nicht ein Halbgott, ein Ganzgott und ein Doppelgott ſeid! Zum erſtenmal in meinem Leben küſſe ich einen Mann: es iſt das fadeſte Geſchäft von der Welt, Männer zu küſſen, aber Ihr ſeid gemacht zur Liebe und zur Bewunderung der Menſchen. Anbeten muß man Euch! Die Damerata zum Fürſten! Welch ein Gedanke! Er verändert alle Machtverhältniſſe. Er gibt eine ganz neue, politiſche Situation. Uns

bleibt die Dama doch, aber die Selina bekommen wir auch dazu, denn der Fürst gibt sie auf oder erkaltet gegen sie; ich bin gerettet fürs Vergangene und wiederhole es fürs Künftige, denn unter diesen Umständen male ich die Selina doch noch. Die ganze Welt bekommt ein neues Gesicht. Es ist ein Gedanke von unermeßlichen Perspektiven. Und das schüttelt der Mann nur so aus dem Nachthemdärmel! Die Damerata zum Fürsten! Welch ein Maultier bin ich, daß mir das nicht selbst einfiel! O der Schande! Ich schäme mich für ganz Rom und alle Delegationen, daß ein Deutscher vor einem Römer solch feine Gedanken voraus hat. Wahrlich, das ist der einzige bittere Tropfen darin, — mein beschämter Nationalstolz, mein trauernder Patriotismus. Und doch bin ich wieder stolz, solche Männer zu Freunden zu haben. Signor Giusto, seid meiner Anerkennung versichert! Ihr seid ein großer Mann. Alle Deutschen sind groß. Es läßt sich nicht länger mehr totschweigen. Ich finde es rühmlicher, euch zu bewundern, als zu beneiden. Ihr seid ein geistreiches Volk. Nach solchen Proben glaube ich das Höchste vom deutschen Genius. Am Ende haben die Zeitungen doch recht, welche euch ein großes Kulturvolk nennen.

Balm dachte nicht anders, als der Bucklige halte ihn zum besten und schwatze nach seiner Weise ins Gelag, um eben zu schwatzen. Er betrachtete beim Schein seiner Lampe das Männchen mit Interesse. Aber Zuppa befand sich in einer so freudigen Aufregung, war so glücklich über den Einfall, seine Frau einem neuen Liebhaber preiszugeben, daß Balm wohl merkte, es sei platterdings unmöglich, diesem Menschen einen schlechten Witz an den Kopf zu werfen, denn wenn es nur irgendwie nach einem Mißbrauch der Liebe aussah, so war Zuppa der Mann dafür und alle Saiten seiner Seele erklangen. Welch eine schiefgezauberte Seele! Balm war ganz verblüfft, daß sein frecher Scherz — ein guter Rat gewesen! Er blies die Lampe aus und warf sich im Bette herum, indes der Zwerg seine „gute Nacht" mit den erhabensten Tiraden umschnörkelte und noch auf der Treppe sein grande! sublime! maraviglioso! schnarrte.

Zwölftes Kapitel

Balm rang lange nach Schlaf. Die schwüle Sommernacht, die Nachklänge des Tages, der tolle Zwerg mit seinen tragikomischen Aengsten, — dieser Irrwisch hatte just noch gefehlt! Balm ärgerte sich, daß es ihm nicht gelang, — sollte er schon wach bleiben, — wenigstens an einen der schöneren Tageseindrücke seine wachen Lebensgeister zu fesseln. Am Morgen die schöne Kunstreiterin, am Abend die schöne Albanerin, Santafiore, der heute wie ein Stern geleuchtet, und der scharfgeschliffene Tubus des Sterns, die neue Bekanntschaft Baron Neugart, — all diese Flutwellen regte sich Balm wieder auf, um den Zwerg sich hinwegzuspülen, um sich angenehm schaukeln und einwiegen zu lassen. Umsonst! Er wurde mit jeder Viertelstunde in die Nacht hinein nur immer geistiger, klarer, lebendiger, sein Zustand wie transparent und fast visionär.

In dieses Hellsehen blitzte plötzlich ein Licht hinein. Der Mann fiel ihm ein, den er im Wagen an Zuppas Seite gesehen und jetzt wußte er, wer er war. Es war Cencio, der Kastellan in der Lomelina!

Als ob jene Lomelina-Nacht die heutige wäre, so gegenwärtig ergriff ihn das Bild. Ja, er erschrak, daß ihm die Erinnerung überhaupt nur schwierig gewesen.

Also Cencio in der Gesellschaft Zuppas! Der geheimnisvolle Maler und der geheimnisvolle Hüter von Malereien. Es waren die Bilder Zuppas, welche Cencio hütete! Dieser Zusammenhang wurde ihm jetzt klar. Das frevelhafte Kunsttreiben des einen und die unheimliche Kunstwacht des andern; dieser, der die Weiberzungen vermeiden und bei seinem Eid nicht heiraten soll; jener, der eine Zunge, die reden könnte, selbst mit einem Meuchelmorde stumm machen will! Es waren Lichter, welche sich gegenseitig beleuchteten! Wie Feuergarben schlug's über Balm zusammen.

Er ſprang auf. An Schlaf war jetzt nicht mehr zu denken. Keine Macht hätte den Sturm ſeiner Lebensgeiſter auf den Punkt zurückgeworfen, wo man einſchläft. Im Gegenteile. Es war ein Sturm, um aus allen Betten Roms den Schlaf hinwegzublaſen. Balm machte Licht, warf den Sturm in die Kleider und ſtürmte zum Hauſe hinaus. In den mitternächtigen Straßen brütete die windſtille Sommerſchwüle und hatte keine Ahnung, was für ein Sturm in ihrem Schoße ſich austobte.

Balm rannte hin und her. Bekannte und unbekannte Straßen widerhallten von ſeinem Sturmſchritt. Er ſah nichts als den Bilderſaal in der Lomelina und jenes e i n e Bild darin! Er dachte an nichts als Zuppa, und wie er ſich endlich Rechenſchaft von dem unverantwortlichen Kunſttreiben dieſes Künſtlers verſchaffte.

Kaum ſchien es ihm möglich, den Tagesanbruch erwarten zu können. Waren es die letzten Nachtſchwärmer oder die erſten Morgengeſtalten, ſpärliche Schatten, die im weiten, öden Häuſermeer hin und her durch die Straßen huſchten? Er ſah nach dem Himmel aus, ob ein Erbleichen der Sterne ſchon die nahende Morgendämmerung ahnen laſſe. Er befühlte ſich, ob er ſeine Uhr nicht vergeſſen. Sie fehlte nicht. Er ſah nach der Stunde, aber er ſtand in den brandſchwarzen Schatten einer engen und hohen Gaſſe. Kein einziges Laternenlicht erhellte die Finſternis. Balm hatte gehört, und unwillkürlich fiel es ihm ein, daß verwegene Räuber zuweilen eine Anzahl von Straßenlichtern auf einem Schauplatz, dem ſie ein Attentat zugedacht, auslöſchen. Er lächelte zu dem Keime einer Furcht und trat vor ein Lämpchen, welches in einer Mauerniſche einem blumenbekränzten Madonnenbilde als Opfer brannte. Er ſtrengte ſeine Augen an, bei der dünnen Mattheit des Scheins das Uhrblatt zu entziffern. Er vertiefte ſich ganz in ſein kurzes Geſchäft.

Plötzlich fühlte er ſich eine Blendkappe über das Geſicht gezogen, einen Knebel in den Mund gepreßt, von zwei Armen um die Mitte gepackt, indes zwei andere vom Boden ihn aufhoben, worauf die beiden Räuber, lautlos wie auf Kork-

oder Filzsohlen, einige Schritte mit ihm fortschwebten, — wie er fühlte, im Schwung um die Ecke herum, — und sich mit ihm in einen Wagen warfen. Das alles handelte rasch wie der Blitz, geisterstill, schattenleicht, mit der Geübtheit einer vollendeten Kunst.

Der Wagen fuhr von dannen, aber nichts weniger als räuberisch, sondern in einem so gravitätisch feierlichen Trab, als ob er die legitimste Eminenz und ihr Podagra heimführte.

Kein Zweifel, Balm war in gewiegten Künstlerhänden.

Nach einer Weile tönte der Wagen nicht mehr auf Straßenpflaster und im Widerhall von Häusern. Die Räuber ließen eines der Wagenfenster herab und Balm fühlte Feldluft. Die Entführung hatte Rom hinter sich.

Wieder eine Weile und Balm spürte Sonnenschein. Der Morgen war da.

Jetzt aber fehlte ihm alles Maß, wie der Tag zunahm und welche Zeit verging, denn Hitze, Durst und Unbequemlichkeit fingen so überhandnehmend an, ihn zu peinigen, daß er auch Minuten, um wieviel mehr wirkliche Stunden, für Ewigkeitslängen gehalten hätte.

Wieder änderte sich Schall und Gefühl des Fahrens. Von weichen und ebenen Feldwegen ging's eine gepflasterte oder wenigstens felsige Straße steil und lang in die Höhe hinauf. Zuletzt klang der Prall wieder so hart, wie zwischen Häuserreihen. Balm hoffte, daß die Banditen ihre Räuberstadt, irgendein Kastell-Felsennest im Volsker- oder Albanergebirge erreicht haben mochten. Er hoffte es, denn obwohl ihm nun erst die Katastrophe seiner gefahrvollen Lage bevorstand, so hatte er kaum noch ein stärkeres Gefühl, als die Sehnsucht, diese Marterfahrt zu beenden.

Der Wagen hielt. Balm wurde herausgehoben, und wie gern folgte er! Er sprang auf den guten geliebten Erdboden und schwenkte sich wie zum Tanze.

Der Genuß dauerte nicht lange. Er wurde eine Treppe hinabgeführt, indes er hinter sich eine Tür zuschlagen hörte. Kühlende Kellerluft wehte ihn an, aber es ging, wie er zählte, nicht tiefer als zwölf Stufen.

Wieder hörte er Türangeln knarren und ein zweites Pförtchen wurde passiert. Jetzt aber schien man am Ziele. Die Schreitenden standen still. Balm fühlte fast selbst nach seinen Führern, — mit dem Instinkte des Blinden, wenn er nicht mehr geführt wird. Aber sie ließen ihn. Die Kappe wurde ihm abgenommen, die Arme freigegeben.

Er sah sich in einem großen, aber niedrigen Hallengewölbe stehen, das ein elender Lampenschein henkerartig verdüsterte. Eine echte Mordhöhle! Noch sah und unterschied er gar nichts Gestalthaftes, aber die Luchse dieses Ortes hatten andere Sinne! Denn mit eins, als seine Gesichtsblende gefallen war, fluchte es schon aus dem Gruselig-Dunklen heraus: Brutta bestia maledetta, wen bringt ihr mir da? Das ist der Rechte nicht!

Balm atmete auf. In solchen Lagen ist es angenehm, nicht der Rechte zu sein.

Und ins Lampenlicht bewegte sich eine Erscheinung gegen ihn vor, — ein ältlicher Herr, klein, zart, rasiert, elegant, mit weichen Zügen voll Bonhomie. Perdono, Eccellenza, redete er seinen Gefangenen an, ich bedauere den Mißgriff, denn meine Leute haben Rekrutenarbeit an Ihnen gemacht. So angenehm es mir ist, Ihre schätzbare Bekanntschaft zu machen, so sind Sie doch leider unnötig bemüht worden. Der Streich ist mir beschämend und peinlich, auf Ehrenwort! Perdono, mille volte perdono, Eccellenza!

Balm hielt sich für verzaubert. Er traute seinen Augen und Ohren nicht. Wenn das der Räuberchef war, so war er's unmöglich im Kriegsdepartement; höchstens im Auswärtigen, — der Diplomat der Bande, der Thiers seiner Genossenschaft.

Aber Balm besann sich nicht lange, sondern beeilte sich, zu antworten: In diesem Falle, Padrone, steht mir wohl Ihr Wagen für die sofortige Rückfahrt zur Verfügung, was mir wirklich zustatten käme. Ich würde es mit Dank annehmen, mit einem Dank, den ich vielleicht in dieser Börse anbieten darf.

Wie das, Eccellenza? Wo glauben Sie sich zu befinden?

trat der Staatssekretär beleidigt zurück. In meinem Hause schnappt man nicht nach Börsen. Indessen . . . wenn Sie meinen jüngeren Kindern ein paar Spielpfennige . . . Und die Börse wurde graziös, aber mit einer Art zerstreuter Nonchalance in Besitzwechsel genommen.

Diese schnell geregelte Finanzfrage illustrierte doch wieder den Charakter der Situation, denn fast hätte Balm selbst zu zweifeln vermocht, ob seine Entführung ein Menschenraub um Lösegeld war, oder doch vielleicht anständigere, z. B., politische Beweggründe hatte, wie sie die Wirren der Zeit mit sich bringen konnten. Daß in diesem Lande jede Gelegenheit Diebe macht, fiel ihm nicht ein; denn es ist leicht gesagt, geht aber schwer oder nie ins Fleisch und Blut: Andere Länder, andere Sitten!

Vittoria! räume unserm Gast — rief der Hausherr ins Dunkel zurück — den Brancaleone ein.

Den Brancaleone? Offenbar ein Saal oder ein Zimmer etwa mit einem verwitterten Freskenporträt dieses alten, energischen Senators, von dem es den Namen hatte. Aber was sollte das? Balm wurde unwirsch und wiederholte das Wort „Rückfahrt" noch etwas deutlicher.

Jetzt aber stürmte ein dralles, feuriges Mädchen ins Licht, maß ihn mit funkelnden Augen und sagte mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Spott und Stolz auf den kühn aufgeworfenen Lippen: Habt Ihr's so eilig, Signor? Fürchtet Ihr Euch zu langweilen?

Balms Auge kreuzte sich mit dem herausfordernden Mädchen und sofort antwortete er: Perdono, Signorina, ich dachte nur an meine dringenden Geschäfte, nicht an die gute Gesellschaft.

Das zündete. Das Mädchen sah ihn mit Anerkennung, mit Gnade an, nickend und lächelnd. Und wie sich die Blicke noch einmal kreuzten, so sagten sie — was eben nur Blicke sagen! Sah sich Balm zu einem Aufenthalte an diesem Orte gezwungen, so wußte er außer dem Was jetzt auch das Wie.

Was das Mädchen unterbrochen hatte, setzte der höfliche Brigant fort, nämlich die Antwort auf Balms wiederholte

Erwähnung der Rückfahrt. Mein Haus ist gewiß unwürdig, Sie zu beherbergen, sagte er mit einer Verbeugung; aber ich muß Sie bitten, bis abends vorliebzunehmen. Am besten wählen Sie doch wohl auch zur Rückfahrt wieder die Dunkelheit, denn wenn Sie nach Rom in einer späten Nachtstunde und ohne Aufsehen kommen, so werden Sie den Umständen wirklich konform handeln. Es ist nämlich eine alte Schwäche der Römer, daß sie gegen meine Equipage ein gewisses Vorurteil haben; aber was ist zu tun? Die Vorurteile der Menschen muß man schonen.

Das war ein unverhohlenes Selbstbekenntnis des Brigantenchefs. Die letzte Spur eines Zweifels oder einer harmloseren Auffassung hätte jetzt weichen müssen. Fast hätte Balm erst jetzt etwas Menschliches sich anwandeln gefühlt, daß er in einer Lage war, wo ihm keine deutsche Gesandtschaft und keine Macht der Welt helfen konnte, wo die Zivilisation auf Mondfernen hinter ihm lag, seine Person nicht ihm selbst gehörte, seine Freiheit, sein Leben und Sterben der Willkür von Verbrechern zu Gebote stand. Wohl ihm, daß er nicht der Rechte war! Wohl ihm, daß die Schlange unter allen Blumen ihrer entsetzlichen Höflichkeit wenigstens ein Wort gesprochen, das seine Freigebung ausdrücklich versprach! Er kam sich fast glücklich vor. Nach Sonnenuntergang sollte das grause Abenteuer wieder zu Ende sein. Freilich, — welch ein Tag war just mit dem heutigen versäumt! Der wichtigste seines Lebens! Nie waren ihm zwölf Stunden so wertvoll gewesen. Ein Schlüssel, soeben gefunden — in allen Adern glühend, ihn zu gebrauchen, toll an den Pforten der Nacht rüttelnd, daß sie den gefangenen Morgen herausgebe; — er ist da, und alle Ungeduld wieder zu verbeißen bis zur neuen Nacht und zum nächsten Morgen!

Und doch! Vielleicht hätte seine leidenschaftliche Ungeduld in dieser großen Sache alles überstürzt und verdorben. Selbst ein Mensch wie Zuppa verstand es ja, vorsichtig zu sein, und es handelte sich just um den einzigen Punkt, worin er's verstand. Und dieser Punkt war jetzt noch befestigt durch einen Mann wie Cencio! Mit seiner natürlichen Ueberlegenheit an

Zuppa heranzukommen, durfte Balm nun nicht mehr wie früher erwarten; er mußte ſich auf kunſtreiche und fein durchdachte Behandlungen ſeiner Abſichten vorbereiten.

Und war er das heute ſchon? Vielleicht war es ein Glück, dieſen Tag verloren zu haben!

Kaum hatte Balm dieſe Erwägung gemacht, ſo war er auch einig mit ſich. Mit raſcher Phantaſie ergab er ſich in den Sinn ſeines Abenteuers und fand eine Sicherheit darin, die bis zur Heiterkeit ging. Er freute ſich jetzt ſeiner Gefangenſchaft. Wäre er doch nicht in Italien geweſen ohne einen Tag unter Banditen! Die Fauſt-Deutſchheit in ſeinem Blute, die das Extreme liebte und ſelbſt den Teufel nicht haßte, ſpürte die Gefahr und die Wildheit ſeiner Lage als ein Stück — römiſchen Blocksberg. Und ſtand nicht Vittoria da, zum Blocksberg die Hexe und ganz gemacht zum Behexen?

Donna Vittoria, ich bin zu Eurem Befehl! ſagte Balm und übergab ſich dem Mädchen faſt mit frohlockender Laune. Er war ein Gefangener — der einen Gefangenen macht! Und wahrlich, wie die glutäugige Brünette die raſchen Fortſchritte ſeiner männlichen Faſſung ſcharf und beifällig beobachtet, das hätte wohl noch ein beſſeres Licht verdient als die mausgrauen Schatten dieſes düſteren Zwielichts!

Aber aus dem Dunkeln ging's ins Dunkelſte, indem ihn das Mädchen jetzt fortführte. Aus dem Hallengewölbe trat ſie den Weg in einen völlig finſteren Gang mit ihm an, und Balm mußte ſich begnügen, da jedes Führerlicht einer Fackel oder Laterne fehlte, ihr wie ein Kind an der Hand zu folgen, mit kürzeſten Schritten dicht und tappend ſich an ſie anzuſchließen und den Halt ſeines Körpers an den zitternden Gliedern des ihrigen zu ſuchen. Und kaum hatten ſie ſich entfernt, ſo brach hinter ihnen ein wildes Banditengeſchrei los, ein Aufruhr wie Mord- und Meſſerkrieg. Infernaliſch war es zu hören, wie die „brutta bestia" erſt jetzt ihre Lektion bekam und der entſetzliche Lärm in Prall und Widerprall die dickgemauerten Höhlenwindungen durchheulte. Vittoria aber murmelte einen Fluch, daß die ſchwüle Traulichkeit die-

ses Dunkelgangs so widerwärtig in eine eiskalt-schaudernde verwandelt wurde. So machen sie's täglich, flüsterte sie, um das Aufregende zu einem Gewöhnlichen zu stempeln. Und rascher riß sie ihren Gefangenen mit sich fort.

Es ging durch labyrinthische Gänge, welche voll modriger Steinfeuchtigkeit teils gemauert, teils in Felsen gesprengt, teils eben, teils mit Treppen und Stufen ausgeglichen, unterirdisch ganze Fluchten von Häusern, vielleicht das ganze Bergstädtchen mit all seinen Höhen und Tiefen, Fundamenten und Wurzeln untereinander verankerten. Die dröhnenden Zornstimmen dämpften sich ab und verhallten nach und nach.

Endlich sperrte Vittoria eine Gittertür auf und man war zur Stelle. Das Paar betrat eine hochgewölbte Halle, worin Balm nichts erblickte als zwei steinerne Möbelstücke. In der Mitte stand ein Tisch, der aber ein kannelierter Steinblock und wahrscheinlich ein dorisches Säulentrumm war, daran ein Ruhebett, aber von der deutlichsten Form eines Sarkophags, ausgefüllt vielleicht mit Heu oder Stroh und bedeckt mit einer Ledermatratze. Diese Pritsche, wie man es fern von der Antike und unästhetisch nennen würde, war eine sichtliche Zubereitung für den Aufenthalt von Gefangenen. Dicht vor dem Fenster, das weiter nichts als eine zweimannshoch angebrachte Lünette war, türmte sich eine schwarze Brandmauer auf, welche in einer nicht mehr abzusehenden Höhe soeben im Anprall der Sonne stehen mochte, denn ein greller Reflex davon fiel in die Tiefe der Halle herab und beleuchtete sie.

Indem Balm diesen Raum durchmusterte, erblickte er, wie er vermutet, einen rohen Farbenanstrich an einer Wand, der in seinen besten Tagen wohl eine Menschenfigur oder ein Menschenkopf, jetzt aber ein verwitterter Klecks war.

Der Brancaleone! sagte das Mädchen verachtungsvoll und mit sichtlichem Verdruß, daß sein Auge etwas anderes als sie suchte. Ein Vandalenkönig, ein Barbar, der Rom zerstört hat, ergänzte sie in dem nämlichen Tone.

Mit historischen Mädchenkenntnissen zu rechten, läßt sich ein ernsthafter Mann nicht leicht einfallen, aber schweigen

konnte der deutsche Mund doch auch nicht, denn Patriotismus und sich zur Wehre setzen, lernt er unter den Menschen der Fremde. Balm antwortete: Perdono, Signorina Vittoria; Brancaleone war ein guter römischer Senator und kämpfte einen langen verzweifelten Kampf gegen die römischen Räuber, denen er zuletzt nicht anders beizukommen wußte, als daß er alle Gebäude zerstörte, darin sie sich festgesetzt hatten, — weit über hundert und leider die schönsten des Altertums darunter. Sein Bad müssen nun die Vandalen, meine Landsleute, ausgießen, weil es den Italienern paßt, die Hauptstadt der Welt von Fremden statt von den Römern selbst zerstören zu lassen. Aber ich versichere Euch, carissima mia, die braven Vandalen haben Rom so schön verlassen, als wie sie es zu Gesicht bekommen, denn wir Barbaren verehren die römische Schönheit und auf unsern Beutezügen rauben wir nichts als Herzen und zerstören nichts als . . .

Ladrone, da hast du deine Beute! scholl's im Gluthauch aus dem Munde des Mädchens, das nicht länger an sich hielt. Sie warf sich mit Wildheit in Balms Arme und umklammerte ihn wie ein Ertrinkender einen Schwimmer, aber die Flut des nächsten Augenblicks überspülte sie beide und beide gingen unter in der Flut. Es war ein langer Augenblick!

Als sie vom Untergange wieder auftauchten, geschah's so jäh, daß die Besinnung selbst besinnungslos aussah. Ich komme wieder! fuhr das Mädchen empor, wie von einem Blitze durchzuckt, sich verspätet, sich vergessen zu haben, — und stürzte hinaus, rätselhaft, abrupt, ohne Umstände.

Der wackere Deutsche, der im Brancaleone zurückblieb, klaubte aus allen Winkeln sein deutsches Bewußtsein zusammen. Was war das? Was bedeutete das alles? Er war geneigt, den schlechtesten Begriff von der Männerrasse des Städtchens zu fassen, daß ein Fremder nur kommen durfte, um zu siegen; dann dachte er wieder an das uralte Prestige der Blonden und Blauäugigen in der Heimat der Brünetten und Schwarzen und wenn er mit echt deutscher Bescheiden-

heit, eine Art selbstgefällige Geckerei fürchtend, auch diesen Gedanken verwarf, so wurde er ernsthafter und er dachte an schlaue tückische Fallen von unerhörter Schauerromantik, an blutige unheimliche Hintergedanken dieser improvisierten Räuberbraut; an Grausen und Schrecken, die erst noch kommen sollten und deren Werkzeug sie war; — aber wozu hätten wir denn „die Verlobung auf St. Domingo", wenn wir erst zu sagen brauchten, was der belletristischen deutschen Phantasie für Spukgeschichten vorschwebten?

Die Gittertür lag im Schlosse, die hohe Fensterhöhle war so hoch, daß sie höchstens eine Fledermaus, aber ohne Leiter kein Mensch erreichen konnte, und die Brandmauer, von der Sonne verlassen, stand jetzt wie ein schwarzer Vorhang vor dem Fenster. War die Sonne hinweggerückt, oder verdunkelte sie eine Wolke, — das Guckloch reichte ja nicht bis zum Himmel, — genug, es wurde plötzlich Nacht hier unten. Der Brancaleone zeigte jetzt erst sein wahres Gesicht. Eine wahre Mordhöhle! Balm erschrak fast, wie diese Finsternis sich just mit den St. Domingo-Gedanken eingestellt. War das ein Zeichen? Possen! rief er sich zu und schämte sich. Aber nur das Erschrecken, nicht das Melancholisch-werden konnte er überwinden. Die herzbeklemmende Dunkelheit verstimmte ihn unerträglich. Ja, er war im Kerker! Er war ein Gefangener!

Auch der Hunger stellte sich jetzt ein. St. Domingo wurde zum Turm Ugolinos. Eine Variante, die wahrlich nichts besserte! Die durchwachte Nacht und die Strapaze der Entführungsfahrt schärften Balms Mittagsappetit in einem Grade, den der regelrecht speisende Kulturmensch mit schaudernder Verwunderung kennen lernt. Der Hunger ist wohl der schlimmste Gefährte des einsamen Mannes. Er verleidet dem tapfersten Idealisten Hoffnung und Heiterkeit und erfüllt seine Seele mit den trübsinnigsten Grillen. Balm wurde rasch überhandnehmend so schwach und mutlos, daß seine ganze Lebenslust auf das eine Gefühl zusammenschrumpfte, nur noch einmal in seinem Leben sich satt zu essen. Einen Menschen zu entführen, einen Menschen mit Judasküssen zu verraten, alles schien ihm nicht so schwarz, als einem Men-

schen nichts zu essen zu geben! Er bereute jetzt, daß er im Taumel jener Küsse vergessen — den Küchenzettel zur Sprache zu bringen.

Mitten unter den Regungen dieser wenig heroischen und eigentlich niedrigen Instinkte klirrte das Pförtchen und der Gegenstand seiner unrühmlichen Sehnsucht trat ein. Vittoria kam mit Speisen! Wie eine Karyatide war das schöne, wuchskräftige Mädchen zu schauen, auf dem Kopf den Abacus, was mit einem gehaltvollen Doppelsinn allerdings Säulenplatte, dann aber auch Speisebrett heißt und letzteres in der Tat war.

Mit sonorer Munterkeit sagte die Karyatide: Das hab' ich Euch selbst bereitet und werde auch Euer Gast sein. Wir haben jetzt Zeit.

Damit setzte sie ihr Brett auf den Tisch und sich selbst neben Balm.

Ein lieblicher Opferduft von Risotto, Makkaroni, Schinken, Salat und Früchten entströmte dem Abakus, auch fehlten zwei Weinflaschen nicht. Balm wußte jetzt, was ein Gott fühlt, dem geopfert wird! Er küßte seine Opferpriesterin, — „und sie erhoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle".

Essen und Trinken macht gute Bekanntschaften. Dieses zweite Tete-a-tete war nicht bloß vertraulich, was die Sinne so leicht werden, es war gemütlich. Ein besonderer Umstand wirkte dazu mit. Balm sah in seiner Kerkerfreundin immer mehr und mehr — eine zweite Carlotta! Eine gewisse Aehnlichkeit hatte ihn dunkel, ja unbewußt, gleich anfangs getroffen. Nur war ihr Aussehen wilder, trotziger, selbst die Beleuchtung, — ein Lampenlicht im Finstern, — voll harter, schneidiger Schärfen, welche ihre Züge männlich, wenigstens amazonisch gemacht. Jetzt verschleierte das gleichmäßige Dunkel, in welchem der Brancaleone lag, die kantige Prägung ihrer Gesichtslinien und dämpfte und milderte. Ja, selbst von innen heraus gewann sie jetzt jenen Ausdruck, welcher sie der zivilisierten Carlotta so ähnlich, fast schwesterlich ähnlich machte, nämlich den Ausdruck einer weichen mädchenhaften Weiblichkeit. Sie betrug sich jetzt bescheidener, was ihrer natürlichen Schönheit gleichsam Steine aus dem Weg

räumte. War sie ihrem Gefangenen zuvor ein leidenschaftliches Liebchen, so schien es ihr jetzt zu gefallen, ihn selbst in der Liebhaberrolle zu sehen und mit sinnlicher Lässigkeit bequem darin auszuruhen. Der Sturm der Begierde war zerschmolzen in eine süße zärtliche Faulheit. Zuvor war sie das Gewitter, jetzt der einladende wohlige Sonnenschein nach dem Gewitter. Kurz, sie war weiblich und jetzt erst in der Temperatur, mit den Sinnen auch das Gemüt eines Mannes zu interessieren.

Ja, es fehlte wenig und Balm hätte sich leicht auch auf deutsche Weise für sie interessiert. Es lag dem Manne aus Germanien nahe, seinen „Fund zu studieren", ein „psychologisches Licht" in das Abenteuer zu bringen, sich träumen zu lassen, ob hier „eine Seele zu retten" — „ein Ritterdienst zu leisten" — „eine Unglückliche, die ein besseres Los verdiente", aus einem „Abgrund" in den Himmel der — Deutschheit emporzuheben, und ähnliche Buchfloskeln der Buchmoral. Es machte ihm Ehre, daß ihm das einfiel, aber es machte ihm auch Ehre — daß er sich auslachte! In Zuständen, wo Kardinal und Bandit gute Freunde und Vettern sein können, ist die ganze Gesellschaft nach einem Bauplane gebaut, welcher dem Einheimischen wohnlich und sicher und nur dem Fremden gefährlich scheint. Vittoria war ein Kind ihrer Berge und eine Tochter ihres Hauses, worin ihr wohl war, worin sie herrschte und schalt; kurz, sie lebte in ihrem römischen Jarthausen ein Leben, das sie mit keinem in der Welt vertauscht hätte. Das war das Bild, das Balm mit seinem Fragen gewann, die sie größtenteils gar nicht verstand und trocken und leichthin beantwortete, nicht aus Geheimnistuerei, sondern wie ein Mensch, der überhaupt wenig zu sagen, aber desto mehr zu tun hat. Sie half ihm essen und küssen, er war zugleich ihr Gast und ihr Gastmahl und beides auch umgekehrt. Das war der gegebene Augenblick, und dabei blieb sie. Sie sah und hörte nichts, was eine Entfernung hatte und bloß ein Gedachtes war, sie trennte vom Nächsten und Gegenwärtigsten keinen ihrer vollbeschäftigten Sinne, sie glich einer menschgewordenen Sommerfliege, welche mit

der konsequenten Tollheit des Naturlebens weder eine fremde Richtung annimmt, noch in der eigenen irrezumachen ist.

Diese Genußfähigkeit, diese grenzenlose und beharrliche Unbefangenheit darin, teilte sich dem Gefühle fast mit der Wirkung einer moralischen Ueberzeugung mit. Balm fühlte ein Vertrauen und eine Sicherheit, welche die artigsten Versicherungen des rasierten Brigantenchefs nicht einzuflößen vermocht. Er wußte es seinem Schicksale wirklich Dank, daß ein so unholder Anfang eine so heitere Wendung genommen, und da ein Deutscher nie aufhören kann, ethisch zu empfinden, so empfand er fast eine Art Hochachtung gegen das Mädchen, welches in einer Lage voll Nachstellung und Hinterhalt die verkörperte Naturaufrichtigkeit war.

Der Schlaf ist gewiß der unverfälschteste Ausdruck einer friedvollen Zufriedenheit. Als Vittoria ihren Gefangenen endlich verließ, konnte dieser sogleich einen Siestaschlaf halten, als hätte er einer deutschen Vorsehungspolizei und nicht einer römischen Räuberherberge sein Haupt in den Schoß gelegt!

Und noch in den Schlaf hinein weidete Balm seine Phantasie an der Täuschung: Ich habe die Carlotta besessen! Verwechselt sie beide, verpflanzt die eine in ein Räuberkastell und die andere in die Villa Madonna, und sie sind nicht mehr zu unterscheiden. Wunderlicher Eigensinn der Begierden, der sich das Wirkliche in die Illusion übersetzt!

Balm schlief lange und gut. Der Schlaf mag ihn ins raumlose Freisein, ins paradiesisch Unbestimmte entführt haben, denn als er erwachte und sich besann, wo er sei, fuhr ihm sein Aufenthalt wie ein Dolchstoß ins Herz. Es war ein Augenblick wie Hinrichtungs-Todesschrecken. Just dieser letzte überfiel ihn wieder mit dem Schauder des ersten.

Der Brancaleone war jetzt schwarz wie ein Tintenfaß. Es konnte Mitternacht sein. Als Balm zu beurteilen versuchte, wie lange er geschlafen habe, und ob es wohl schon nahe bei Sonnenuntergang sei, verwunderte er sich über den Begriff Sonne. Er vermochte es kaum zu fassen, daß außer diesen Mauern ein Ding wie der Sonnenball in der Welt sei.

So brütete Balm, dachte an den Tag, den man nicht vor Abend loben soll, und die Neige des Tages schmeckte ihm wieder recht zweideutig. Hätte er wenigstens Lektüre! Kein Licht, kein Buch, — noch einmal kroch es ihm unwirsch im Kopf herum, wie man ihn hier beiseite geworfen, in die Langweile und Einsamkeit der härtesten Dunkelhaft verstoßen.

Schon wollte er den Entschluß fassen und wieder einzuschlafen versuchen, da tat sich seine Kerkertüre auf und die Stimme erscholl, die ihm jetzt schon so süß geworden, die tonreiche Bruststimme Vittorias: Es ist Nacht, Ihr fahret nach Hause! — Licht blendete ihn, denn das Mädchen war jetzt mit einer Fackel erschienen.

Balm sprang auf und flog dem Lichte wie eine Mücke zu. Er flog an den Hals des Mädchens und umarmte sie mit wahrer Begeisterung. Jetzt war fast er es, dem das Scheiden schwer wurde.

Auch übereilte ihn Vittoria nicht, sondern ließ dem gründlichen Deutschen Zeit, seine Zärtlichkeit auszutoben. Sie nahmen einen Abschied fürs Leben, — wie hätte er so rasch sein sollen?!

Zum Andenken — denn kein Deutscher scheidet ohne Andenken — glaubte Balm der gastfreundlichen Räuberin seine Uhr anbieten zu dürfen, aber sie beschämte ihn wie die edelste Römerin, denn sie nahm nichts als das Korallenhörnchen vom Uhrbehäng, das die Abergläubischen als Amulett gegen den bösen Blick und die Ungläubigen aus Gewohnheit der Mode tragen.

So war Balms Banditenhaft zu Ende. Auf einem viel kürzern Weg als am Morgen führte ihn Vittoria zum Brancaleone hinaus und in ein enges Höfchen, wo der Wagen schon seiner wartete. Die Blendkappe ersparte man ihm jetzt, nur die Wagenfenster waren verhängt. Mr. Thiers blieb unsichtbar. Vittoria prügelte einen Hund, der den Fremden anbellte, und wandte sich rasch zum Gehen.

Mit gräßlichem Gepolter auf dem polygonen Steinpflaster rollte der Wagen zum Borgo hinaus. Keine deutschen Tücher wehten zum Abschied, aber der deutsche Mann dachte mit

Minne im Herzen an die milde gute Hand — die den Hund prügelte!

Nach einer Zeit lüftete er die Wagenvorhänge. Seine Begleiter ließen es geschehen. Es war Nacht, oder wenigstens nächtlich.

Es war Gewitternacht. Eine Wolke stand am Himmel, schwarz, schwer, explosionsfertig wie ein Pulverturm. Sie wuchs aus dem Horizont in die Höhe und drohte von der Höhe wie ein Einsturz hernieder. Ferne Blitze zuckten im Schwarzen, als übten sie sich im Brandstiften. Balm stutzte, in diese Schwefelhölle hineinzufahren, aber die Banditen blieben ruhig und sagten, die Gewitter dieser Seite gingen alle ins Meer hinaus. Fürs Land verbürgten sie sich. Sie plauderten mit Balm und er mit ihnen, und in der Tat behielten sie recht. Als sie ihn bei der Osteria nächst der Aniobrücke endlich aussetzten, war das Wetter verschwunden, die Nacht heller als der Abend, und Balm wanderte durch die Porta Pia nach Rom unter dem schönsten Sternenhimmel hinein.

Dreizehntes Kapitel

Balm war frei. Seine Füße gehörten wieder ihm und der Boden unter seinen Füßen war Recht und Gesetz. Er stand wieder in der Welt der Regel. Wozu also die Ausnahme? Wozu diese Räuberepisode von zwanzig Stunden? Schüttelt man das ab und ist froh, mit heiler Haut durchgeschlüpft zu sein? So mag ein Mäuschen fühlen, das einer Löwentatze entronnen! Eine Menschenperson muß es übelnehmen, daß sie ein Spiel war und weiter nichts als ein Spiel! Ein Mensch denkt und Gedanken fragen nach Zweck und Ziel. Und bleibt die Antwort aus, so werden die Gedanken — Ahnungen. Es a h n t ihm Schlimmes, wenn auch nichts Schlimmes g e s c h a h.

In der Tat fühlte Balm einen feinen Stachel von — Lä-

cherlichkeit in dieſem Abenteuer. Eine römiſche Banditenentführung war für jeden, der ſie erlebte, ein ernſthaftes, oft tragiſches Ereignis; es beſchämte ihn, daß die ſeinige eine Poſſe geweſen. Vielleicht alſo war ſie es — nicht! Vielleicht iſt das Ende kein Ende und haben dieſe zwanzig Stunden noch eine Geſchichte. Sieht denn ein Menſch die laufende Kette der Dinge? Was für ihn abgelaufen iſt, ſpinnen Unſichtbare vielleicht weiter, haben vielleicht ſchon geſponnen!

Das war Balms erſtes Freiheitsgefühl. Eine dumpfe, faſt unglückliche Stimmung. Das Wehen der Nachtlüfte umflüſterte ſein Ohr und ſagte ihm alles, was nur eine Nacht in Rom ſagen kann. Es war der ödeſte und unbeleuchtetſte Stadtteil von Rom. Die Nacht ſagte ihm, wie blind ein Menſchenauge, die antiken Stadttrümmer ſagten ihm: auf dieſem Boden iſt alles Geſchichte, kein Sandkörnlein rollt umſonſt. Alles Daſein bleibt da, wir bleiben da — als Geſpenſter.

Balm meinte, ſein Abenteuer müſſe ihm noch als Geſpenſt nachſchleichen. Er konnte an ſeine Freiheit nicht glauben. Er war frei, aber nicht harmlos. Er wurde faſt abergläubiſch. Wo war die Gewitterwolke, die mit ihm hereinging? Sie ging ins Meer hinaus. Aber ſie war ihm nachgegangen! Und das prophezeite kein Wetterprophet, welche Schickſalswolke ein Schlag ins Waſſer, und welche — ein Schlag ins Menſchenleben. Wie, wenn es das Herz prophezeite?

Oh, dieſes deutſche, ſentimentale Herz! Balm wurde ungeduldig und hielt ſich mit einer erzwungenen Rauheit vor, daß das, was man Stimmung nennt, in Rom überhaupt nicht taugt. Das melancholiſche Nachtſchleichen durch Schutt und Trümmer ermüdete ihn, ſo ſehr ihm nach dem langen Sitzen und humpelnden Fahren das Gehen wenigſtens körperlicher Genuß war. Aber jetzt erſt fühlte er, was er brauchte: wo möglich eine belebte Reſtauration und heitere Geſellſchaft darin.

Als er daher an den Bädern des Diokletian vorbei zum Monte Cavallo kam und am Quirinal einen Wagen erblick-

te, den ersten in dieser Oede, lief er ihm wie ein Erlöster zu und wollte ihn in Beschlag nehmen. In demselben Augenblicke aber trat ein Herr mit einem Bedienten aus einer Pforte des Quirinals und dem wurde der Wagenschlag aufgetan. Der Herr war — Marchese Santafiore.

In seinen Träumereien gestört und durchkreuzt, blickte Balm so verdutzt drein, daß der Marchese lächelnd sagte: Nicht wahr, das Nachtschwärmen steht nur noch euch Jüngeren zu und der alte Herr überrascht Sie wohl, daß er nicht draußen auf seiner Vigne den Schlaf der Gerechten schläft? Ja, wenn es die Ungerechten nur erlaubten! Aber die Zeiten sind recht unruhig geworden. Man zitierte mich dringendst zu einer Beratung herein, und während wir saßen, trafen wieder neueste Nachrichten ein, welche unser Material noch vermehrten.

Balm antwortete: Herr Marchese, ich schäme mich meines müßigen Nachtschwärmens, wenn ich Männer wie Sie so tätig sehe. An uns wäre es, die Last der öffentlichen Angelegenheiten auf unsre Schultern zu nehmen.

Da müßte denn freilich das Haus erst bestellt sein, sagte der Marchese mit einer tiefen Beziehung, aber so väterlich wohlwollend, wie es vor vielen Menschen die Grazien des Herzens just diesem verliehen. Er warf einen langen, prüfenden Blick auf Balm, dann fuhr er fort: Kommen Sie, mein junger Freund. Dieses Begegnis soll mir ein Zeichen sein, gleich zu tun, was ich zu tun für Pflicht halte. Sie beichten mir wohl ein wenig. Ja, ja! ein Mensch hat gar vieles mit seinem Gott zu besprechen und Sie mit dem Ihrigen! Aber am besten spricht man nicht zu Gott in eurer beliebten egoistischen „Einsamkeit", wie ihr's nennt, sondern von Mensch zu Mensch, wo zwei sich vertrauen.

Balm empfand wieder den ganzen Magnet dieses Mannes. Was er von der Einsamkeit sagte, traf ihn mitten ins Herz, denn ach, er hatte sie nie als Trost, nur als wühlende Selbstzerstörung kennen gelernt. Und wie schlecht sein Haus leider bestellt war, so erregte die Anspielung des Marchese in so hohem Grade seine Aufmerksamkeit, daß ihn dieses

Wort allein schon wie eine fesselnde Kette in fremde Gewalt geschlagen hätte. Er folgte dem Marchese, der seinen Arm nahm, in großer Bewegung.

Im Palazzo betraten sie einen Saal, in welchem ein Kämmerling und eine Zimmerwärterin soeben mit den Spuren einer Konferenzsitzung aufräumten, nunmehr aber innehielten und sich entfernten.

Das Paar besetzte zwei Fauteuils und der Marchese machte Miene, einen Brief zu lesen, indem er sich einen Armleuchter näher rückte, welcher nicht allzu hell machte, denn so durchdringend waren die Schatten der großen dunkelroten Marmorhalle, daß das Kerzenbündel Mühe hatte, sich nur in nächster Nähe die Nacht vom Leibe zu halten. Bevor er las, sagte er:

Diesen Brief hat ein Diplomat gestern bei mir verstreut, einer von der modernen Schule, welche den Himmel stürmen, aber — auf ihre Briefschaften nicht achtzugeben wissen.

Baron Neugart?

Derselbe. Ihr Landsmann und neuester Freund. Nach dem Gentleman-Brevier, fuhr der Marchese fort, hätte ich den Brief, obwohl er schon entsiegelt und entfaltet war, nun freilich nicht lesen dürfen; aber ein Halbmystiker, wie ich, bekennt das Kredo einer anderen, nämlich symbolischen Weltanschauung, und da werden uns die kleinen Zufälle und scheinbaren Irrtümer zu einer Art Zeichensprache der Vorsehung, welche in ihrem Drange, sich zu offenbaren, einen Geistersamen ausstreut, den das Gentleman-Brevier nicht zertreten soll. Genug, ich las diesen Brief mit Ihrer Gentleman-Erlaubnis, und zwar recht andächtig und aufmerksam. Er kommt aus Ihrer und des Barons gemeinsamer Vaterstadt und es ist auch von Ihnen darin die Rede.

Balm blickte auf.

Sie sehen mich an, sagte der Marchese; Sie sind in Erwartung und hören Neues! Der Baron hat also den Gegenstand noch nicht mit Ihnen besprochen?

Einen Gegenstand meiner persönlichen Heimatsverhältnisse? Daß ich nicht wüßte!

Ganz wie ich vermutet, lächelte der Marcheſe vorwurfsvoll. Wie ſäßen wir ſonſt hier? Ich wußte es ja, daß ich der erſte ſein muß. Ja, ja, dieſer Brief iſt nicht für ihn geſchrieben, ſondern für mich verzettelt worden. Der Himmel kennt ſeine Adreſſen, er iſt ein guter Briefträger. Der Baron ſprach mit Ihnen, — ich wette, — von den Ultramontanen und Garibaldinern, von Napoleon, und Cavour, von der hohen Politik, von allem, was wichtiger iſt als Ihr armes klopfendes Menſchenherz. Das iſt ſo Gentleman-Brevier. Dieſer Brief hier enthält einen zarten Punkt, und zarte Punkte berührt man nicht. Nun, ich bin nur froh, daß Chriſtus kein Gentleman war, ſondern bei den Blinden, Lahmen und Ausſätzigen die zarteſten Punkte berührt und durch ſeine Berührung geheilt hat. Aber freilich iſt Chriſtus ſelbſt wieder ein zarter Punkt, den man in guter Geſellſchaft lieber totſchweigt, weil die Herrſchaften fürchten, daß er zu einem unhiſtoriſchen Sagendunſt unter ihren Händen zerfließt. Bitte ſich nicht zu genieren, meine Herrſchaften. Laßt ihn zerfließen. Hiſtoriſch oder unhiſtoriſch; aber das wird doch hiſtoriſch ſein, daß die Menſchen überhaupt eine ſo große und erhabene Vorſtellung von ihren Kräften haben; daß ſie glauben und fühlen, ſolche Berührungen gibt es; daß ſie glauben und fühlen, einer Menſchenhand entſtrömt noch ein feineres Fluidum als: a + b, womit ſie Lokomotive und Panzerflotten hervor„zaubert". Der Ingenieur iſt hiſtoriſch und der Prophet iſt es nicht; gut! aber hiſtoriſch iſt doch wieder der Glaube an den Propheten und das Bedürfnis, etwas Schönes und Tröſtliches zu glauben. An euren hiſtoriſchen Theaterſtücken iſt kein einziges Wort hiſtoriſch, aber das Stück nennt ihr hiſtoriſch.

Balm brauchte kein Zeichen von Ungeduld zu verraten, denn er war nicht ungeduldig. Wenn der Marcheſe in ſolche Betrachtungen abſchweifte, ſo war er ein unwiderſtehlicher Herzenszauberer. Man empfand gar nicht, ob er bei der Sache war, oder nicht: ſein Herz war ſeine Sache.

Der Marcheſe fuhr fort: Sehen Sie, werter Freund, wie die Welt läuft. Da ſaßen wir draußen auf meiner Vigne,

waren geistreich mit den Geistreichen und sprachen von Gott und Welt, Himmel und Hölle, — und zu Hause brechen Herzen, und das Ihrige brach mit, denn Sie haben ja auch eines, und ich sah es in der Villa Borgheſe auf den ersten Blick. So leben wir in unserer menschlichen Gesellschaft und machen daraus — die gute Gesellschaft. Die liebe, gute Gesellschaft! Nun, ich achte sie ja, ich verstehe ihre Gesetze; sie müssen so sein, — aber traurig ist's doch! Wie lieblos ist das Uebereinkommen aller, nichts zu berühren, was Teilnahme fordert! Wie unsittlich hinwieder das andere: Teilnahme zu heucheln für das, was jedem innerlich fremd ist! Aendert es an Ihrer Glückseligkeit nur das Geringste, ob die Krim russisch oder türkisch ist, ob Rom geistlich oder weltlich regiert wird? Und wollen Sie etwas anderes als glücklich sein? Was suchen Sie sonst in der Welt? Wozu atmen Sie, kleiden sich aus und an, unterwerfen sich, sind geduldig, ertragen Menschen, als daß die Welt in Ihren Lebensteppich die Farben wirkt, die Ihre Leibfarben sind? Fiele der Teppich schwarz aus, kein Gott könnte Sie überzeugen, daß ein Gott ist! Warum ehre ich denn die Kirche? Weil ich von Paderborn bis Neapel, von Paris bis Warschau mit eigenen Augen gesehen habe, daß sie Menschen effektiv glücklicher macht, welche es ohne sie weniger wären. Aber sagen wir das ja nicht weiter, mein Lieber! Auch die Kirche bildet sich ein, Selbstzweck zu sein, und denkt, man unterstützt sie um ihretwillen, nicht um der Aufgabe willen, die sie zu erfüllen hat. Meine Glückseligkeitstheorie wäre ihr wahrscheinlich epikureische Ketzerei und von meiner Menschenliebe verlangte sie, sie soll nicht Menschen lieben, sondern Dogmen. Zur Zeit des Tridentinums wäre die ganze Kirchenspaltung zu verhindern gewesen durch Bewilligung des Kelches, nach welchem die gesamte Christenheit inbrünstig schrie; aber der römische Starrsinn liebte nicht die Menschen, sondern nur sich. So wird die Natur auf den Kopf gestellt und die Lüge ist allgemein. Der einzelne soll sich im Fahrwasser der Gesellschaft halten und doch besteht die Gesellschaft eben nur aus den einzelnen. Unser Ameisengeschwätz über

Pyramiden heißt Sinn für öffentliche Angelegenheiten, aber unser Sinn für uns selbst Egoismus. Und den Egoismus des Individuums dämpfen wir sorgfältig mit dem Egoismus der Gesellschaft. Dieser befiehlt jenen: Unterhalte mich, aber so, daß du mich nichts angehst. Sprich mir von allem, nur nicht von dem einzigen, was dich wirklich interessiert: von deinem Leben und Sterben. Sprich von Russen und Türken, von Wind und Wetter, von Opern und Schauspielen, sprich vom Gesprochenen, sprich an allen Orten, zu allen Zeiten davon, nur von deiner Seele sprich nicht. Erschieße dich morgen und bleibe heute noch unverstanden. Mit dem Mikroskop in der Hand bete befruchtete Kehrichtshaufen an, aber kümmere dich nicht um Geschöpfe, welche weinen können. Sei zart, die âme incomprise gehe stumm vorüber, sie winde sich ihr Schnupftuch in die Zähne und verzweifle mit Anstand. Und wenn sie in einen Beichtstuhl hinkniet, den einzigen Ort, der ihr Mitgefühl zeigt, so zucke die Achseln, schilt sie bigott und preise die Vernunftreligion des neunzehnten Jahrhunderts!

Das waren die Gedanken, — wenn Sie wollen, die Selbstvorwürfe, die ich mir machte, als mir dieser Brief in die Hand fiel. Wie harmlos haben wir geplaudert, und wie harmvoll war mein Gast, der da mittun mußte! Wie schön und artig haben Sie sich interessiert — für die Jungfrau Maria, den Vogel Greif, den Borgheſischen Fechter, — der gute manierliche Gast! Laut spricht er mit den Grazien und im stillen sprechen die Furien mit ihm. Von dieser ganzen Unterhaltung konnte sein Herz nichts brauchen, denn es leidet und macht leiden. Was er einzig braucht, das ist ein Arzt, ein guter, guter Arzt, kurz die unzarte Hand, welche zarte Punkte berührt.

Den Brief an die Augen gebracht, hielt der Marchese wieder inne und sagte: Aber es ist wohl überflüssig, daß ich Ihnen just den Wortlaut vorlese. Sprechen wir also bloß von dem Kern der Sache. Diesen Brief schreibt eine Dame an unsern Baron, welche, wie man sieht, die Dame seines Herzens ist. Diese Dame hat eine Freundin und spricht

von einem Intereſſe dieſer Freundin. Das Intereſſe aber ſind S i e! Sie hatten ein völlig ernſtgemeintes Verhältnis mit der ungenannten Freundin der Briefſtellerin; ſie war Ihre Braut, das Verhältnis beſteht nicht mehr. Sie haben es von Italien aus abgebrochen, plötzlich und einſeitig gelöſt; Sie haben das Mädchen unglücklich gemacht.

Das wenigſtens war n i ch t einſeitig, Herr Marcheſe.

Davon bin ich überzeugt; ich ſagte es ja. Auch bezeugt es der Brief. Sie brachen das Verhältnis unter Anzeichen ab, welche keine frivole Sinnesänderung, ſondern gültige Gründe, oder beſſer, den Schein von ſolchen vermuten ließen. Auch boten Sie die liberalſte Anſpruchsentſchädigung an, was für die Rechtsfrage freilich korrekt, aber für das weibliche Zartgefühl nur noch verwundender war. Sie wünſcht nichts von Ihrem Gute; ſie gäbe ſelbſt noch ihr alles und letztes nur für ein einziges Wort, — für das Wörtchen: Warum?!

Von Mailand verſchwanden Sie der armen Verlaſſenen. Es vergingen Monate, — mir traten die Tränen ins Auge, mit welch blutiger Einfachheit das geſchildert iſt, — aber Sie werden ja mitgeweint haben! Alſo nichts davon. Endlich tauchten Sie in Rom wieder auf, was durch Ihre Briefe an Ihr Vaterhaus auch in den weiteren Kreiſen Ihrer Vaterſtadt zur Kunde gelangte. Das übrige erraten Sie. Baron Neugart wird nun beſchworen, Ihre Bekanntſchaft zu machen, Ihr Vertrauen zu erwerben, kurz, ſich auf einen Fuß mit Ihnen zu ſetzen, auf welchem jüngere Männer ihre Herzensgeheimniſſe austauſchen. Er möge den Grund Ihres Rücktrittes herausbekommen. Denn es ſei doch traurig, ſchließt die Briefſtellerin, ſeit Monaten zum Tode verurteilt zu ſein und nicht einmal zu wiſſen, um welches Verbrechens willen.

Der Marcheſe ſchloß: Es bleibt nun dahingeſtellt, wie der Baron dieſe Sache zu behandeln gedenkt. Es iſt ein bedenkliches Zeichen, daß er einen ſolchen Brief verlieren konnte; dagegen ein gutes, wie landsmänniſch-kordial er ſich an Sie anſchloß. Ganz, wie ſeine Dame es wünſcht! Nebenbei bemerkt, eine lehrreiche Geſchichte, wie oft Freundſchaften ge-

schlossen werden. Man meint, das könne nur durch Liebenswürdigkeit geschehen, inzwischen kann es gar sehr mit Absichtlichkeit geschehen. Kurz, der Philosoph, welcher es liebt, über Täuschungen zu lächeln oder zu weinen, findet allerwegs seinen Stoff. Was aber uns betrifft, so wollen wir weder lachen noch weinen, sondern ein Drittes tun und schlankweg handeln. Das ist's, wozu ich mich Ihnen als Partner anbiete. Der Baron könnte doch nur peu à peu mit Ihnen gehen, aber soviel ich sehe, ist leider schon Zeit genug verloren. Wir zwei können rascher gehen. Mich bindet nicht das Gentleman-Brevier, ich bin ein Christ, und Sie haben mir längst erlaubt, es zu sein. Das macht unsern Weg so kurz — wie zum Beichtstuhl! Ich bin ein Fremder, ein alter Mann, eine neutrale Person; bei mir fällt alles von selbst weg, was der Gentleman-Kodex Gene, Reserve, fausse honte, nennt; wir zwei haben freie Hand miteinander. Wir sitzen in diesem Gemache wie auf einer Insel, zwei Menschen, welche dies- und jenseits der Alpen verschiedenen Sternen folgen und vielleicht nie mehr zusammenkommen. Ja, vielleicht hat uns die Vorsehung einzig zu dem Zwecke zusammengeführt, damit geschieht, was dieser Brief wünscht. In diesem Sinne erlaubte ich mir die Vorsehung zu deuten, und wenn Sie mit mir des gleichen Sinnes sind, so ist zwischen uns nichts natürlicher als ein Vertrauen, das zwischen Ihnen und dem Baron doch erst auf die Länge der Zeit und auf den Grad seiner Geschicklichkeit ankäme. Also: — sprechen Sie, Freund Giusto!

Kurz, aber nicht schroff, sagte Balm: Sie scheinen sich, Herr Marchese, ein verwickeltes Mißverständnis zu denken, welches ein Pro und ein Kontra zuläßt. Der feierliche Ernst Ihrer Gemütsstimmung läßt mich doppelt peinlich empfinden, wie häßlich mein Gegenstand ist, wie gänzlich unwürdig jeder besseren Erwartung. Ich habe nichts mitzuteilen als eine einzige brutale Tatsache. Was würden Sie also, Herr Marchese, dazu sagen, wenn Sie den sichersten, nämlich einen Beweis des Augenscheins dafür hätten, daß das Mädchen, welches Sie zum Altare führen wollen, von ei-

nem Manne vor Ihnen — in völligſter Körpernacktheit geſehen worden?

Der Marcheſe zuckte.

Mit abtönender Stimme ergänzte Balm: Daß ich meine Braut nicht aus Ständen wähle, wo man berufsmäßig Modell ſteht, darf ich mir zu bemerken erſparen.

Ah, alſo in dieſem Sinne! Skulptur oder Malerei?

Malerei. Uebrigens iſt ja das Darſtellungsmittel der Nacktheit gleichgültig!

Nicht ganz, mein Freund. Skulptur verlangt Männerkraft; malen kann auch ein Frauenzimmer. Und Sie ſprachen ausdrücklich von Männeraugen, die geſehen haben. Wie alſo, wenn der Mann — eine Männin geweſen wäre?

Balm war betroffen. Dann aber ſchüttelte er den Kopf und ſagte: Auch das dürfte einem Bräutigam nicht verheimlicht bleiben.

Sehr wahr, antwortete der Marcheſe. Viel Wert lege ich ſelbſt nicht auf meinen Einwurf. Aber mehr iſt er doch als ein Spiel des Witzes. Die Jugend iſt voll Uebereilungen und e i n e Uebereilung wäre damit ſchon bewieſen. Die Männeraugen, von denen Sie ſprachen, ſind eine Vorausſetzung, aber Sie nannten es Augenſchein. Darf ich Sie alſo bitten, ſo erzählen Sie mir nun die näheren Umſtände dieſes „Augenſcheins". In einer ſo wichtigen Sache nimmt man ein Intereſſe, doch auch mit eigenen Augen zu ſehen.

Balm erzählte. Er erzählte von ſeinem Nachtlager in der Lomelina. Zwar Namen nannte er nicht. Weder mit Namen noch mit Beſchreibungen deutete er mehr als nötig auf Orte und Perſonen. Die übrigen Umſtände und Einzelheiten aber ſchilderte er um ſo ausführlicher. Mußte doch ſichtlich werden, daß der Kaſtellan ſelbſt mit dem ganzen Bewußtſein gehandelt, ein Hehler von Schändlichkeiten zu ſein, und dann wieder, wie umſichtig Balm beobachtet, wie klar und ſcharf er aufgefaßt, wie lichtvoll ſeine Sinne, wie treu ſein Gedächtnis. Er ſprach langſam, gleichſam Silbe für Silbe mit Gewichten beſchwerend und auseinander haltend, um Ton und Atem, die es leiſe durchzitterte, über-

haupt in seiner Macht zu behalten. Es war ein Sprechen, wie wenn ein Bahnzug im Schritt fährt, — über schwindelnde Hängebrücken, kurvenbeschreibend an geröllrieselnden Abgründen. Es sind Formen von Mäßigung, — bei denen die Seele bangt und das Blut stockt!

So erreichte er jenen verhängnisvollen Punkt seiner Bahnstrecke, wo er seine Braut erblickt, als Bild unter Bildern, wie sie nur im Vaterlande Aretins und Giulio Romanos gleichsam die Eingangspforte desselben schmücken, oder auch beflecken konnten.

Er war zu Ende. Er hatte das alles vor sich hingesprochen, mit gesenktem Gesichte, zum Augenpunkte irgendeinen Steinwürfel des Mosaikbodens. Als er jetzt aufblickte, erschrak er. Das Aussehen des Marchese war schlimm verändert. Sein schöner weißer Gesichtsteint, sonst glänzend wie eine weiße Blüte, war aschfahl. Seine halbgeschlossenen Augenlider gewährten ein Bild wie eines brechenden Auges. Vielleicht hatte Balm, ohne es zu wissen, schon lange zu einem Ohnmächtigen gesprochen, oder eine Ohnmacht war soeben im Anzuge; genug, der alte Herr hatte sich übermüdet, diese Nachtwache war ein Exzeß und Balm hatte die Pein, Mitschuldiger eines Exzesses zu sein. Hastig schellte er. Der Marchese blickte auf, und als der herbeieilende Kämmerling ihm den Arm bot, sagte er nichts als: Ja, gehen wir. Balm bot ihm auf der anderen Seite den Arm! So führten sie den Marchese nach seinem Wagen. Er ließ es willig geschehen. Die beiden halfen ihm auf seinen Sitz und der Kämmerling setzte sich an seine Seite. Gute Nacht! sagte der Marchese zu Balm, als ob sonst nichts übrigbliebe, als ob diese Unterhaltung beendet und nicht vielmehr abgebrochen wäre. Balm wußte nicht, was er denken sollte. Der Wagen setzte sich in Bewegung. Balm sah ihm nach, solang er konnte.

Langsam schlich er nach Hause. Er betrat seine Wohnung fast in dem Augenblicke, als er vor vierundzwanzig Stunden von den Räubern entführt worden. Welch ein Umschwung seit dieser Zeit! Gestern entsprang er seinem Bette, voll aufgeregter Verwirrung, mit einem Zuppa und Cencio

das Rätsel, an dem sein Schicksal hing, zu lösen; heute hat ihm eine reinere Hand und an einem ganz anderen Ende des Fadens die Lösung von selbst entgegengebracht. In jenem Briefe sprach die einzig und nächstberechtigte Stimme und sprach mit der Stimme der Unschuld! Welch ein Licht, welch eine Wendung! Vor diesem Eindruck wich selbst der Schrecken, den ihm der Marchese, der liebe Bote dieser Botschaft, soeben verursacht. Vielleicht ist es nichts Neues, sondern nur das Alltägliche, daß die verrufene Fieberluft römischer Sommernächte solche Anwandlungen hervorbringt! Balm wollte nicht fürchten in dem Augenblicke, wo er sich freute!

Wie freute er sich jetzt, daß er seinen Rückzug nach Capri noch nicht angetreten! Wahrlich, das alles hätte ihm nicht die Einsamkeit einer kleinen ländlichen Insel so wunderbar zugetragen. Er fing an, die menschliche Gesellschaft, wie die natürliche Erde, als einen Mutterboden von Samen zu betrachten, aus welchem Dinge aufgehen, die kein einzelner anbauen kann. Es überkamen ihn tröstliche Ahnungen über das große Wunder des Daseins, Fühlungen, wie sie nur in auserwählten Stunden tiefer gehen und feiner tasten. So durchschritt er lange und lange sein Zimmer, in einem hochbelebten und fast begeisterten Zustande. Erst die steigende Sonne konnte ihm fühlbar machen, daß der Zustand seines Körpers ein entgegengesetzter, und eine Summe von Ermüdung und Abspannung als eine fällige Schuld mit jener Uebermacht heimfordern, die ihr über jedes lebendige Wesen gegeben ist. Die Schwüle des Tages legte ihn still und sacht wie ein Kind in eine Sofaecke hin, wo sie seine Augen verschloß und fast versiegelte.

Vierzehntes Kapitel

Nach der Erquickung, womit Balm aufwachte, meinte er viele Stunden geschlafen zu haben und doch war kaum eine voll. So leicht baden sich auch die überreizteſten Nerven

gesund, wenn schon der Körper selbst ins natürliche Gesundbad der Jugend eingetaucht ist!

In diesem Moment des Wohlgefühls dachte er mit einer Art von Gnade an den armen Zuppa und wie er die letzte Nacht vor seinem Bette gezappelt, das von der heutigen noch unberührt dastand. Dieses unberührte Bett bedeutete jetzt, daß er inzwischen selbst in Banditenhände gefallen, und unwillkürlich kamen ihm die Aengste Zuppas weniger lächerlich vor. In jener Nacht wäre es ihm unmöglich gewesen, den Buckligen ernsthaft zu nehmen; wußte doch nie ein Mensch, womit es ihm selber Ernst war, wenn die Sprühteufel seiner ironischen Schwätzerlaune ihr Spiel mit ihm trieben. Aber schließlich — um was handelte es sich denn? Um einen Morgenbesuch bei einem liebenswürdigen Mädchen! Um ein reizendes Plauderstündchen, in welchem der Wink hingeworfen wird, wenn der Fürst nicht selbst die Bildergeschichte berühre, so geniere es ihn wahrscheinlich und sie möge es auch nicht tun. Wahrlich, das ließ sich leisten!

Beim Umkleiden durchschweifte Balm diese Gedanken und sofort änderte er wieder einen Teil seines Anzugs, um Morgentoilette für einen Damenbesuch zu machen. Schon im Begriffe auszutreten, bedachte er weiters, daß er seinen Besuch auch verfehlen könne, und schrieb, um auch für diesen Fall keine Zeit zu verlieren, ein Billett, das er zu hinterlassen gedachte und worin er sie selbst um eine Empfangsstunde bat.

Die deutsche Ueberlegsamkeit hatte ihre Sache gut gemacht, denn kaum auf die Straße getreten, sah sich Balm aus einem vorbeirollenden Wagen gar anmutig begrüßt und zwar — just von der Kunstreiterin. Aber wenn der Mann an ihrer Seite der Fürst war, so hatte ihn ein Gesicht gestreift, dessen flüchtigster Eindruck noch ein Charakterbild war. Er sah aus wie der zweite Held eines Trauerspiels, der noch übrigbleibt, wenn der erste zugrunde gegangen. Ein Gesicht, das unheimlich verwittert, aber durch eine düstre Willensglut noch belebt war, gleichsam ein Mann, der viel gekämpft, wenig

erſiegt und juſt deshalb die Ausdauer hat, Kampf und Sieg noch tief in die Nacht hinein zu verfolgen.

Sein vorausſichtig verfaßtes Billett durch einen Facchino beſtellt, überließ ſich nun Balm mit dem ganzen Appetite, der ſeit vierundzwanzig Stunden nur einmal befriedigt worden, dem Studium eines engliſchen Frühſtücks.

Inzwiſchen hatte ſich die ſtechende Morgenſonne, ſehr zu ihrem Vorteile, in eine Schleiermantille von blaßgrauen Dunſtwolken gehüllt, wozu ſie den Fächer eines friſchen, vielleicht gewitteriſchen Lüftchens gar einladend handhabte. Für den Augenblick ein angenehmes Wetter! Und da jetzt Morgenpromenade in der Villa Borgheſe war, nämlich die Stunde zwiſchen elf und zwölf nach der ora francese, ſo erinnerte ſich Balm ſeiner alten Vorliebe für jene Räume, die er ſchon lange nicht mehr betreten, und ließ ſich dahin fahren.

Der Beſuch, in dieſer Saiſon kein Gewühl, zerſtreute das überſättigte Auge nicht, ſondern gab ihm die Albumsſtimmung, behaglich das einzelne zu durchblättern. Balms Intereſſe hatte bald eine Dame erregt, die am Arme ihres Begleiters in Diſtanz vor ihm herwandelte. Ihr ſchöner Wuchs, ihre wahrhaft maleriſch geſchwungene Nackenlinie, ihre natürliche Eleganz, ſich ſelbſt und die Begleitung zu halten, fiel ſo angenehm auf, daß er eine Zeitlang abſichtlich die Diſtanz hielt, um das Schauſpiel zu genießen. Natürlich trat er ihr zuletzt doch vor, mit dem begreiflichen Verlangen, die Schönheit auf ihrem Titelblatte, auf der Geſichtsſeite zu betrachten. Und ſiehe da, es war wirklich eine Schönheit, aber eine ſolche, — die er ſelbſt ſchon beſeſſen und vernachläſſigt hatte. Mit einem Worte, es war Domenica.

Auch ihr Begleiter war ein alter Bekannter, nämlich der junge Engländer, ſein täglicher Tiſchnachbar aus der erſten Zeit ſeines römiſchen Aufenthalts.

Unter dieſen Umſtänden begrüßte man ſich beiderſeits mit großer Vertraulichkeit. Domenica ſelbſt hatte die Naivität, die beiden Herren in aller Unſchuld als ihre zwei guten Freunde einander vorzuſtellen. Die beiden Herren amüſierten ſich über ihre Kollegialität nicht wenig.

Wahrlich, du bist ein Mann von Wort, sagte Balm zu Domenica. Du hast geschworen, künftig nur noch Fremde zu lieben, und ich sehe, dein Schwur ist dir heilig. Recht so, standhafte Römerin! Aber wie ging es mit Beppo, he? Du wolltest ihn ja von der Galeere loskaufen. Nicht wahr, so sagtest du?

Domenica antwortete: Denkt Euch, die Mutter hat das Geld mit den Pfaffen vertan. Der arme Beppo! Er muß für das Seeleben wirklich bestimmt sein.

Balm erzählte dem Engländer, worauf sich diese Worte bezogen, und fuhr dann französisch fort: Ich glaube gar wohl, daß es ihr Ernst war mit dem Loskauf. Das Mädchen hat ein gutes Herz. Was sag' ich? ein großmütiges Herz! Wenigstens eine Art von großmütigem Leichtsinn. Sie macht ihre Rechnung mit der Welt mehr zum Vorteile anderer, als zu ihrem eigenen, und zerbricht sich mit Plus und Minus wenig den Kopf. Es ist leicht, ihr Freude zu machen, sie ist dankbar für Kleinigkeiten, schätzt die Geschenke, wie es sein soll, nicht nach dem Wert, sondern nach der freundlichen Meinung, und scheint nicht zu ahnen, wie reich sie selbst zu schenken hat. Ja, es ist rührend, wenn ihr Machtbewußtsein über sie kommt, daß sie es zehnmal in kindischen Tyranneien, statt einmal in Ansprüchen ausläßt, die ins Gewicht fallen. Wahrlich, es hat mir oft leid getan, an ihre Zukunft zu denken und kein Mittel zu wissen, wie sie vor dem Mißbrauch unsrer egoistischen Rasse zu schützen. Ich freue mich jetzt, sie unter der Protektion eines Gentlemans zu sehen, dessen Wohlwollen, vielleicht glücklicher als das meinige, irgendeinen praktischen Rat für sie aussinnt.

Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, sagte der Engländer, mein Rat liegt nahe. Ich werde sie einfach verheiraten. Ich weiß mir auf meinen Gütern in Irland einen jungen Pächter, eine gute Haut und ein lustiges Blut, wie gemacht für sein römisches Ebenbild hier. Ich werde dem Paare eine schöne Parzelle als freies Grundeigentum schenken und ich hoffe, es bekommt uns allen wohl.

Das Arrangement ist gut, sagte Balm, und ich würde vom

Herzen Prosit dazu sagen. Nur Irland macht mir Bedenken. Wird unsre Vollblut-Römerin unter dem nordischen Himmel gedeihen?

Irland und nordischer Himmel! lächelte der Engländer. Mein Irland, welches den Golfstrom aus erster Hand bekommt! Mein Munster zumal, wo Myrte und Aloe im Freien überwintern! Könnte ich sie schlafend hinbringen, ich wette, so hoch Sie wollen, die Römerin würde bei sich zu Hause aufzuwachen glauben. Mein Munster ist ein zweites Italien, nur ein gesünderes. Wir haben keine Malaria und keinen Schirokko. Und erst das Volk! Man hat die Polen die Franzosen des Nordens genannt; nun, die Iren sind die Italiener des Nordens. Mir scheint, ich sage das zuerst, aber um so mehr Schande für die Ethnographen. Es ist ein Faktum: die Iren sind wirklich so aufgeweckt, munter, witzig, gesellig, warmblütig, schwarzäugig, leidenschaftlich, rachsüchtig, bigott, abergläubisch, musikliebend, dichterisch und faul, wie das liebenswürdige Gesindel von Rom oder Neapel. Es wäre hübsch, wenn Sie sich selbst überzeugten. Besuchen Sie uns einmal!

Warum nicht? sagte Balm. Wenn das Glück will, am Vorsatz soll es nicht fehlen.

Zu Domenica aber sagte der Engländer: Siehe, mein Kind, so lange haben wir gebraucht, dein Loblied zu singen. Um deine Bescheidenheit zu schonen, taten wir's französisch; aber ich will es dir heute noch übersetzen. Es war sehr schön!

Balm lächelte. Es gefiel ihm, was er da sah. Er merkte bald, daß der Engländer für Domenica eine Zärtlichkeit hatte, die fast Schwäche war, und beglückwünschte sie im stillen darüber. Ueberhaupt lernte Balm ein neues und gar nicht unangenehmes Gefühl bei dieser Gelegenheit kennen. Hat man ein Liebchen aufgegeben, das ein guter Freund sich behagen läßt, so sieht man mit frei gewordener Seele auf eine Zeit zurück, die überwunden, aber doch nicht zu bereuen ist, weil die frische Freude des andern wie eine lebendige Rechtfertigung empfunden wird. Auch Domenica machte zu ihrem Vorteil Figur. Sie behandelte die beiden Freunde, den alten

und den neuen, mit einer natürlichen Unbefangenheit und ohne den mindesten Unterschied veränderter Interessen, Rechte und Verpflichtungen. Balm, der ein Studium daraus machte, belauerte sie aber ebensowenig nur auf der mindesten Spur jener Koketterie, welche, um die Neigung des einen zu schärfen, ihn eifersüchtig auf den andern macht. Diese weibliche Anarchie, ohne allen Kalkul den Eingebungen des Temperamentes zu leben, niemals Absichten zu haben und in Laune und Willkür souverän zu sein, war einer ihrer besten, man dürfte sagen, edelsten Reize, und verlieh ihr etwas Freies und Vornehmes, das auf der Stufe, auf welcher sie leider stand, einen überraschenden und fast idealisierenden Eindruck machte!

Eine Weile überließ sich Balm mit wahrem Vergnügen der Gesellschaft dieses Paares. Gern hätte er ihren vereinten Wünschen nachgegeben, eine Lustbarkeit für den ganzen Tag mitzumachen, aber er fand sein Herz doch nicht leicht genug dazu. Dringender, als die Stimmen dieser zwei fröhlichen Menschen, redeten noch gar manche andere Stimmen in ihm. Er dachte an den Brief aus Deutschland, den ihm der Marchese mit so vieler Aufopferung mitgeteilt, und an seine große Verpflichtung gegen den lieben Kranken. Er dachte an den armen Zuppa, der in den verlorenen vierundzwanzig Stunden vielleicht öfter als einmal seinen Trost bei ihm gesucht und nicht gefunden. Und in Verbindung damit dachte er an die Kunstreiterin, und ob sie sein zurückgelassenes Billett wohl schon beantwortet und wie? Standhaft riß er sich los und eilte nach Hause, denn die letztere Frage schien ihm die nächste und wichtig genug, um nachzusehen.

In der Tat fand er eine Karte, die mittlerweile geschickt worden, aber nicht von Donna Selina, sondern vom Marchese Santafiore. Der alte Herr lud ihn ein, ihm wo möglich noch heute seinen Besuch zu schenken.

Noch heute! Und wie nahe war er daran, dieses Heute ziellos in den Tag hinein zu verschwärmen! So ähnlich ist das sogenannte „leichte Leben" dem wirklich zerfahrenen und

dieſes wieder dem mißvergnügt-reuevollen! Wie froh war er jetzt, das Vergnügen rechtzeitig beendet zu haben!

Er warf ſich ſofort in den Wagen und fuhr nach der Villa Madama hinaus. —

Die Villa ſtand noch auf ihrem Flecke, aber das war auch alles. Sonſt ſchien es eine verwandelte, ja eine verzauberte Welt. Menſchen und Dinge machten ein fremdes, in allen Zügen faſt unkenntliches Geſicht.

Die ſchöne Dienerin aus Albano öffnete ihm die Pforte und führte ihn ſtumm und ernſt wie eine Sibylle nach dem Empfangſalon. Der Ernſt eines Mädchens ſieht dem Trotze nicht unähnlich, und Balm verglich ſie — mit der trotzig-ſchönen Vittoria. Zu ſeiner geſtrigen Einbildung die Gegenprobe! Aber heute war nicht die Zeit der müßigen Einbildungen. Das Mädchen eilte ihm mit hurtigen, faſt ſcheuen Schritten als ſeine Anmeldung voraus. Im Geſellſchaftszimmer fand Balm eine Gruppe, auf welcher es wie ein Reif zu liegen ſchien. Es war Signora Dezia, die zwei Enkelkinder und ein korpulenter, kahlköpfiger Herr, welcher ſich als Hausarzt vorſtellte. Die kleinen Mädchen duckten ſich wie Niobidenkinder in den Schoß der Großmama, und als Balm ſeine Lieblinge freundlich grüßend über die Lockenköpfchen ſtreichelte, ſahen ſie ihn groß und verſchüchtert an.

Fragend, faſt erſchrocken, blickte Balm auf die Matrone.

Dieſe gab ihm einen Blick voll Kummer zurück, und Balm glaubte zu empfinden, daß ſelbſt ein leiſer Vorwurf mit beigemiſcht war. Sie finden uns voll Sorge, war alles was ſie ſagte, als die Hände zu einem faſt unwillkommenen Willkomm ſich darreichten.

Mehr ſagte der Hausarzt, welcher mit einer Amtsmiene, worin Höflichkeit und Verdruß ein zweifelhaftes Wetter erzeugten, den Ankömmling anredete: Der Herr Marcheſe hat Sie zu einer Unterredung bitten laſſen. Geſtatten Sie mir, daß ich für meine Perſon eine Bitte hinzufüge. Ich bitte Sie, was an Ihnen liegt, Ihre Unterhaltung mit dem Marcheſe ſo zu führen, daß eine Gemütsbewegung oder eine Gedankenanſtrengung möglichſt vermieden wird. Die Indikation

stünde überhaupt auf Enthaltsamkeit von äußerem Verkehr; leider kann ein Arzt die freie Entschließung seines Kranken nicht hemmen, er kann nur empfehlen und raten.

Balm dachte bei sich: Das heißt, wir sähen dich lieber, wo der Pfeffer wächst, und haben alles getan, deinen Besuch zu verhindern.

Balm war bestürzt. Er hatte sich auf einen unguten Tag des alten Herrn gefaßt gemacht; aber nun ergriff es ihn doch, wieviel Ernst er davon hörte und sah. Mit weichem Gemüte versprach er, die Winke des Hausarztes zu befolgen.

Wir bitten Sie darum, flehte Signora Dezia gepreßten Herzens.

Der Hausarzt führte ihn in das Kabinett des Marchese. Noch einen Warnungsblick warf er auf Balm, als er sich zurückzog, um das Paar allein zu lassen.

Aber Balm hätte sich selbst gewarnt. Der Marchese bot ihm ein Bild, dessen Eindruck zu verbergen alle Uebung der Selbstbeherrschung erforderte. Er schien ihm seit zehn Stunden um zehn Jahre gealtert. Der Marchese empfing ihn zwar mit der Haltung des vornehmen Mannes, welcher körperliche Gebrechen der Schaustellung entzieht; aber just das war ein fremder Zug und Balm sah ihn zum ersten Male so. Santafiore hatte mit südländischer Grazie seinen Körper sonst seiner natürlichen Leichtigkeit überlassen können.

Als ob nicht das mindeste vorgefallen wäre, begann der Marchese die Unterhaltung im Tone des Fortsetzens. Ihr Fall ist schwieriger, als man denken sollte, fing er an; ich überlegte mir diese Verwicklung recht angelegentlich. Unser Damenbrief aus Deutschland wünscht eine Anklageschrift, aber was Sie äußern könnten, ist ein Innerliches und heißt in der Außenwelt — subjektiver Eindruck, — Sinnestäuschung, — Zufall. Ich begreife, daß Sie in diesem Falle gebrochen, ohne den Grund zu nennen, und lieber die höchste Geldbuße dafür angeboten. Der Grund ist eben I h r Grund, eine Ueberzeugung, die Ihre persönliche ist, aber als Sachbeweis mangelhaft wäre, so sehr das gymnoplastische Bild, das Sie gesehen, eine Sache zu sein scheint. Fassen wir also

die Lösung des Knotens an dieſem Ende an. Das Schloß! Der Kaſtellan! Das Bild! Woher ſtammt es? Was iſt ſein Urſprung, ſeine Geſchichte? Der Kaſtellan müßte vor allem zum Sprechen gebracht werden. Wie ſagten Sie doch, daß jener Edelhof hieß?

Balm blickte befremdet. Es ſollte mich wundern, wenn ich Namen genannt hätte. Ich tat es nicht. Ich glaube, erzählt zu haben, daß ich dem Kaſtellan mein Ehrenwort gab, ſein Geheimnis zu bewahren.

Aber er hat einen Mordanfall auf Sie gemacht!

Balm verwunderte ſich über dieſe Erinnerung, denn der Marcheſe ſchien nun doch nicht ſo bewußtlos-ohnmächtig zugehört zu haben, daß ſein Gedächtnis von allen Einzelheiten der Erzählung irgend etwas fallen gelaſſen hätte. Aber anknüpfend daran fuhr er fort: Juſt ſein Mordanfall erweckte mein Mitleid. Er war alt und kraftlos, ich jung und ſtark. Er wollte mein Schweigen durch meine Ermordung; ich überwältigte ihn, aber ich ſchenkte ihm freiwillig mein Schweigen.

Ein Geſchenk, an das er nicht glauben wird! Oder denken Sie wirklich, daß ein Menſch, der ein Meuchelmörder iſt, einen Begriff von einem Ehrenworte hat?

Das iſt ſeine Sache. Hat es ein Meuchelmörder empfangen, ſo hat es ein Ehrenmann gegeben. Ich habe einen Begriff davon.

Der Marcheſe nickte ſtill vor ſich hin. Nach einer Weile ſagte er: Meine Meinung war, daß ſich der Kaſtellan Ihr Ehrenwort wahrſcheinlich in Güte abhandeln ließ, da er an die praktiſche Sicherheit ſolcher Ehrenpfänder ohnedies nicht glauben wird.

Balm ſchüttelte nachdenklich den Kopf. Und wenn! ſagte er wie im Selbſtgeſpräch. Und wenn! Es mag ſein, ich könnte ihn vielleicht verführen . . . Pardon! das Wort iſt mir unbedacht entſchlüpft. Aber ſoll ich's zurücknehmen? Behalten wir's, weil es ſich von ſelbſt eingeſtellt hat. Ja, verführen, in Verſuchung führen, müßt' ich es nennen, denn der Kaſtellan ſcheint mir ein treuer Diener ſeines Herrn.

Was sag' ich, scheint? er wollte mich ja ermorden im Dienste seines Herrn und als Hüter seiner Geheimnisse! Bald wäre ich, auf ewig verstummt, der sprechendste Beweis seiner Treue geworden. Ich sehe da mitten in der Abscheulichkeit irgend etwas Achtbares. „Hund" ist gewiß ein Schimpfwort für einen Menschen; aber was gebührte mir selbst, wenn ich dem Menschenhund auch noch die Hundetreue abschachern wollte? Wenn ich einen sittlichen Charakter, der ganz Schatten und schwarzer Klecks ist, um seinen einzigen Lichtpunkt brächte? Wenn ich einen Spitzbuben just dort verführte, wo er allein noch ehrlich sein will?

Vielleicht tut er nur so? Können Sie glauben, daß unter Bösen wirkliche Treue besteht?

Ja! Denn wenn man gesagt hat: auch die Hölle muß ihre Freuden haben, so könnte man ebensogut sagen: auch die Hölle muß ihre Tugenden haben.

Himmel, welch ein Wort! rief der Marchese und zuckte wie von einem elektrischen Schlag. Auch die Hölle muß ihre Tugenden haben! Das ist ein Fortschritt über die ganze christliche Ethik, die doch ein so großer Fortschritt über die heidnische ist. Sie sind ein bewunderungswürdiger Mensch. Ich bin stolz, Sie erkannt zu haben, wahrhaft stolz, wie prophetisch meine innere Stimme für Sie gewesen. Ich glaube, Sie sind der schönste Fund meines Lebens.

Wenn das eine von den Gemütsbewegungen war, die der Arzt fürchtete, so bedauerte Balm die ärztlichen Kurzsichtigkeiten, denn der Marchese strahlte verjüngt und belebt! In diesem Augenblicke schien er gesund zu werden, seine Psyche ein ausfliegender Schmetterling! Naturen, wie er, werden von Gedanken erfrischt, wie Ohnmächtige von Essenzen.

Und doch bedachte auch Balm, ob diese außerordentliche Wirkung seines „heureux mot" nicht eben wieder auf die Schwäche und Reizbarkeit eines Kranken zu setzen. Dann konnte ein anderes Wort, ein unschuldiges, aber verfehltes, entgegengesetzt und ebenso schlimm wirken. Er nahm sich daher vor, keine Regel der Wachsamkeit außer acht zu lassen.

Aber das geschah schon von anderen Seiten. Balm be-

merkte, daß sich mit einem schüchternen Ruck die Türe ein wenig öffnete und durch den handbreiten Raum eines der Enkelkinder verstohlen hereinlugte. Durch die Richtung, welche Balms Auge nahm, bemerkte es auch der Marcheſe.

Geduld, kleine Spionenbrut! herrſchte er mit der Kommandoſtimme eines ſcherzhaften Andonnerns. Eiligſt ſchloß ſich die Türe, aber man hörte das Lachen des Kindes, das ſehr geſchmeichelt und zufrieden ſchien, ein ſo kräftiges Scheltwort erbeutet zu haben.

Deſſenungeachtet war es ein Wink, den Balm nicht mißverſtehen wollte. Er rückte ſeinen Stuhl, gleichſam pantomimiſch und zum Fragezeichen, ob es der Augenblick ſei, ſich zu verabſchieden.

Und ſo gedenken Sie denn, ſagte der Marcheſe, jenes Schloß der Frevel zu einer Studie, welche Ihr dringendſtes Lebensintereſſe iſt, nicht zu benützen?

Balm antwortete: Die verkannte Unſchuld ans Licht zu bringen, war der Himmel ſtets ſinnreicher als Menſchenwitz. Iſt meine Braut unſchuldig . . .

Er meinte den Ton ſeines Zuhörers anzuſchlagen; aber der Marcheſe blickte ernſt, faſt ſtrafend: Iſt meine Braut unſchuldig! Denkt denn ein ſittlicher Menſch nur an ſich? Könnte jene Stätte des Fluches nicht noch zahlloſe andere Verwirrungen in der moraliſchen Welt angeſtiftet haben, wovon Ihr eigener Fall nur ein einzelner wäre? Könnte Sie der Himmel nicht zum Entdecker dieſer Frevel gemacht haben, in dem Augenblicke, wo das Maß ſeiner Rache voll war und er ſich ein Werkzeug erkor, jenen Speicher geheimer Sünden wie ein giftiges Raupenneſt zu zerſtören, indem er das Licht Ihrer Augen, was ſag' ich! die Feder eines Publiziſten auf eine ſo wunderbare Art hinter den lang gehüteten Schleier dieſer ſträflichen Geheimniſſe führte? Egoiſten ſeid ihr doch, ihr Modernen! Kein Menſch ſteht für ſich allein; jeder ſteht für die ganze Welt.

Aber Balm antwortete mit Gelaſſenheit: Ich wollte meinen Satz vollenden und ſagen: Iſt meine Braut unſchuldig, ſo muß ich es juſt nicht von ihrem Falſchmaler hören, ſo wenig

wie von dem Falſchmünzer, ob die Münze falſch. Im Gegenteile; der Fälſcher hatte dann irgendein Intereſſe an der Fälſchung, und weit entfernt, mir zur Wahrheit zu helfen, würde er dieſe, wenn ich ſie ſelbſt ſchon hätte, nur verdunkeln und verwirren. Iſt meine Braut unſchuldig, ſo obliegt mir aber auch keine Pflicht für die übrige ſittliche Welt und ich habe an dieſem Schloſſe der Frevel, wie Sie es nennen, nichts zu rächen und nichts zu ſtrafen, denn von ſeinen Freveln weiß ich dann nichts. Es kann von makelloſen Urbildern mehr als ein gefälſchtes Abbild beſitzen, aber die echten können mit ihrer freien Einwilligung aufgenommen ſein, wie Modellſtudien nach der Natur in jeder ehrbaren Malermappe. Mir entſteht dann kein Recht, an dieſen Geheimniſſen zu rütteln.

Der Marcheſe ſah den Sprecher mit einem langen, herzdurchdringenden Blicke an. Sie ſind ein exakter Logiker! ſagte er beifallnickend. Er ließ eine Pauſe vergehen, während welcher er ſeinen Gaſt freundlich aber forſchend immer von neuem betrachtete. Balm hatte ihn nie ſo geſehen.

Eine ſtarke Pauſe verging ſo, dann fing der Marcheſe wieder an: Wahrlich, Sie ſind ein ſeltener Mann! Und reizt Sie denn nicht einmal die Neugier, dahinterzukommen, was eine ſolche Falſchmalerei, — um Ihr Wort zu brauchen, — für einen Zweck haben könnte und wie es dabei zugeht?

Darum nicht, antwortete Balm, weil ich es ohnedies ſchon zu wiſſen glaube.

Wieſo? wieſo? fragte Santafiore raſch; wie verſtehen Sie das?

Balm nahm keinen Anſtand, ihn zu befriedigen. Er erzählte dem Marcheſe mit wenig Worten und aller Dezenz ſein Abenteuer mit Zuppa und Selina, — natürlich, ohne Namen zu nennen, oder bezeichnende Umſtände anzuführen.

Das letztere fühlte der Kranke wohl, denn er ſagte mit Eifer: Welche Geſchichten in unſerem Rom ſpielen! Erzählen Sie mir das noch einmal. Sie haben es weniger erzählt, als verſchwiegen.

Genau das war meine Abſicht. Ich ließ alles weg, was

nicht zu der Frage gehört: warum mich dieſe Falſchmalerei nicht neugieriger macht. Ich habe eine Probe davon ungeſucht kennen gelernt. Im übrigen verſchonte ich Ihr Ohr und erſparte Ihnen Aergernis.

Das heißt: wir ſollen Augen und Ohren vor dem Aergernis verſchließen, das mitten unter uns iſt! Dabei ſind die Aergerlichen freilich am beſten geſchont! Läßt Sie das gleichgültig? Von einem Manne wie Sie will ich beſſer denken. Ich hoffe, Sie halten es für Ihre Pflicht, der Polizei den Sittenmörder zu nennen, der als Künſtler unter uns umſchleicht.

Ein Schatten überflog Balms Geſicht, daß in der Nation Machiavells ſelbſt die Beſten mit dem Gedanken der Denunziation auf ſo vertrautem Fuße leben. Er antwortete: Ich bin nicht ſo naiv zu glauben, daß ihn die Polizei nicht ſchon längſt kennt.

Der Marcheſe warf ſeinen Kopf auf, überraſcht, wie einfach und doch gelungen dieſe Antwort — der Antwort ſich entzog. Dann aber griff er vertraulich, faſt ſchmeichelnd an Balms Arm und drang weiter in ihn: Betrachten Sie mich ſelbſt als Polizei. Nennen Sie m i r den Namen jenes gemeinſchädlichen Menſchen. Dem Maler werden Sie ja doch nicht geſchworen haben, wie dem Kaſtellan; alſo krönen Sie Ihr Vertrauen und deponieren Sie mir den Namen dieſes Miſſetäters.

Balm war in bitterer Verlegenheit. Wie ſchlägt man einem Manne etwas ab, der als ein Kranker geſchont werden muß? Er beſann ſich und ſagte mit einem Gemiſch von Ernſt und ſcherzender Leichtigkeit: Dieſer böſe Mann hat leider gute Weine, wovon ich manch ein Glas mit ihm geleert. Ich war der Gaſt ſeines Zeltes, aber die Araber liefern den ärgſten Feind nicht aus, wenn er zufällig ihr Gaſtrecht genoſſen. Und das ſind doch Semiten; können wir Arier weniger tun?

Santafiore lächelte: Man ſollte ſich von Ihnen nichts gewähren, nur verweigern laſſen. Sie machen das ſo hübſch!

Arglos erwiderte Balm: Es iſt leicht, ſolche leichte Proben zu beſtehen. Offenbar prüfen Sie meine deutſche Treue.

aber Sie ſind großmütig genug, das Rigoroſum gelinde zu machen. Ich getraute mir wohl auch ein ſchwereres zu beſtehen.

Ein feines Rot durchflüchtigte den weißen Teint des Marcheſe; es ſah faſt aus, als ob er ſich getroffen fühlte. Balm war verwirrt, wie er ſich das deuten ſollte. Er hatte nichts weniger als treffen wollen, oder nur geahnt, es zu können.

Der Marcheſe erhob ſich jetzt. Es blieb kein Zweifel, die Unterhaltung hatte ihm wohl getan; der gebeugte Kranke ſah getröſtet aus, hielt ſich ſtrammer und aufrechter. So ſagte er zu Balm und mit einer Wärme, die faſt wie Dankbarkeit klang: So entſchuldigen Sie denn, mein Freund, daß ich Sie bemüht habe. Ich dachte Ihnen, wenn Sie jenes Kaſtell ſtudieren wollten, meine Dienſte anzubieten, denn ich vermag manches und ſtehe in Italien nicht ganz vereinſamt da. Aber Sie gehen auf anderen Wegen. Ein Mann wie Sie wird nur ſelten bedürftig. Sie ſtehen auf eigenen Füßen. Wie Sie dort von dem Kaſtellan und hier von dem Maler denken, ſo ſind das Grundſätze, deren Richtigkeit noch ihr kleinſtes Verdienſt iſt. Sie denken ſo liberal, ſo großmütig, daß ich freilich begreifen muß, wie Sie über vieles erhaben ſein können, was ſonſt Hilfe und Beiſtand braucht. Ich habe heute ein Bild von Ihnen gewonnen, das mich erquickt hat. Ich danke Ihnen dafür. Bleiben Sie mein Freund; vergeſſen Sie mich nicht!

Während dieſer Worte hatte der Marcheſe Balms Arm ergriffen und führte dieſen, von dem er wieder geführt wurde, ſachte nach dem Garten hinaus. Der Ausgang des Kabinetts war ein anderer als der Eingang und umging das Entree. Es ſchien faſt, als ob der Gaſt, mit einer kleinen Schelmerei, heimlich fortgeſchafft würde. Balm machte keine Gloſſen darüber, ſondern begnügte ſich bloß, der Dame des Hauſes ſeine Empfehlung anſagen zu laſſen.

Zur weiteren Begleitung durch die Vigne empfing ihn jetzt nicht Carlotta, ſondern ein Gärtnerburſche. Der Junge verſtand das Honneurmachen eigentümlich-ungeniert, denn er pfiff an Balms Seite eine Melodie vor ſich hin, welche ein

Trauermarſch war! Der Rhythmus ging leicht, faſt einſchmeichelnd ins Ohr, und den Monte Mario herab ſang ſich Balm ſelbſt nun — den Trauermarſch.

Fünfzehntes Kapitel

Wie ein deutſcher Zecher in ſeinem Winkel, ſaß Balm bei der einſamen Flaſche ſeines Abendtiſches und ließ den Tag ausklingen. Er ließ Rom ausklingen! Schon waren ſeine Gedanken in Deutſchland, ſchon war ſein Herz auch dort. Was Selinas inſpirierter Witz angefangen, vollendete der Brief aus der Heimat.

An dieſen Brief mußte er ohne Aufhören denken. In allen Wendungen beſchäftigte er ſeinen Geiſt. Hatte er recht verſtanden, ſo ſchrieb die Geliebte Neugarts an Neugart. Sie ſchrieb aus eigenem Antrieb und in ihrem eigenen Namen. Agathe ſelbſt war dem Brief fremd, der ihr dienen ſollte, ohne ihr Vorwiſſen und gleichſam zu ihrer Ueberraſchung. So glaubte er die mündliche Mitteilung des Marcheſe in der geſtrigen Nachtſtunde aufgefaßt zu haben.

Zu ſpät aber bedauerte er, daß er ſich heute die Urſchrift nicht ausgebeten. Er wollte ſich vor die Stirn ſchlagen, ein ſo wichtiges Intereſſe vergeſſen zu haben. Die langen Geſichter, die Krankheit, die Warnungen, hierauf der Marcheſe ſelbſt und wie er an völlig unerwarteten Punkten ins Geſpräch mit ihm einſprang: das alles hatte ſeine Faſſung entwegt. Wo war jetzt der Brief? Er wußte nicht einmal, ob ihn der Marcheſe behalten, oder dem Baron Neugart zurückſtellen laſſen.

Von dieſem letzteren wurde ſeine Stimmung mehr und mehr eingenommen. Und nicht behaglich war ihm die Stimmung. Es war ihm neu, was er ſo lange in ſich getragen, nun veräußert zu wiſſen. Der Vertrauensmann war ihm neu. Nicht daß er ihm eben mißfiel; das Gegenteil! früher oder ſpäter hätte er ihn wahrſcheinlich ſelbſt gewählt. Jetzt

hatte ein anderer für ihn gewählt, der Zufall, und das allein war ihm unbequem. Liebt man doch in Herzensſachen oft ganz zwecklos das Geheimnis und ſcheut die unſchuldigſte Mitwiſſenſchaft; der Baron aber ſollte noch mehr als Mitwiſſer, er ſollte Vermittler ſein und ſich einmiſchen! Das war es, was ſich Balm im mancherlei Hin- und Herdenken erſt zurechtlegen mußte.

Wie ſtellt er ſich dazu? Entweder er ſchweigt das Briefthema einfach tot, oder er nimmt die Vorhand und bricht augenblicklich das Eis, oder er tut ein Drittes, nämlich nichts, und wartet ab, was der Baron tut. Was wird das Rechte ſein?

Das kam auf Neugarts Charakter an. Und den kannte Balm noch zu wenig. Sie waren Freunde geworden, echt auf Männerweiſe, nämlich durch Gedankenaustauſch. Die Herzen, die Gemüter, hatten ſich nicht kennen gelernt.

Und ſo kam Balm zu dem Schluſſe, ſich mit Neugart auf den Fuß eines täglichen Umgangs zu ſetzen, um durch tägliche Gelegenheit inne zu werden, wie ſich mit dem Manne, außer von politiſchen und kirchlichen Dingen, auch von Frauen- und Herzensſachen ſprechen laſſe.

So mit ſich einig geworden, machte er ſogleich den Anfang dazu. Es war Nacht, alſo die Zeit der römiſchen Konverſation, wo man ſich in den Theaterlogen ſucht und findet. Balm war im Laufe ſeiner Gedanken aus der Reſtauration ins Freie gekommen, und ſah ſich jetzt angelegentlich nach einem Wagen um.

Aber ſchon an der nächſten Straßenecke ſtellte ſich ihm ein Hindernis entgegen, denn ein aufgeregter, lärmender Menſchenſtrom wälzte ſich ihm aus einem Seitengäßchen über den Weg, voran ein rundlicher Spießbürger mit vorgebundener Serviette, welchen der Alarm, ſchien's, vom Nachteſſen weg aus ſeiner Bude auf die Straße gelockt. Wo iſt er hin? packte ihn der lächerliche Kerl mit ſtolpernder Umarmung am Leibe und Balm antwortete ſofort: links, links müßt Ihr Euch halten, denn Augenblicke ſolcher Art fanden ihn ſtets mit Humor gepanzert. Er ſelbſt, für Volks- und Straßenſze-

nen jetzt nicht in der Stimmung, ging dem Auflauf rechts aus dem Wege, in eines der vielen Quergäßchen, welche diesen Stadtteil durchschnitten.

Aber auch hier liefen die Leute zusammen, und als sich Balm abermals seitwärts schlug, merkte er wohl, daß dieser ganze Bezirk in Alarm sei und Stimmen, welche gegeneinander riefen: haben sie ihn? ist er gerettet? machten ihm bald andere als humoristische Eindrücke. Er begriff, daß er sich mitten auf dem Schauplatze einer frischen und sehr ernsthaften Tat befinde, auf welchen der Auflauf aus einem Umkreis von Nachbarschaften, wie auf ein Zentrum, hindrängte.

Auf einmal stob die Volksmenge auseinander. Platz da! Platz da! schrie ein Kerl im Schurzfell, der wie ein Herold vorausrannte, — um der heiligen Jungfrau willen haltet den Mann nicht auf! Und ein Mütterchen, das sich zitternd an Balms Arm drängte, winselte kläglich: O Gott, da ist er schon wieder! Er rennt wie sinnlos im Kreise herum. Das muß kein Römer sein; Gott schütze den Sohn seiner Mutter!

Wer ist's? Was sprecht Ihr? war jetzt die Rolle des Fragenden an Balm. Das arme Blut! er hat ja bloß einen prette erstochen! seufzte die weichherzige Alte mit zeitgemäßestem Radikalismus. Sie fing zu beten an.

Und jetzt kam ein Mensch gestürzt, — kein Theater-Bravo in Spitzhut und rotem Mantel, und doch der Held dieser Stunde, ein Mörder! Er war französisch gekleidet, wie alle Großstädter Italiens, fast elegant, keinesfalls auffallend. In der Hast seiner Flucht hatte er den Hut vom Kopfe verloren und sein schwarzflatterndes Lockenhaar war das einzig malerisch Wilde in seinem Aeußeren. Er schüttelte es fortwährend und heftig aus der Stirne, welche eine heitere und schön begrenzte Form hatte, wie überhaupt sein Gesicht hübsch und noch jugendlich war, die unwiderstehliche Empfehlung vor den sinnlichen Herzen der Südländer. Die Menge schrie ihm Trost zu, Segenswünsche, Ratschläge, wohin er sich wenden solle, wäre aber nicht blinde kopflose Menge gewesen, wenn sie bedacht hätte, daß sie selbst und der Auflauf, den sie ihm machte, seine größte Gefahr war.

Schnell wie ein Blitzleuchten war diese ganze Jagd vorüber, aber nicht ebenso ihr Nachspiel. Denn als man am unteren Ende der Gasse, um die Ecke vorstürzend, zwei Haubajonette im Laternenschein blitzen sah, brach die ganze Gasse in einen Aufschrei aus und ein taktischer Instinkt durchzuckte das Volk, daß man wohl sah, wie es in solchen Manövern geübt war.

An Balms Seite fing das alte Mütterchen aus Leibeskräften zu schimpfen an: die Mörder! die Blutzapfer! die Seelenjäger! Da kommen sie schon, des Teufels Fanghunde! Um Gottes willen, Kinder, macht euch breit, stopft die Gasse, stellt ihnen ein Bein! Und so kommandierte sie Jungen, die es plötzlich vom Himmel zu regnen schien, und welche die Gasse erfüllten, als ob ganz Rom beisammen wäre.

Der Volkshaufen aber teilte sich jetzt in zwei Treffen. Diejenigen, welche sich dem Mörder noch näher sahen, gaben den Genuß nicht auf, dieser interessanten Persönlichkeit nachzulaufen; die Mittleren und Unteren aber fanden ihre Rechnung bei der Karabinieri und machten mit augenblicklichem Entschluß eine Frontveränderung, um sich mit den Organen des Gesetzes zu necken. Balm war im Geschiebe der letzteren und wurde den Waffen entgegengedrängt. Und schon blitzten die Haubajonette nicht mehr geschultert; sie schienen bahnbrechend zu arbeiten.

Aber je näher, desto graziöser und lieblicher wurde es und Balm staunte über die fremdartig originelle Szene, die sich ihm darbot. Die Karabinieri fluchten und schalten nach allen Seiten und fuchtelten mit der blanken Waffe drohend um sich. Brutta canaglia, geh in die Hölle! schrie der eine; fort da! Platz! auseinander! scharf gehauen, Kamerad, nicht flach! — aber war er nicht selbst Kamerad und tat er, was er drohte? In solche Lücken dringt das Volk augenblicklich ein. Sapristi, ist der Mann hitzig! antwortete eine elegante Dame mit Pariser Akzent, am Arm ihres Kavaliers. Fehlt Euch was, Signor? Habt Ihr Fieber? Kann man Euch helfen? Schade um den hübschen Mann! Und dabei rückte sie mit ihrer gantierten Hand gelassen sein Haubajonett beiseite und

ſah ihm freundlich ins Auge. Der Polizeiſoldat lächelte — und war verloren! Denn jetzt fiel's über ihn her wie ein Horniſſenſchwarm; — Knaben in roten Schärpen, geſchminkte Mädchen, Facchini, Minenti, Pflaſtertreter, alte Weiber, die ganze Hölle war los! Sie alle trieben ihren Mutwillen mit dem Manne, der mit bewaffneter Hand — gelächelt! Sie umringten ihn mit einer geſchickten Flankenbewegung, trennten ihn völlig von ſeinem Gefährten, drückten ihn gegen die Wand und keilten ihn unter Scherzen und Lachen in ihren Umarmungen feſt. Die Knaben ſchrien: Kaufen Sie Zündhölzchen, Signor! Gute Zigarren, Eccellenza! Stiefelwichs, Bindfaden, Bleiſtifte! Wie gefällt Ihnen meine Schweſter, Signor? Gute Zigarren, Eccellenza! Wo ſchlafen Sie heute nacht? Vierzigtägiger Ablaß von San Giovanni im Lateran! Neues, ſchönes Gebet zur Santa Maria Rotunda! Echter Haarbalſam, Bartwichs, Stiefelwichs, Räucherkerzen, Wachspomade, gute Zigarren, Eccellenza, — und dabei hielten ſie ihm Gegenſtände unter die Augen, welche mit den genannten Dingen nichts gemein hatten, oder ihr drolligſtes Gegenteil waren. Das alte Weib neben Balm ſchrie wie beſeſſen: Hab' ich Euch endlich, Ihr Bruder Liederlich? Denkt Euch, er läßt meine Tochter ſitzen und hat ihr das Heiraten verſprochen! Helft mir, herzliebſte Knaben, er ſoll uns nicht von der Stelle! Und die Knaben ſchrien im Chor: Ja, wir ſind Zeugen! Er muß heiraten! heiraten muß er! Holt den Pfaffen, holt einen Wagen! — Kurz, Balm wurde Augenzeuge, wie das römiſche Volk den Mördern, welchen ja noch das neunzehnte Jahrhundert Aſylrecht gewährt, offen und leidenſchaftlich Partei hielt, Sympathie für das Verbrechen, Haß für das Geſetz hatte. Und das ſoll einen modernen Rechtsſtaat geben! dachte er bei ſich. Aber freilich, ebendeshalb muß der Anfang gemacht werden. Alſo fort mit den Papalini! „Er hat ja nur einen prette erſtochen", iſt wenigſtens das Ende des Prieſterſtaates.

Auf einmal aber traf ſein Ohr eine ganz andere Stimme. Indem er ſich durch ein Haus ſchlug, welches aus dem Gäß-

chen auf einen kleinen Platz führte, hörte er hier ein heftig gestikulierendes Weib in einem Volkshaufen die Worte ausstoßen: Der bucklige Satan! er hat es längst um meine arme Gigia verdient!

Also schon zweierlei Gerüchte auf so kurzem Zwischenraum. Das Weib sprach offenbar von dem Ermordeten, aber ein Buckliger konnte kein Priester sein. Balm schauderte, wer dieser Bucklige sein konnte! Und wie gut paßte „das arme Luischen" zu Zuppas Lieblingssünden! Die Sinne vergingen ihm.

Wer? wo? Was sprecht Ihr, Frau? Wer ist ermordet? wo ist er? Wie im Fieber gebärdete sich Balm, aber für Italien bloß — italienisch. Er fiel dem Weibe auch gar nicht auf und sie antwortete mit jener leidenschaftlichen Gelassenheit der römischen Größe: Geht nur den Leuten nach — in der Baderstube — nächst dem Theater — dort verendet der Hund!

In der Tat brauchte Balm nur die nächste Ecke dieser Winkelgassen zu passieren und er sah am Theatro della Pace einen Volkshaufen ein verschlossenes Haustor belagern. Auch ihm war's verschlossen! Wie hineinkommen?

Platz da! Aufgemacht! Der Polizeimedikus von Rom! — Mit jener Kurzgegriffenheit, womit Balm im rechten Augenblicke die Welschen wie Kinder zu verblüffen sich angewöhnt hatte, schob er die Menge beiseite, und indem er herrisch ans Tor pochte, wurde er die Quelle vieler Rippenstöße, womit der Hausherr den nachdrängenden Volkshaufen zurücktrieb, als er dem „Polizeimedikus" öffnete.

Mit Herzklopfen und stockendem Atem war Balm der Dinge gegenwärtig, die sich nun darstellen würden. Er stand in einem gewölbten Erdgeschoß, dessen erster Eindruck alle Sinne abschreckte. Schmutz, Dunkel und Mißgeruch empfingen den Eintretenden mit einer eklen Gesamtwirkung. Tief, niedrig und dumpf war der feuchtgemauerte Raum. Mit römischer Sparsamkeit brannte ein einziger Lampendocht darin, ein Grabeslicht, welches das Sehen nur mühsam und widerwillig zuließ. Kurz, die verdüsterte Phantasie empfing eher das Bild einer Folterkammer, als eines Orts, wo Schmerzen

geheilt werden. Chirurgiſche Inſtrumente, welche voll Unordnung herumlagen, konnten Marterwerkzeuge ſcheinen; die niedrigen, bei Zahnoperationen gebräuchlichen Schemel, Armeſünderſtühle, und was von den Wänden voll Mauerfraß zwiſchen Heiligenbildern und Aderlaßbecken an Binden und Bandagen herunterhing, hätten Folterknechte als Knebel, Geißeln und Peitſchenriemen zu brauchen verſtanden. Balm ſeufzte tief. Sein erſtes Gefühl war: Wie doppelt unglücklich, wer hier ausatmen muß!

Aber wo iſt der Unglückliche? Wo iſt das Opfer des Mordattentates?

Der Direktor dieſer Anſtalt, denn ſo nannte ſich der Bader, mit einem ſelbſt für Welſchen weitgehenden Bombaſt, brannte ein zweites Lichtſtümpchen an und leuchtete damit der vermeintlichen Medizinalbehörde mit einem geſpreizten Gemiſch von Reſpekt und Kollegialität nach dem Hintergrunde ſeiner unappetitlichen Spelunke. Dort lag auf einem alten Fauteuil von zerfetztem und ſchmierigem Ueberzug — ein verworrenes Stück Menſchengeſtalt, ein regloſer Klumpen in einem blutigen Sudel, welcher ihn und alles ihn Umgebende zu einem Bilde des Grauens machte. Das Geſicht konnte Balm nicht ſehen, denn der Kopf hing ſeitwärts geneigt, aber die Mißgeſtalt des kleinen, verkrümmten Körpers genügte allein zur Identität. Ueberdies lag der ganze Oberleib jetzt entblößt, umgürtet von einem ſchwierigen, aber freilich auch ſo ſchlechten Verband, daß unter demſelben noch immer Blut von der Herzgrube abträufelte.

Dieſer Sitz der Wunde gab keine Hoffnung!

Balm ſuchte den Puls und merkte jetzt auch am Arme einen Verband.

Noch eine zweite Verwundung? Er blickte fragend auf den Bader.

Dieſer verbeugte ſich und ſagte mit einem geſchmeichelten Lächeln: Wenn mein Aderlaß ihn nicht rettet, ſo hat der Himmel anders beſchloſſen.

Was?! Sie haben dem Verwundeten auch noch Blut entzogen? rief Balm außer ſich.

Mit der Würde eines Dorfkomödianten antwortete der „Direktor dieser Anstalt": Eccellenza, wir wollen über Theorien nicht streiten. Die vorsichtige Praxis der älteren Schule in Ehren, aber ich liebe es, bei neuen und großen Entdeckungen unter den Bahnbrechern der Wissenschaft in den vordersten Reihen zu stehen. Ich bin es meinem Rufe schuldig; Doktor Corbaccio steht jetzt auf dem Punkte, wo die Blicke der Welt auf ihm ruhen. Ich habe daher in die Praxis meiner Anstalt schon längst das bewunderungswürdige Verfahren unsers großen Dupuytren aufgenommen, bei tödlichen Perforationen des Herzens, wovon z. B. die häufigen Pariser Degenduelle so schöne Fälle bieten, die Blutung nicht nur nicht zu stillen, sondern schleunigst auch noch einen Aderlaß zu applizieren. Ist Rettung möglich, so kann sie nur durch diese heroische Methode der Blutentziehung braviert werden. Wir verhindern damit die Gefahren innerlicher Verblutung, Entzündung, Erstickung, kurz die nächsten und unmittelbaren Effizienten des Todes, gewinnen aber die Chance, daß die Kontraktion des Herzmuskels, d. h. die Tendenz zur Schließung und Heilung der Herzwunde, direkt forciert und durch die herabgestimmteste Tätigkeit der Blutzirkulation eminent begünstigt wird.

Balm zweifelte keinen Augenblick, einen Verrückten, einen am Größenwahn Ueberschnappten zu hören, in dessen Geschwätz möglicherweise der Kern eines wirklich genialen Aperçus steckte, das er aber aus zweiter und dritter Hand, vielleicht durch Regimentschirurgen der französischen Okkupation, dunkel überkommen, schief aufgefaßt und gröblich mißverstanden hatte. Natürlich war es zu spät, daran etwas zu ändern.

Während der Fanfaronade des Quacksalbers war ihm ein Geräusch aufgefallen, ein gluckſendes und schmatzendes Schlürfen am Boden und unweit des Ortes, wo er stand. Indem er sich in der dunkeln Zimmerbeleuchtung nach der Ursache dieses seltsamen Tones umsah, fand er zu seinen Füßen zwei Baderschüsseln voll Blut stehen, dabei eine Kellerratte, groß wie ein Ferkel, welche mit frechem Behagen an dem Blut sich vollsoff. Entsetzt über den scheußlichen Anblick,

warf er dem Hausherrn ein Zorneswort zu, das dieser zwar ohne Widerspruch, aber mit einer strafenden Gleichgültigkeit aufnahm. Er jagte das Tier in die Flucht, das sich ungefähr ebenso benahm, nämlich furchtlos und mit der lästigen Zudringlichkeit eines geduldeten Hausgenossen, dann rief er, um die Blutschüsseln auszugießen, eine gewisse Lena, die eigentlich Polirena heiße, wie er sogleich volltönig hinzusetzte, rief sie aber mehr bittend und fragend als mit herrischem Brustton. Aus einem undefinierbaren Winkel von Lichthöfchen oder Loggia schleppte sich mit dem Gang eines trotzigen Phlegmas eine Frauensperson herein, häßlich und unsauber, im Gesicht die schwarzen ungekämmten Haarsträhne, und entfernte auf das Geheiß, das sie wie eine Neuerung zu hören schien, mit einem mürrischen Schweigen die zwei Becken voll Blut, indem sie Blicke um sich warf, als wittere sie in Balm den Geist dieser Neuerung, die anonyme deutsche Pedanterie, welche die Römergröße der Unordnung kleinlich und schnöde beleidige. Eine ausgezeichnete Frau und mein bester Assistent! lobte der Hausherr ihren schlumpernden Abgang.

Welch ein ekelhaftes Sterbehaus! Aber der Sterbende, — wie er seine Kunst auch mißbraucht, er war doch ein Künstler! Er empfand die Schönheit ohne die Sittlichkeit, aber die Schönheit empfand er doch! Manches Wort, das eines besseren Mundes würdig, hat er gesagt und Balm rechnet ihm's jetzt bereitwillig zu. Er denkt an seine Malerstube, jenes von Schönheit geadelte Haus, das doch auch den Hausherrn ein wenig mitadelte. Dort wollte er gelebt haben und hier starb er! Armer Zuppa!

Balm sah zum ersten Male sterben. In Oberitalien war noch kein Schuß gefallen, als ihn die Nacht in der Lomelina ereilte. Der Anblick des Todes war ihm neu. Und dieser Mann hier — hatte doch eine Faser seines Herzens erobert. Jetzt verblutete er, und vergessen war alles, was er je verbrochen hatte; vergessen oder entschuldigt. Er litt den Tod dafür und Balm hatte die Empfindung, als ob er ein ungeheures Unrecht erlitte. Das Leben ist die große Angelegen-

heit aller; der Tod, der es mit erbarmungsloser Grausamkeit seinem Besitzer aus Zähnen und Nägeln reißt, empört jedes Mitgefühl. Zuppa scheint ihm fast tugendhaft, solang er noch lebt, und ist nicht der Todeskampf selbst ein Verdienst? Es ist ein guter Kampf; er verteidigt das Sein gegen das Nichtsein, das Leben gegen den Erbfeind aller Lebendigen. Armer Zuppa!

Balm gedenkt ihm jetzt alles, was Liebes und Freundliches an ihm war: sein Gönnen und Mitteilen, sein Anschließen, seine Offenheit, seine Neidlosigkeit. Ja, selbst seine gute Laune wird jetzt zum guten Zeugnis für ihn. Kann ein Mensch gänzlich lasterhaft sein, der die Tugend des Lachens übt? Ist die Heiterkeit nicht wie ein Stückchen gutes Gewissen? Wie lachend und lustig stand er noch vorgestern vor ihm, selbst in der Todesfurcht lebensfroh! Indem Balm dieses Bild sich vergegenwärtigt und jetzt ihn reglos, erblaßt, als einen verlorenen Mann vor sich liegen sieht, überfällt ihn ein Schmerz, wie um den besten der Menschen. Gewiß, es waren Keime des Schönen und Guten in dieser verworrenen Seele, und daß sie verdorben, ist seine eigene Schuld nicht allein. Es existiert einer, der schuldiger ist als er! Der hat seinem lasterhaften Malen die Hand geführt, der hat hinter ihm gestanden wie sein böser Engel, hat seinen lüsternen Mutwillen geschärft, gesteigert, belohnt, bezahlt, hat ihn ruhelos fortgestoßen auf der Bahn, die unter dem Dolche des Mörders endigte! Wer ist es?

Ein Geist der Blutrache kommt über Balm, ungestüm und unwiderstehlich, denn es ist der Schlußsatz seiner Gefühls- und Gedankenkette zugleich, ihr letztes notwendiges Glied, und taucht die Leidenschaft in die stählerne Logik. Bluträchergeist der Nord-Mannen!

Zuppa regte sich. Er lebt! schrie der Bader mit Zahnbrecher-Pathos, beim Himmel und allen Heiligen, er lebt! Doktor Corbaccio hat sein Meisterstück gemacht; meine Wunderkur ist gelungen!

Stören Sie seinen Todeskampf nicht, sagte Balm sanft und gelassen, ohne sich umzusehen und nur mit der Hand winkend.

Mit einem tiefen Seufzer erwachte Zuppa aus der Ohnmacht seiner Blutverluste und schlug die Augen auf. Aber welch ein Auge! Ein verglastes, rollendes Weiß, welches keinen Blick mehr gab. Wahrlich, das war der Tod! Mehr als das Leichengesicht mit den geschlossenen Lidern sprach dieses offene Auge den Tod aus. Balm entsetzte sich, daß ein Menschenauge so aussehen könne. Wo waren sie, jene klugen witzigen Blicke mit ihrem lüsternen Lumen? Ohne Stern, ohne Nerv rollten zwei Kugeln von Kalk in seinem Kopfe, gewaltsam und mechanisch wie Marionetten-Augen.

Die letzten Zuckungen begannen. Mit den Augen verzerrten sich jetzt auch die Züge des Gesichtes und die Glieder des Leibes wurden konvulsivisch wie Springfedern umhergeschnellt. Er schnellte auf, er brach zusammen, er ballte, rollte und krümmte sich, die Krämpfe warfen ihn wie ein Kartenhaus durcheinander. Es war verzweiflungsvoll anzusehen, wie der elende verkrüppelte Körper um sein letztes Lebensfünkchen sich wehrte.

Und jetzt loderte das Fünkchen auf, daß noch einmal der Strahl der Intelligenz, das huschende Blitzleuchten des Bewußtseins dem Halbentseelten zurückkehrte. In der Nacht, die ihn schon umfloren mochte, war ihm Balm ein helleres Stück Nacht; verwundert, neugierig haftete sein irrender Gespensterblick auf der Figur, die vor ihm stand, und Balm sah deutlich, wie der großglotzende Blick ein denkender wurde. Er sah deutlich, wie seine Mienen nach einer Sprache, seine Gebärden nach einem Willensausdruck rangen; ein Ruck, — ein Stoß, — er bäumte sich wie einer, der zu einer Tat ausholt, und stieß heftig den Schrei heraus: Rache!

Es war das Echo von Balms eigener Brust. Aber Balm warf sich, überwältigt von seinen Gefühlen, vor dem Sterbenden nieder, faßte ihn leidenschaftlich in seine Arme und rief: Unglücklicher, du selbst bist ja der Zoll einer Rache, die der Fürst früher, als es zu verhindern gewesen, an deinem Blute genommen hat. Aber ihn, ihn nenne, der der wahre Urheber deines Todes ist. Nenne deinen Mäzen, nenne der Welt jenen Feigen und Elenden, der in sicherer Heimlichkeit

die Reize deiner mißbrauchten Kunſt genießt und dich hinausſtößt vor die Dolche der Mörder. Er hat ſie verdient und für ihn ſind ſie geſchliffen! Nenne ſeinen Namen, ihm gebührt deine Rache. Wer iſt es, der unſichtbar hinter dir ſteht und mit ſeinem fluchwürdigen Golde bezahlt, was du mit deinem Blute bezahlen mußt? Dein Blut komme über ihn, er iſt dein Mörder! Auf, Zuppa, ſoll ich dich rächen, ſo nenne ſeinen Namen. Der Tod bricht jedes Siegel, löſt jeden Schwur. Reiß ihm die Maske herunter, jenem Scheuſal, der Weiber und Männer verführt, der die reine Natur und die edle Kunſt in jene Abgründe zerrt, wo er die Luſt ſeiner Augen findet. Voll von ſeinen Opfern iſt der Abgrund, aber er ſtürze mit! Nicht du ſollſt ihn ſchließen, armer gemordeter Mann; er ſoll es! Wer iſt es? Spei ihn von dir, dieſen Namen, daß er wenigſtens dein Grab nicht beſudelt. Nimm ihn nicht in dein Grab. Höre mich, Zuppa, höre mich, ſtirb nicht! Ueberwinde den Tod, raffe dich auf; ſprich, ſprich zu mir, ſprich dein letztes Wort! Sprich ihn aus, dieſen Namen, laut ſprich ihn aus! Wer iſt es? wie heißt dein Protektor?

Marcheſe Santafiore! ſchrie der Maler mit einer gellenden Stimme. Es war ein Ton, der keine Menſchenſtimme mehr war, wie eine ſpringende Saite keine Muſik iſt.

Er zuckte zum letzten Male, ſtreckte ſich und war tot. —

Sechzehntes Kapitel

So wußte denn Balm nun auch, was die Leute, welche vor zweitauſend Jahren auf dieſem Boden gelebt, das Meduſenhaupt genannt haben! Es vergeht nichts. Heiden, — Chriſten, — alte Römer, — neue Römer, — es vergeht nichts. Balm hatte den Kopf der Meduſe geſehen!

Er wunderte ſich nur, indem er den Reſt der Nacht durchirrte, daß ein Weſen noch Bewegung hat, das weder Empfindung noch Gedanken hat. Mechaniſch wie ein Automat hatte er äußere Bewegung bei innerem Erſtarren und Still-

ſtand. So war er von jenem Nachtlager in der Lomelina aufgebrochen; — doch nein, nicht ſo! Damals ging eine Liebe zugrunde; das Entſetzen des Unbegreiflichen verſteinerte ſeine Gedanken, aber in Schmerz und Zorn ſprühte ſein Herz. Wie er jetzt dieſe Nacht durchirrt, lebt nichts an ihm und iſt alles tot. Er kann nichts denken, nichts empfinden. Er wüßte nichts von ſich, wenn er nicht wüßte, daß er gelähmt iſt. Ein unerhörter Menſchenzuſtand! Wie verzweifelt ein Schlafloſer oft über ſeine Gedanken, welche von ſelbſt denken, weil Menſch ſein und denken müſſen das nämliche ſcheint! Hier wacht einer, wandelt einer, und ſein Bewußtſein iſt die Bewußtloſigkeit! Eine vereiſte Maſſe, welche verzweifelt, je wieder in ſchmelzenden Fluß zu kommen.

Als der Morgen anbrach, ſchauderte er wie ein Geiſt. Das Licht bringt Eindrücke und er kann ſie nicht aufnehmen! Er floh nach Hauſe, verfinſterte ſein Zimmer und ſtarrte ausgeſtreckt ins geſtaltloſe Nichts.

So lag er, er wußte nicht wie lange, — da ſtürmte es vor ſeine Tür, in ſein Zimmer, an ſeine Bruſt. Gelobt ſei die gebenedeiteſte Jungfrau, daß ich dich finde! Rette mich, ſchütze mich! Wie glücklich bin ich, daß du noch nicht abgereiſt, ich Ausbund des Unglücks! Mörder machen mich zur Witwe, Räuber zur Bettlerin, mein Blut iſt verraten, kein Haar meines Scheitels iſt ſicher. Hilf mir, ſteh mir bei! Ich bin verloren, erbarme dich meiner, da lieg' ich; hebe mich auf!

Ein Sturmwind mit einer Menſchenſtimme, ein brandendes Meer mit zwei Armen; alles in allem: ein verzweifeltes Weib!

Balm ſprang auf und riß die Vorhänge auseinander.

Damerata ſank mit ringenden Händen an ihm nieder.

Balm war längſt über ſeine römiſchen Liebeszerſtreuungen hinaus; er hatte ſeinem weiblichen Umgang, wie wir wiſſen, Valet geſagt. Und doch! Sein erſtes Gefühl bei dieſem Ueberfall war: Nach der heutigen Nacht iſt dieſes erſte Menſchengeſicht auch das paſſendſte. Von allen Menſchen iſt ihm die Witwe Zuppas jetzt am wenigſten läſtig.

Das Weib des Ermordeten war in einer Aufregung, wie sie Balm selbst in Italien kaum für möglich gehalten hätte und höchstens auch da nur als Ausdruck einer Verzweiflung auf dem Gipfel der zärtlichsten Gattenliebe. Wie sie in Krämpfen an seinen Füßen hing, blieb er ganz und gar ohnmächtig, sich loszulösen, sie aufzuheben oder vollends zum Worte zu kommen. Wie sie in Tränen, Schluchzen, Heulen und Schreien und mit allen Gliedern des Leibes die Affekte aufführte, deren Laute sie ausstieß, stand er wie in einem Lavastrom, dem er müßig und bewundernd zuschaute. Nur seine Gedanken bewegten sich. Was bedeutet das alles? Konnte sie in diesem Zustande über die Straße gegangen sein? Und wenn nicht, führt sie dir eine Komödie auf? Oder reißt diese Weiber des Südens die Phantasie so bacchisch dahin, daß das alles soeben wird und wächst, aber wie ein Feuerrad auch gleich unendliche Glutmengen im Wirbel um sich wirft?

Ueberrumpelt, wie er war, betrachtete er sie — denkend, gefaßt, als einer, der sich zusammennimmt. Und ob er wollte oder nicht, er fand sie jetzt — schön. Ein neuer Zug war in ihr und dieser Zug war nichts anderes als — die Wahrheit. Sie stand da, wie aus einer Wolke von Lügen und Heimlichkeiten herausgetreten. Was diesem Weib einen so fesselnden, aber allerdings falschen Reiz verliehen, das war ja jene intrigierende Charaktermaske, welche mit ihrem Doppelgesicht beständig abzuziehen und hinzuzudenken nötigte, welche erkünstelte, was sie nicht war, und versteckte, wovon sie fast überfloß. Ihre dämonische, aber kaltblütige Sinnlichkeit war wie eine zusammengerollte Schlange, welche weder Kopf noch Ende zeigte und nur ahnen ließ, daß das eine ein Mittel und das andere ein Zweck war. Dieses Zweckvoll-Vermittelte machte sie unschön, aber war ihr Zauber, nämlich die Wette um ihr Geheimnis! Jetzt war die Schlange aufgerollt, ja aufgebäumt. Zum ersten Male sah er dieses Weib jetzt — naturvoll! Und schöner als alle Schattenspiele einer unfaßbaren, aus Verstellung und Nachstellung zusammengeheimnißten Weiblichkeit war die Natur, die große, wilde, wahrheit-

durchſtürmte Natur, die ihre Schleier zerreißt, ihr Auge aufſchlägt, ihr Wort ausſpricht!

Und gab er nur ihren Worten Gehör; nicht wie ein Waſſerfall, nicht wie Raketengeprasſel, ſondern wie Menſchenworte gehört werden, ſo erklärte ſie ja ſelbſt die Natur ihrer Aufregung. Zuppas Ermordung war gleichſam nur der Stoff der Lawine, aber dieſer Kern raffte Dinge zuſammen und rollte ſie mit, welche ganz andere Namen hatten; — Betrug, Erbſchaft, Diebe, Räuber, Mörder, Hab und Gut, Rechte und Anſprüche, Schätze, Millionen, Schwager, Einbrecher, Witwe, geplünderte Witwe, und noch einmal Millionen. Von ſehr reellen Dingen war die Rede über der Leiche des armen Buckligen!

Freilich wurden dieſe Dinge ausgeworfen wie von einem Vulkan, und Ordnung und Zuſammenhang fehlte. Vergebens bemühte ſich Balm, dem leidenſchaftlichen Weibe ſo viele Ruhe abzugewinnen, als nötig war, damit ſie nur ihre eigenen Zwecke erreiche; ſie ſchien ein Vorrat von Haß und Rache, ewig wie ein Element und unerſchöpflich wie die Hölle. In der Furie ihrer Verwünſchungen gegen ein Weſen, das Schwager, Teufel, Ungeheuer, Peſt, Henker und Oger hieß, ergriff ſie das Papiermeſſer von Balms Schreibtiſch und ſchleuderte es mit ſolcher Heftigkeit gegen die Biskuitſtatuette des Nilgottes, daß ſie einen bethlehemitiſchen Kindermord unter den ſechzehn Kleinen anrichtete, welche, an den Alten hinanklettern, die Grade der Nilhöhe bedeuten. Sie ſprach nicht; ſie handelte, ſie mordete, ſie rächte ſich; ſie führte aus, was ſie ſprach.

Es muß geſagt werden, Balm hätte ſie in dieſem Zuſtande gern alle ſeine Kunſtſachen vernichten laſſen. Schien ihm doch ihre Seele ſelbſt wie ein Dolch, ein ſcharfer, geſchleuderter Dolch, aus dieſem zarten zierlichen Leib, wie aus einem Gehäuſe von Schildpatt, herausfliegend. Jetzt endlich ſah er Damerata! Dieſe freie, gelenke Tigerin, wie ſie in der wilden Schönheit ihres ungeheuchelten Selbſt ſein Zimmer durchraſte, — das war ſie, die er ſo lange geahnt und nie geſehen! Wehe dem Manne, der in den Banden dieſes Weibes lag!

Er dachte mit Freude daran, daß er sie nur sah — wie mit den Augen eines befriedigten Naturforschers.

Aber so ästhetisch-objektiv empfand er nicht lange. Denn ach, was half es ihm denn, vor sich selbst sicher zu sein? Was war denn gewonnen, daß er nicht in ihren Banden lag, solange sie ihn dafür in Anspruch nahm und sich ein Recht dazu einbilden durfte? An dem einzigen Wörtchen du fühlte Balm diese ganze Verkettung. Als sie noch das Weib ihres Mannes war, war dieses Du nicht mißzuverstehen. Jetzt war sie frei! Ihr Du beleidigte ihn und sein Du beschämte ihn. Das Wort war sittlicher geworden und das sollte es ja doch nicht sein. Sonderbar bohrte sich das Wort in das stolze Gefühl seiner Freiheit und störte ihn darin. Er fing bald an, seine Lage anders und ernsthafter zu betrachten. Mehr und mehr graute ihm davor.

Aber just diese Mißstimmung schärfte das Gefühl seiner Pflicht, denn gern getane Pflichten heißen ja Neigung. Du mußt da durch! sagte er sich. Sie ist das Weib, dessen Hingebung du angenommen; sie ist die Witwe eines ermordeten Mannes, dessen Freundschaft du geduldet. Auf dem Platze, wo sie dich braucht, muß sie dich finden! Was will sie? Her mit den Taten, die noch zu tun sind! Je widriger der Nachgeschmack dieses Verhältnisses, um so tapferer zugelangt und die Hefe vollends geleert! Was soll's?

Das waren die Vorstellungen, welche Balm im raschen Wechsel durchlief, und mit der letzteren fand er endlich sein Gleichgewicht für diesen Besuch Dameratas.

So laß denn sehen, unseliges Weib, was hast du auf dem Herzen? Die Stunde deiner Geheimnisse und Hintergedanken hat geschlagen. Enthülle mir jetzt deine Seele, wie du so oft ...

Mit dieser inneren Anrede setzte sich Balm in Verfassung. Er hütete sich, wie ein Mitfühlender — vielleicht hieß ja das, wie ein Mitverschworener — des gefährlichen Weibes zu sprechen, aber er sprach doch wie ein Anwalt, der einem Klienten sein Ohr leiht.

Und nicht lange, so war er „ganz Ohr". Von welchen Interessen bekam er zu hören!

Damerata machte jetzt Mitteilungen, zu welchen sie schon einmal ausgeholt hatte. Erinnern wir uns noch jener Stunde! Balm hatte den Zornesangriff auf Zuppa gemacht und Damerata, ohne den Angreifer zu kennen, von dem Ereignisse gesprochen, durch das sie bald Witwe geworden wäre. Es hatte sich daran ein Gespräch geknüpft, welches dicht an den Punkt vorrückte, wo Damerata ihr ganzes Vertrauen, oder richtiger, ihre tiefsten Absichten auf Balm auszusprechen Miene machte. „Es existiert" — hatte sie schon begonnen, da kam der Liebhaber aus dem Trastevere, der sogenannte Minente, und das Gespräch unterblieb. Es hatte sich in dieser Weise nie wieder angesponnen.

Jetzt, wo Damerata wirklich Witwe geworden, begehrte der Drang der Umstände sein Recht. Damals setzte Balm seine Kunst daran, sie sprechen zu machen; jetzt sprach sie nur allzu freiwillig selbst und mußte noch froh sein, daß Balm sie anhörte. Nicht der einzige Wechsel der Umstände war das! Damals fing sie mit epischer Ruhe an, gefaßt, bedächtig, bei voller Herrschaft ihrer trugvollen Sinne; jetzt war es ein Rezitativ dramatischer Raserei, ein Sturm von Leidenschaften, aus welchen sich Balm die zertrümmerten Bruchstücke einer Erzählung erst mühsam zusammenlesen mußte. Dafür war die Beute freilich auch reicher. Denn damals hätte sie gesprochen, was und wie es ihr gut dünkte; aber heute — und das war der wichtigste Unterschied! — hörte er Dinge, die sie zwar auch nicht sagte, die er aber wie durch hundert zerrissene und wildflatternde Schleier bald hier, bald dort sich verraten sah, — er brauchte nur aufzumerken, zu ergänzen und zu verbinden!

Damerata sprach von einem Schatz, einem unermeßlichen Schatz, welchen Zuppa hinterlassen, und dieser Schatz — waren seine Bilder. Ein Kardinal hatte ihr längst eine Million Skudi dafür geboten, ja noch mehr, überhaupt jeden Preis; aber sie müsse es zu ihrer Lebensaufgabe machen, ihm den Besitz der Galerie zu verschaffen, denn auch die seinige sei es und er lasse nicht ab davon.

Was für ein Käufer? Wer? Wo? Wann? Warum diese

Sturmsprache, diese Geisterbeschwörung? Und die Frau soll verkaufen, was die Werke des Mannes? Warum nicht er selbst?

Das alles ist ein Geheimnis. Es sind nicht Werke wie jedes andern Künstlers. Diese Bilder existieren gar nicht. Kein Mensch hat sie gesehen. Es sind — Schatten — Mythen — Glaubensartikel. Es sind Könige ohne Königreiche, Berühmtheiten ohne Ruhm, die freie Kunst, die gefangen sitzt! Die Fama geht in Italien herum und sucht sie, wie Ceres ihre Tochter Proserpina. Irgendwo steht ein Schloß auf italienischer Erde, dort sind sie! Hier in Rom wandelt der kleine, bucklige Zuppa, der ist es! Das ist ein Tizian, zwölfmal mit sich selbst multipliziert. Aber hundertmal bezahlt man ihn, daß er's verschweigt. Nur für einen hat er gemalt und malt vielleicht noch; auch diesen einen kennt man nicht. Aber es könnte — Charon sein, denn er führt die Bilder des neuen Tizian in ein Totenreich! So viel weiß man. Mehr nicht. Aber ist Eva nicht erschaffen? Und ihre Töchter Delila, Omphale, Damerata? Mache dein Meisterstück, kleine Zauberin! Wie heißt sein Schloß? Nur dieses eine Wort schmeichle ihm ab; wir zahlen dir eine Million, räumen es aus, und machen dich groß unter uns, denn wir sind die Größten!

So muß Zuppa ein Weib nehmen, muß es mit einem Muß, das die abgefeimteste Hölle ihm auf den Leib geschrieben, und Balm hat richtig vermutet: jene dämonische Brautszene, sie war das Werk *bekutteter* Dramaturgen. Lange ist in den Beichtstühlen Roms unter den jungen Mädchen die Kandidatin dafür gesucht worden, bis ein Kennerauge in der vierzehnjährigen Damerata mit sich eins wurde: das ist zur Teufelei die Teufelin!

So hat dieser Mann nun sein Weib, — wie ein Tier sein Parasitentier hat, von dem es ausgezehrt wird. Aber Zuppa wird es nicht. Er vergoldet sein Weibchen, soviel er Gold hat; er leidet von ihr, soviel er Geduld hat, und er hat sehr viel, denn je mehr er leidet, desto mehr scheint es ihm Spaß zu machen. Kurz, Damerata hat eine gute Partie gemacht,

aber die Pfaffen ſind getäuſcht. Der oder die heimlichen Liebhaber der verheimlichten Bilder ziehen den kürzeren. Das iſt der Punkt, wo der ſchwache Mann ſtark iſt, aber das Weib, das ſtark wie das ſtärkſte Gift iſt, ſchwach. Sein Geheimnis gibt er nicht preis.

Die Pfaffen können nicht daran glauben. Sie glauben, an Dameratas Eifer fehle es. Agenten in allen Kutten und von allen Orden überlaufen ſie. Sie bearbeiten ſie — jeder Vogel nach ſeinem Gefieder. Der eine kommt ihr pathetiſch. Die ganze Kunſtgeſchichte empöre ſich gegen die Geheimhaltung ſolcher Werke. Sie werde, wie ein umgekehrter Heroſtrat, vor Welt und Nachwelt unſterblichen Ruhm an ihren Namen knüpfen, wenn ſie dieſe lebendig begrabenen Kunſtſchätze der Wonne der Menſchen zurückgäbe. Der zweite kommt ihr moraliſch. Durch Nacktheiten frechſter Art ſind Frauen der edelſten Häuſer beleidigt; Italien könne nicht ruhen, ſolange es dieſen Schandfleck auf ſeiner Oberfläche wiſſe. Eine Million Skudi ſei noch das wenigſte, ſie erwerbe ſich den Dank der Beſten im Lande; es ſei nicht auszuſprechen, in welch hohe und beneidenswerte Verhältniſſe ſie ſich aufſchwingen könne. Der dritte, der ſie am beſten zu kennen ſcheint, braucht gar kein edles Motiv, ſondern begnügt ſich ſchon mit dem ruchloſen. Allerdings ſind in jener heimlichen Galerie Weiber und Leiber gemalt, die ſich mit Recht verſtecken; aber einſt hat man ſie doch geſehen, und Augen haben ſie geſehen, die nie aufhören werden, nach ihnen zu lechzen. Ob ſie einen Lüſtling, dem ſeine Lüſte wie Pfeile im Fleiſche ſitzen, raſend machen wolle? Ob es nicht beſſer ſei, ihn zum Freunde zu haben? Und es würde ein mächtiger Freund ſein, ſie möge ſich ihn ſo hoch vorſtellen als ſie wolle: Kardinal, Papſt, König, alles ſei ihr erlaubt.

Und das beſtürmte Weib kann nur immer beteuern und tut es ſehr fleißig, daß ihr Wille der beſte; ſie ermüde keinen Augenblick in ihren Bemühungen, ſie warte ihre Gelegenheiten ab, ſie gebe ihre Hoffnungen nicht auf, mehr als ſie könne kein Weib an ihrem Platze, man müſſe Geduld haben.

Und wahrlich, mehr als ſie konnte keine Frau! Was ſie

von ihren Bemühungen sagte, war ihr Ernst, um so ernstlicher, als sie dabei das Nützliche mit dem Angenehmen verband. Sie bemühte sich — um viele Liebhaber. Sie prüfte viele Studenten, um den Doktor zu graduieren, dem sie ihren Mann in Behandlung gäbe. Denn daß sie über ihren Mann einen Mann schicken müsse, begriff sie mit jenem scharfgeschliffenen Egoismus, der sogar frei von der Eitelkeit sein konnte und der ihre dämonische Interessen-Intelligenz war. Ihre weiblichen Waffen hatten versagt, — es war ein Zufall und ein Naturspiel, das sie verwunderte, aber nicht verdroß. Es beugte das Bewußtsein ihrer Macht und ihrer Reize nicht; im Gegenteil; sie sagte sich bloß: fang' ich damit meinen Mann nicht, so fang' ich einen Mann, der ihn fängt. Kurz, Balm begriff jetzt das große Rätsel Dameratas und ihre Zwecke mit ihm. Sie machte kaum noch Miene, es zu verbergen. Aber wenn sie geahnt hätte, was Balm selbst über diese Geheimnisse erlebt! Daß er mit einem Mordanfall und mit langem Leiden den Fund bezahlt, der hier so heiß gesucht wurde! Daß er die Bilder noch lange vor ihrem Maler gesehen, und diesen nur kennen zu lernen brauchte, um dann nichts mehr zu brauchen — als sein eigenes Licht!

Da sie das aber nicht ahnte, — was wollte sie jetzt von ihm? Zuppa ist tot und aus diesem verschlossenen Buche nichts mehr herauszulesen! Um was ereifert sich das aufgeregte Weib, indem es jetzt tobt und rast — gegen einen Schwager, den sie Räuber, Mörder, Bluthund, Höllenhund nennt? Was sagt sie von einem Schwager? Wer ist dieser Schwager?

Nun, sein Bruder!

Welcher Bruder?

Sein Bruder Vincentio.

Vincentio! Ha, Cencio, also?

Nun ja, Cencio, sagen wir. Kennst du ihn?

Cencio! Dieser Cencio sein Bruder! Zuppa und Cencio Brüder!

Und jetzt hörte Balm zu, — nicht weil er sich's zur Pflicht gemacht, sondern mit eigener Neugier und ganz umwunden

von dieſem Intereſſe, das ſich wie eine Doppelſchlange noch einmal und hochgereckt an ihn aufbäumte.

Damerata erzählte folgendes: Von einem Abſchiedsbeſuche bei meiner Schweſter, welche mit einem reichen Liebhaber nach Irland reiſt, ging ich vorgeſtern nach Hauſe, da ſah ich in meiner Straße einen kleinen Auflauf. In der Mitte von Leuten ſtand ein Mädchen in einer ſchönen fremdartigen Volkstracht und ſchien um etwas zu fragen. Als ich den halben Schnitt ihres Geſichtes ſah, ſtand mir der Mund vor Verwunderung offen, denn es war nicht anders, als ob ich durch die halbgeöffnete Himmelstür den ſchönſten der himmliſchen Engel erblickte. Mit ihrem prallen, zierlichen Wuchs nahm ich's auf, aber ihr Geſicht hätt' ich ihr gleich aus dem Geſicht reißen mögen. Es gab mir einen Stich durchs Herz, als ob die dort mein Eigentum trüge, das Beſte, was mir ſelbſt gehört. Wie wurde mir erſt, als ich vernahm, daß die ſchöne Fremde nach Meiſter Zuppas Studio fragte! Ich war nie eiferſüchtig, ich ließ meinem Kürbismännchen ſeine Freiheit, die auch die meinige war, und ſchor mich um all ſeine Modelle nichts. Rom und ganz Italien aber hätte ich eher in den Abgrund des Meeres geriſſen, als dieſes Modell ihm gegönnt. Ich nahm ſie ſogleich an der Hand, ſagte, ich ſei die Frau des Künſtlers, ſie möge mit mir gehen. Uebrigens verſtanden wir uns ſchlecht; ſie war eine Albaneſerin und warf Türkiſch, Slawiſch und falſches Italieniſch wirr durcheinander. Als wir nach Hauſe kamen, ſagte ich meinem Mädchen, ſie möge die Fremde warten laſſen, ſolang ſie Geduld hat, und dann fortſchicken. Aufgeregt, wie ich war, ging ich aber ſelbſt fort und zwar juſt nach dem Studio. Ich war ſchon lange nicht dort geweſen, ſeine Küche ſoll mich nichts angehen und wir gucken uns nicht in die Töpfe. Jetzt aber war es anders. Alle Geiſter der Malerei fuhren in mich, die Sonne der Vergangenheit ging auf, ich dachte an meine Siege und an ſeine Augen! Und wie ich dieſe Augen jetzt um die Albaneſerin prellte und wie ich ihnen hohnlachen würde und mich weiden an ſeiner Enttäuſchung, an ſeiner Folter und Hungersnot, — es beluſtigte mich hölliſch, meinen Maler mir auszumalen.

Ich tanzte wie toll, ich lachte laut, ich glaube, die Leute auf der Straße ſahen mir nach. Spaß muß man haben und der beſte iſt, Spaß zu verderben!

Als ich die öde und abgelegene Gegend erreichte, wo der zwölffache Tizian ſeine Hexereien treibt, fand ich das kleine graue Haus ſperrangelweit offen und zwei Auslader trugen Kiſten hinein, welche vor dem Hauſe abgelagert waren. Ich verwunderte mich. In einem Studio werden Bilder verpackt und man trägt Kiſten hinaus, nicht hinein. Was bedeutete das? Aber ehe ich mich noch beſann, packte mich einer der Packer um den Leib und wieherte wonnevoll: Ei, was gibt's da für einen ſüßen Mandelkern zu verknuſpern! Du kommſt mir juſt recht zum Arbeits-Feierabend. Und wie ein Federball flog ich ihm durch die Hände und ins Studio hinein. Drinnen ſah's gräulich aus. Ein Chaos von Kiſten, Deckeln, Rahmen, Bilderrollen, Heu, Stroh, Packleinwand und Packpapieren; man konnte keinen Schritt machen. Ich erkannte den Ort nicht wieder, den ich vor Jahren wie ein Tempelchen ausgeſchmückt. Aber wie im Dickicht der Vogel, erluchſte der Packer eine bequeme und ſehr bewohnbare Stelle und bot mir dort einen Kampf an, den ich nur ungleich mit meiner Gegenwehr führen konnte. Er war ſchon ein Graubart, aber ein herkuliſcher Kerl, ſtark wie ein Zentaur und luſtig wie ein Fackeltanz, und die Wahrheit zu ſagen, ſeine pferdemäßigen Galanterien ſtanden ihm gar nicht ſchlecht zu Geſichte.

Der zweite der Auslader war ein verdroſſener und langſamer Menſch, denn als er von draußen hereinrief: man kommt! geſchah's ſo verſpätet, daß wir faſt ſchon überraſcht waren. Kaum eine Sekunde blieb mir Zeit, hinter die Kiſten zu ſchlüpfen und zu verbergen, wie der verliebte Bär mich zerrungen hatte. —

Das war deutlich! Balm dachte: Fühlt ſie nicht, was ſie ſagt, oder iſt ſie noch ſtolz — auf eroberte Packknechte?

Damerata fuhr fort: Wo iſt Camillo? hörte ich die Stimme meines Mannes. Um einen Trunk, antwortete der Zentaur gelaſſen. Hierauf ſchalt mein Mann im verdrießlichſten Tone die allgemeine Unordnung und befahl, Raum zu ſchaf-

fen, er wolle heute noch arbeiten und erwarte ſoeben ein Modell. Jetzt lachte ich nicht mehr, ſondern ich zitterte, was die Laſtträger antworten würden. Aber mein Rieſe ergriff ſogleich das Wort und ſagte mit gutgeſpielter Einfältigkeit: O weh, Herr, dann hab' ich eine Dummheit gemacht! Das Modell war ſchon da, ein feines Stück Mädchenfleiſch, bei Gott! aber ich ſchickte ſie fort, denn ich dachte, ſie habe unrecht verſtanden und heute ſei's nichts mit Aktſtellen und Modellmalen. Zu meiner Verwunderung wetterte Zuppa nicht zorniger; er brummte zerſtreut vor ſich hin, wie einer, der ohnedies keine Arbeitsgedanken hat. Und jetzt fing ein Trampeln von Schritten an; mir ſchien, auch Camillo war gekommen, und die äußere Arbeit beendet, denn alles ſchob, wälzte und polterte jetzt im Innern. Wieder zitterte ich für mein Verſteck. Aber wieder war es der Rieſe, der heroiſch eingriff und auf meiner Seite alles allein machte. Er fing an, mich um und um zu verſchanzen, indes er mir noch immer eine ſchöne, aber unbemerkte Lücke zurechtbaute, ſo daß ich friſche Luft hatte und ſehen konnte, ohne ſelbſt geſehen zu werden. Dieſer Facchino wußte Beſcheid um Schlachtfelder; ich glaube, ein Cäſar ſteckte in ihm. Nach einer Zeit löſte ſich alles auf, Camillo ging, die Packer gingen, die Tür wurde abgeſperrt, aber von innen. Mein Mann blieb zurück und jetzt erſt merkte ich, daß er zu zweit war. Mit ihm blieb noch einer da, das war ein kleiner Dürrteufel, kaum größer als Zuppa, aber mit Augen wie eine Mordbrennerlunte und einem Geſichte wie aus Galläpfel geſotten. Zuppa warf ſich aufs Kanapee, die Hände zwiſchen Kopf und Knie geſtemmt, der andere ſtand rückwärts an der Lehne, wie ein Sünder. Beide ſchwiegen, aber ſo, daß man meinte, wer immer zuerſt anfange, das erſte Wort müſſe wie ein ausbrechendes Gewitter ſein.

Dieſem Gewitterausbruch erzählte Damerata jetzt ſelbſt gewitterhaft. Es war, als ob tauſend Teufel mit ihr durchgingen, ſooft ſie auf Schwager Cencio zu ſprechen kam. Aber von dieſem Manne war jetzt die Rede, denn eben er war der Zweite. Der Wortwechſel, der zwiſchen den Brüdern endlich

losbrach, ergab für die Lauscherin im Versteck und für Balm, der sich ihren haßvoll-überstürzten Bericht gleichsam erst redigieren mußte, folgenden Zusammenhang.

Cencio hatte eigenmächtig die ganze Nacktgalerie in der Lomelina aufgehoben und ohne Anfrage nach Rom transportiert. Hals über Kopf kam er dem Bruder damit angefahren. Zuppa war wie niedergedonnert. Wie er sich unterstehen konnte, ein so großes und hochverpflichtetes Geheimnis, von dem er recht gut wisse, daß es doch schon Argwohn erregt und daß man ihm nachspüre, fünfzig Meilen weit spazierenzufahren, am hellen Tag und vor den Augen von ganz Italien?! — Dummes Zeug! Italien brauche seine Augen jetzt zu anderen Dingen und die Pfaffen mögen an ihre eigene Haut denken, statt an die gemalten in Bildern. Auf allen Straßen werde Kriegsmaterial gefahren, überall sei ein Flüchten, ein Kommen und Gehen, er hätte gar nicht besser durchschlüpfen können, es sei just der günstigste Augenblick. Wenn er mindestens angefragt und Vollmacht eingeholt hätte! Diese Eigenmächtigkeit in der zartesten Sache eines so großen Monsignore sei ja unverantwortlich! — Just umgekehrt; sein ganzes Amt bringe es mit sich, daß er auf eigene Verantwortung handle und daß er im rechten Augenblicke den Mut dazu habe. Was aber der rechte Augenblick sei, das zu beurteilen ist eben die Verantwortung; durch Anfragen und Hin- und Herschreiben ihn zu verlieren, das allein möchte er nicht verantwortet haben. — Ob er das den rechten Augenblick nenne, Schätze vor Kriegsgefahr zu retten, nachdem der Krieg zu Ende. — Das sage man hier; droben sieht's anders aus. Nur die Oesterreicher sind fort, noch wimmelt es von französischen und piemontesischen Kantonierungen. Kein Mensch hat sein Hausrecht, Hausherren sind die eingelagerten Truppen, und ohne Krieg ist es die tägliche Kriegsgefahr, wie leichtsinnig die Leute mit Licht und Feuer umgehen. Bald hier bald dort brenne ein Nachbarhof, er könne die Sicherheit von Gütern, wie sie seinem Wächteramte anvertraut, von keiner Stunde zur andern verbürgen. Dazu kämen den Grundbesitzern fortwährend Ingenieure über den

Hals, welche von Delogieren, Demolieren, Raſieren und Fortifizieren ſprächen, das Vermeſſen und Zeichnen nehme kein Ende, er ſchwebe beſtändig in der Eventualität, daß man ihm ſein Kaſtell über dem Kopf abbreche, oder um- und umarbeite und in ein Fort verwandle. Kurz, da man Venetien nicht habe, ſo denke alles an einen zweitnächſten Krieg, kein Menſch wiſſe, ob Friede oder nur Waffenſtillſtand ſei, der ganze Zuſtand iſt Unſicherheit und Rüſtung für den nächſten Morgen. Aber ſo war's nicht gemeint, als man dieſe Bilder den Ticino-Marſchen vertraute, dem obſkurſten und unbeſuchteſten Winkel Italiens. Jetzt iſt er ein ſtürmiſch-wogendes Meer, wovon man in dieſem römiſchen Karpfenteich hier keine Ahnung zu haben ſcheine. Unter ſo veränderten, ja entgegengeſetzten Umſtänden hätte der Marcheſe ſelbſt ſo gehandelt und die Lomelina, die vormals eine gute Wacht geweſen, weil ſie dieſen Charakter verloren und es nun nicht mehr iſt, gewiß ſelbſt auch fahren gelaſſen. — Schwerlich! Viel wahrſcheinlicher hätte er die alten Immunitäten des Edelhofs geltend gemacht. Iſt doch das Land wenigſtens von den Feinden, nämlich den Oeſterreichern, frei; Piemont aber ſtehe als Freund und Frankreich als Verbündeter am Ticin. — Unverbeſſerliche Siebenſchläfer ſeien die Römer. In den heutigen Zeitläuften von Immunitäten, Scharteken und Moder zu träumen! Ob man ihn mit ſolchen Haarſpaltereien zum Aeußerſten treiben wolle? Ob das ſein Dank ſei? Ha, was man ſagen wolle, wenn er den ganzen Plunder einem franzöſiſchen oder öſterreichiſchen Marſchall verkauft, das Haus angezündet und geſagt hätte, eine Granate habe es getan? — Tugendheld! Dein Leben war dir wohlweislich lieber, denn die Augen und Ohren der „Geſellſchaft" reichen weit und der Wächter wird wieder bewacht. — Nun gut, ich tat's ja auch nicht! Wozu gefährlich tun, was ſich vorſichtig und ohne Gefahr tun läßt?

Damit verſtand aber Cencio nichts Geringeres — als die ganze Galerie zu defraudieren. Von dieſer Endabſicht ſeines Manövers war jetzt die Rede. Es lag kein Widerſpruch darin, daß er das ausführen wolle — in Rom unter den ſchwie-

rigſten und nicht in Oberitalien unter jenen günſtigſten Umſtänden, deren er mit ſoviel Scheinrecht ſich rühmte. Zuppas Einwand: der Wächter wird wieder bewacht, war wohl recht ſchwerwiegend, wenn auch leicht hingeworfen! Aber ein Mann wie Cencio verbindet mit dem keckſten Gedanken an einen ungeheuren Betrug zugleich die emſigſte Bedachtnahme auf ſeine ganze Sicherheit. Ganz anders griff er es an. Wie ein getreuer Hund wollte er aus der Lomelina nach Rom das angeblich gefährdete Gut ſeinem Herrn vor die Füße apportiert haben, wohl wiſſend, daß er dabei nichts wagen konnte, als höchſtens die Vorwürfe, die ihm ſoeben ſein Bruder machte und auf die er ſo gut vorbereitet war. Dagegen war ſeine Rechnung fertig und klappte wunderbar, wie viel er gewann. Er ſtürzte ſeinen Patron aufs gewiſſeſte in Verlegenheit, Verwirrung und Aufregung, darin er allerlei ſinnloſe und widerſprechende Ordern geben mochte; er verleidete ihm ſein Gut, machte es ihm zur Laſt, zu einer Laſt, die er ſich wohl nur mit Hilfe der Brüder vom Halſe ſchaffen konnte, und dieſe wurden dann mehr und mehr Herren der Lage. Kurz, der feſte, eiſerne Beſtand des Lomelina-Geheimniſſes war gelockert, der erſte Nagel gelöſt, und nun gab's Fugen für Weiteres.

Dieſes Weitere, dieſes offene Feld jeder Gelegenheit, welche Diebe macht, ergab ſich ebenſo natürlich wieder aus der politiſchen Lage. Daß die Bewegung in dem kindiſchen Rinnſal des Villafranca-Friedens nicht verlaufe, ſehe man jetzt ſchon; die berühmte Adlerfeder des Friedensinſtrumentes hätte ebenſogut eine Spatzenfeder ſein können. Die Erzherzoge ſind fort, die beiden Sizilien krachen, das Patrimonium wackelt; der Fels St. Petri iſt kein Fels, ſondern eine Sanddüne und wird nächſtens als loſer Flugſand zerſtäuben. Jede italieniſche Erſchütterung muß ſich dem römiſchen Boden mitteilen, den ſie dann juſt am ſtärkſten erſchüttert. Wie der Sturm in die Wolken, wird's in die Monſignori und Eminenzen fahren. In die Flucht getrieben, aufs Krankenlager geworfen, in die Bäder verkrochen, vom Schlag gerührt, wird einer um den andern aufhören zu zählen, und wie leicht —

könnte der Rechte darunter sein! Wie leicht! Also gelauert, wie die Katz vor dem Mausloch, aber im rechten Augenblick drauflosgesprungen und die Beute gepackt! Mit einem Worte, alles ist überlegt, alles vorgesehen, mein Plan bis ins einzelnste fertig, du brauchst nur beizutreten.

Das war der Inhalt des Gespräches zwischen den Brüdern und wahrlich aufregend genug für die weiblichen Nerven jenes Weibes, das so stark dabei interessiert war. Welch ein Raubtier rivalisiert da plötzlich mit ihr! Was das Opfer ihres Lebens, der Zweck ihrer Ehe, das Dichten und Trachten zehnjähriger Intrigen, die Arbeit minierender Agenten, von denen sie mit allen Künsten und in allen Gestalten beschlichen und umworben wird, was ihre eigenste und sicherste Prätendentenbeute war und sein sollte, das ergreift auf einmal eine fremde Tigerkatze und entrafft ihr's vor ihren Augen, — als ob sie nichts wäre, als ob sie Spinnweben gewebt hätte! Sie fletschte vor Wut.

Und doch beherrschte sie sich. Allzu wertvoll war es ihr, in diese Karte zu sehen und den ganzen Spielplan zu hören. Sie lauschte und lauschte. Vor allem brannte die Frage, ob dieser Räuber etwa ihren eigenen Käufer und Liebhaber, den Millionen-Monsignore in petto habe. Dieses Aeußerste war zum Glück nicht der Fall. Cencio wußte nichts von ihm und jener nichts von Cencio. Bei einiger Ueberlegung begriff sie auch, daß es so sein müsse und nicht anders sein könne, denn sonst hätte man sie selbst nicht so lange und eifrig belagert, auch Cencio seinerseits, trotz all seiner Feigheit, auf eigene Hand und vielleicht auch gedeckt von dem mächtigen Käufer, die Defraudation schon gewagt. Diese Betrachtung stimmte sie zur Geduld, sich stille zu halten und in ihrem Verbau, wie in einem Feuerofen, siedend vor Zorn, manierlich weiter zu knirschen.

Das Wortgefecht dauerte fort. Nicht zum ersten Male, — merkte sie, — sprachen sich die Brüder, denn wiederholt beriefen sie sich darauf, was der eine schon gesagt und was der andere schon geantwortet. Das erste Funkenstieben mußte ja schon ihr erstes Sichsehen in Rom gewesen sein; jetzt

aber empfing sie den Eindruck, daß die Brüder ihre Hauptschlacht sich lieferten. Ort und Zeit dazu waren gut gewählt, aber Damerata pries ihr Glück, — der ausgewählteste Gast bei dieser Aktion zu sein.

Mein Mann, sagte sie, widersprach zuletzt und am stärksten nur immer mit einem einzigen Worte. Es war die Treue für seinen Protektor. Sie seien von Jugend auf Freunde und Brüder gewesen; der große Unterschied der äußeren Umstände, der mit der Zeit eingetreten, habe daran nichts geändert. Es sei wie ein Selbstmord, diesem Manne einen solchen Betrug zu spielen.

Aber der Dürrteufel ließ nicht ab. Wer sagt dir, Bruder, daß ihm seine alten Liebhabereien noch den Wert haben, den du voraussetzest? Wäre es so, dann hätte ich meinen Anschlag kaum erdacht. Aber er fiel mir ein, just weil ich die Zeit dafür spüre. Was dich betrifft, dir scheint die Zeit stehenzubleiben. Daß er in den letzten Jahren wenig oder nichts mehr malen ließ, daß er seine Galerie in der Lomelina immer seltener besucht und fast vergißt, — für mich sind das Zeichen, die ich in der Ferne schärfer beobachte, während du sorglos dahinlebst in deinem römischen Einerlei, wo scheinbar ein Tag wie der andere ist. Ich aber sage dir: ein Tag ist nicht wie der andere! Es ist nicht mehr wie sonst. Der Marchese hat sich im stillen verwandelt. Er wird kälter, müder, er schläft ein, er stirbt ab. Dazu kommen die Stürme der Zeiten: Wolken ziehen sich zusammen, es wird ernster, neue Sorgen und Interessen entstehen und verdrängen den Geschmack an Dingen, welche ein Spiel im langen, üppigen Frieden. Treue! Treue! Wem willst du treu sein? Einem, der sich wohl selbst schon untreu geworden und den Passionen der Jugend mehr und mehr fremd wird? Ha, er könnte unsere Galerie wie eine faule Frucht abfallen lassen und dem Nächstbesten zum Fraß gönnen! Aber die Nächsten und Besten sind doch wohl wir! Du hast sie seit vierzig Jahren gemalt, ich seit dreißig Jahren bewacht; es steckt unser ganzes Leben darin. Von ihm nichts als ein Stück Geld. Und dafür wär' es sein Eigen? Solche Dinge

haben nur einen Eigentümer: ihren Schöpfer. Und das bist du! Diese Bilder sind ein Malername, wie Italien keinen besseren kennt; sie sind der Ruhm deines Lebens und die Unsterblichkeit deines Nachruhms. Ihm sind sie nichts als ein Spielzeug, ja vielleicht das Schlechteste, das ein Ding sein kann, ein abgenütztes Spielzeug. Er kann es vergeuden, zerstreuen, was sag' ich? vernichten! ja vernichten; in einem Anfall von pfäffischer Reue und kindischer Altmänner-Moralität geradezu vernichten! Bruder, mir klappern die Zähne, das Blut im Herzen gefriert mir. Und sag', ist das möglich oder nicht? Wagst du es, nein zu sagen? Es gilt Tod und Leben.

So blieb er wie ein Drache und hockte wie ein Alp auf meinem Manne. Zuppa kam kaum noch zu Atem. Ich hörte ihn immer weniger, immer kürzer dazwischen reden, aber der andere prasselte drauflos in seinem rauhen Lombardisch, daß mir das Gift im Herzen schwoll! Es ist nicht anzuhören, diese gesprochene italienische Pest!

Balm aber fand sich zum Verständnis all dieser Dinge fürchterlich gut orientiert, seit der Name des Ungenannten in der heutigen Mordnacht an sein Ohr gegellt! Mit diesem Schlüssel konnte er den Streit der Brüder beurteilen und sah in dem ganzen Handel klarer als Damerata selbst.

Diese fuhr fort: Was mein Mann von seiner Treue gesagt, griff Cencio auf einmal mit einer neuen Wendung und von einer anderen Seite her an. Treu sein heißt die Wassertropfen im Strom festnageln wollen, denn alles verfließt und geht vorüber. Wie wenig sich Treue halten läßt, hast du ja selbst schon erlebt, und eine Jungfer ist deine Treue wahrlich nicht mehr. Haben wir beide nicht schwören müssen, kein Weib zu nehmen, und hast du deinen Schwur etwa gehalten? Bist du nicht beweibt, seit bald zehn Jahren beweibt?

Ich horchte hoch auf, sagte Damerata, und schnellte wie eine Springfeder empor, was mein Mann antworten würde. Er antwortete ohne Verlegenheit, ja fast mit Freude: So möge jede Untreue aussehen! Nicht drei Tage lang hielt

ich es aus. Die Furcht, die Unruhe, die Todesangst trieben mich wie in glühenden Schuhen umher. Ich wagte weder die Tat zu verheimlichen, noch auch sie einzugestehen. Endlich fiel mir das Rechte ein. Ich wollte den Marchese einstweilen nur aushorchen, welcher Gesinnung man sich von ihm zu versehen habe. Da ging ich am dritten Tag hin, sagte ihm, ich sei verliebt, es gilt mein Leben, ich muß heiraten oder mich umbringen. Ob er mir meinen Schwur nachlassen wolle? Noch heute fühle ich seinen Blick in mir stecken. Er durchbohrte mich mit einem langen, listigen Lächeln, dann klopfte er mich auf die Achseln und sagte: Du kommst etwas spät, Luigi. Seit drei Tagen bist du ja schon verheiratet! Ich war wie niedergedonnert. Ich wäre am liebsten in die Erde gesunken und ergrimmte über die Festigkeit des römischen Mosaikbodens. Damals bekam ich Respekt vor der Allwissenheit dieser Soutanen. Der Schreck ist mir für ewig in die Glieder gefahren. Nicht zum zweitenmal wag' ich's mit diesen römischen Göttern; ich bin froh, daß ich das erstemal durchgeschlüpft. Und frag' nur nicht, wie. Der Marchese nämlich verbot mir noch immer das Zusammenwohnen mit ihr. Nimm deinen Löwenanteil, im übrigen laß sie. Bleib Junggeselle, besuche sie wie ein Liebchen, wohne und schlafe nicht unter einem Dache mit ihr, vermeide jeden Verkehr, der über dein nächstes Interesse hinausgeht; vielleicht umschiffst du mir noch die Klippe der ehelichen Schwatzhaftigkeit.

Aber ist sie denn schon umschifft? rief Cencio voll Eifer, indem er das Wort gleichsam mit Händen packte und schüttelte. Vielleicht umschiffst du sie, sagte der Alte; ich aber sage jetzt: vielleicht auch nicht. Kannst du nicht täglich noch scheitern? Du wirst älter und wenn nicht schwächer, doch sorgloser, sicherer; die Gefahr nimmt nur immer noch zu, dich an dein Weib zu verraten, aber welche Esel waren wir dann, daß wir zu zweien uns streiten, indes die Dritte über die Beute sich hermacht. Denn daß sie alles imstande ist und immer das Schlimmste im Schilde führt, traust du ihr hoffentlich zu, wenn du nicht allzu vergeßlich bist. Als ein

junges Raubtier haſt du ſie gleich kennen gelernt; aber gefährlicher als ein junges Raubtier iſt noch ein altes und erfahrenes Raubtier.

Jetzt war's zu Ende! rief Damerata. Auf dieſem Holzbock, merkte ich, würde er fort und fort ſägen; endlich hatte er's recht angepackt, um ſein Scheit kurz und klein zu kriegen. Fuhr ich nicht ſtracks dazwiſchen, ſo lag ich morgens unter den Sägeſpänen, denn die Brüder machten Miene, hier zu übernachten. Da ſchoſſen mir die Gedanken wie Sternſchnuppen durch den Kopf. Hurtig ging's her, aber mit Glanz. Wie ein Licht fing ich zu brennen an; ich hatte mir augenblicklich eine Kriegsliſt erſonnen.

Auf einmal ſtieß ich ein Geſchrei aus und machte ein Gepolter. Die zwei Männer ſchraken kreiſchend auf. Ich aber, in der Rolle meines Plans fing zu ſchelten an: Um Gottes willen, was iſt das? Sie haben mich eingemauert, die Eſel! Heda, Facchini, wo ſteckt ihr? Macht mich los, helft mir heraus? Habt ihr ganz vergeſſen, daß ich noch da bin?

Natürlich wurde ich befreit, und noch halb im Verbau und meines Armes kaum mächtig, war es das erſte, daß ich dem Schwager eine wütende Ohrfeige verſetzte, gleichſam als hielte ich ihn für einen der zwei Laſtträger, die mich als dumme Tölpel vernachläſſigt. Sofort aber ſpielte ich die Rolle weiter, indem ich erſchrak, mir die Augen rieb, verwundert um mich blickte, mich rekelte und gähnte. Nun ging ein Fragen an; die Männer fragten mich, ich die Männer, und daß ich's kurz mache, ich ſagte her, was ich mir ausſtudiert hatte. Auf der Straße ſei mir durch Zufall ſeine Albaneſerin begegnet, welche ſich radebrechend nach ſeinem Studio herumgefragt; ich nahm mich ihrer als Wegweiſerin an und führte ſie hieher. Als ich aber das Studio in dieſem Zuſtande fand, meinte ich, ſie habe die Zeitbeſtellung unrecht verſtanden, was auch die Auslader meinten; kurz, wir ſchickten ſie wieder fort. Danach begann ich in dieſem Wüſttum, weil ich ſchon da war, als eine Hausfrau aufzuräumen und Ordnung zu machen, aber vom weiten Weg und vom Arbeitseifer ungewöhnlich ermüdet, überkam

mich, als ich mir ein Winkelchen zum Ausruhen ſuchte, alsbald der Schlaf, den ich ein Viertelſtündchen auch zu genießen gedachte. Ich ſcheine aber eine viel längere Friſt verſchlafen zu haben. Ich bin voll Verwirrung. Wo ſind die Facchini? Wer iſt dein Freund hier? — Mein Bruder; meine Frau. — Ah, dann bitte ich... Aber ſehr preſſiert fragten ſie gleich, ob ich wirklich bis zu dieſem Augenblicke geſchlafen. Wie ein Murmeltier, antwortete ich und verbiß mein Lachen über ihre Angſt, ob ſie belauſcht worden. — Haſt auch ſchwer geträumt, ſagte Zuppa; haſt einen Schreckensruf ausgeſtoßen. — Nicht doch; ich ſchlief feſt und tief und da träumt man nicht. Aber eine Maus lief mir in die offene Bruſt und das hätte freilich einen Toten aufwecken können. — Puh, armes Weibchen! Aber das fügt ſich ja trefflich. Ich muß hier Nachtwache halten, und nicht wahr, mein Engel, du bleibſt gleich bei mir? — Herzlich gerne, mein Schatz, wenn du es wünſcheſt. — So war mein Plan gelungen. Natürlich! Zuppa hätte nicht Zuppa ſein müſſen, wenn er das Weib nach Hauſe geſchickt und den Bruder behalten hätte. Der aber fauchte wie ein geblendeter Schuhu: Zu einer Nachtherberge wird es einer Frau an aller Bequemlichkeit fehlen. — An mancher, nicht an aller, ſagte ich freundlich. Wo nach weiblichen Modellen gemalt wird, iſt mit weiblichen Neceſſaires immer ein bißchen vorgeſorgt. Nicht wahr, Luigi? — Du biſt ein Engel! rief mein Mann, entzückt über meine gefällige Genügſamkeit. Er machte ſein vergnügteſtes Geſicht. Dem Bruder aber ſagte er kurzweg: Gute Nacht! Ich danke dir jetzt für deine Geſellſchaft. Meine Frau bleibt bei mir. — Dagegen ließ ſich nichts einwenden. Cencio mußte abziehen und warf einen Dolchesblick..., der ſich mit dem meinigen kreuzte! Die Dolche blieben beiderſeits ſtecken! Sie ſagten ſich: wir werden nie mehr in die Scheide zurückkehren! So ſtahl er ſich weg und räumte das Feld als mein geſchlagener Feind. Die Nacht war gerettet. Sie gehörte mir.

Wie im Anſprung ſtand Damerata ſtille vor Balm, ergriff mit Schütteln ſeine beiden Arme und drang auf ihn

ein: Nun, war das gut? Hab' ich's recht gemacht? Nicht wahr, ein Weib kann auch etwas? Aber seine Arme heftig von sich schleudernd, fluchte sie haßvoll: Brutta canaglia, dieses bestialische Männervolk! Wenn sie die Feinheit eines Weiberkopfes überlistet, dann brauchen sie ihre plumpe Faust. Ich steche ihn aus bei meinem Manne, und er — er ersticht mir meinen Mann!

Weib, schrie Balm außer sich, welches Wort sprichst du da aus?

Aber Damerata starrte ihn an: Wie? Wort? Ich? Beim Teufel, ja! Das Wort, an dem er verblutet ist!

Für einen Brudermörder hältst du den Cencio?

An einen brennenden Galgen mit ihm! Wer Cencios Auge und Zuppas Herzwunde gesehen hat, der weiß, wie genau sie zusammenpassen.

Balm griff sich an den Kopf, als ob er ihm springen wollte. Seine Gedanken arbeiteten. Nach einer Weile hatten sie sich gesammelt und kopfschüttelnd sagte er folgendes: Wie du das alles dargestellt hast, Damerata, mußte er nicht deinen Mann ermorden, sondern dich selbst. Wenn er dich durchschaut hat, wenn du glaubst, daß er es hat, so warst du, du die Macht, die er fürchten mußte! Du warst ihm gefährlich, Zuppa nicht; mit dem allein konnte er fertig zu werden hoffen.

Aber Damerata, heftig verwundert, rief mit einer furchtbaren Naivität: Mein Gott, eins nach dem andern! Erst den Mann, den Beschützer des Weibes, dann das schutzlose Weib!

Bei diesen Worten stierte Balm ihr ins Auge, als ob er ein Gespenst erblickte. Er war fast zu Ende mit seiner Fassung. Mehr als die grausigsten Bluttaten entsetzte es ihn, wie leicht dieses Weib an sie glauben konnte. Welch ein Weib! In welchen Portionen verspeist ihre Phantasie Greuel auf Greuel! Wie wird er es möglich machen, sie auf andere Gedanken zu bringen? Durch die Geschichte von der Kunstreiterin? Zuppa selbst fürchtete von dieser Seite her Rache und Tod. Balm kann den Mord des armen Mannes so

authentisch erklären, als nur dieser es selbst getan. Was müßte für seine Witwe gültiger sein? Und doch! Es ist ihm, als ob er ein schales Ammenmärchen erzählte. Es ist ihm, als ob er Brunnenwasser böte, wo man Weingeist trinkt. Wenn eine Einbildungskraft so vertraulich mit dem Ungeheuersten umgeht, will sie denn nur gemildert und gemäßigt sein? Können Messalinen und Popäen an menschlichere Menschen glauben, als an Neronen? Und wahrlich, wie nahe streift diese neueste Römerin an die Riesenschatten jener alten! Wie erschien denn soeben ihr eigenes Charakterbild in ihren unbefangenen Mitteilungen? Voll schadenfroher Bosheit unterschlägt sie ihrem Manne ein Modell, ergibt sich hierauf selbst dem nächstbesten Lastträger, zittert zur wohlverdienten Strafe in der gefahrvollen Lage, schwingt sich mit raffiniertem Lügengeist in die vorteilhafteste und gebietendste auf, legt sich aus den Armen des Packknechts in die ihres Mannes und ist ehelich zärtlich, um einen Betrüger zu schlagen und selbst zu betrügen. Welch ein Weib! Wer so seinen weiblichen Schritt geht, wie denkt sich der die männliche Schrittweise? Ein Brudermord, ein Doppelmord, das sind Dinge, die in diesem Gedankenhaufen fast wie die Kinder des Hauses aus und ein gehen!

So verzichtete Balm darauf, mit der Kunstreitergeschichte sie eines Besseren zu belehren. Nicht darauf kam es an, ob Cencio mehr oder minder schwarz sei, und schwerlich war das der Zweck ihres anstürmenden Besuches. Sprach sie doch ihren Verdacht nur gelegentlich aus und mehr im Tone des Hasses als der Furcht! Was also will sie? Was verlangt sie von ihm?

Balm entschloß sich jetzt selbst, diese Frage zu tun. Wohl war ihm nicht dabei, aber er wollte zu Ende kommen. Er wollte sein Urteil hören, — die Ansprüche, die dieses Verhältnis noch an ihn macht.

Glücklicherweise hat ein ratloses Weib so viele Ratschläge, daß einer über den andern strauchelt und alles in Widerspruch sich auflöst. Er soll sie scheineshalber heiraten, damit sie den Schutz einer fremden Macht erlangt; er soll sie in

ſein Haus aufnehmen oder ſich in das Ihrige umquartieren, denn ſie fürchte ſich vor Cencios Mordanfällen, vor allem aber ſoll er ihr gegen die Raubgier desſelben beiſtehen und raten und helfen, wie ſie ihre Rechtsanſprüche an den Bildernachlaß ſichere.

Das letztere war wohl die Hauptſache. Um dieſen Angelpunkt ihres Lebens drehte ſich alles. Nur begriff Balm nicht, mit welch hartnäckiger Einbildung ſie dieſen Nachlaß als ihre Erbſchaft betrachtete und ſelbſt vor ihm es tat, dem ſie doch kein Hehl hatte, daß ſie um einen heimlichen Eigentümer dieſer Malereien ſehr wohl und ſchon längſt wiſſe.

Jetzt aber wies ſie ihm ihren Ehekontrakt vor, jene Verſchreibung, welche Zuppa in ſeiner bräutlichen Mausfalle einſt ſo blindlings ſigniert, und — da war denn Balm freilich belehrt! Er hatte ihr alles verſchrieben, was ihm ſelbſt nicht gehörte. Der Maler hatte disponiert — über die Bilder ſeines Patrons, des Marcheſe.

Wahrlich, ein gewagtes Blatt Papier! Der arme Ermordete hatte es auch vollauf empfunden. Es war der einzige Störenfried in ſeiner laſziven Heiterkeit. Wenn es die „Allwiſſenden" erfuhren! Sie, die ſchon am dritten Tage von ſeiner heimlichen Ehe gewußt! Dieſer Streich war ihm noch hingegangen, aber bohrender quälte ihn die Schuld, mit einem Rechtsdokument die Rechte ſeines Oberherrn vergeben zu haben. Armer Zuppa, wie viel koſtete die Schönheit der jungen Damerata hinter jenem Gitter! Aber bitter lachte Balm ſich ſelbſt zu. Und was koſtete es dich, armer Liebhaber ohne Liebe! Da iſt es, dieſes unſelige Blatt, — jedem von uns ein anderes Verhängnis! Ihr ſoll ich helfen, es geltend zu machen, und ihm ſollte ich helfen, es aus der Welt zu ſchaffen. Darum verhätſchelte ihn der kleine Buffone und trieb ſeinen poſſenhaften Götzendienſt mit ihm, weil er ſeinen energiſchen Geiſt als ein hoffnungsvolles Werkzeug erkannte, dem Weibe, bei dem er ihn abſichtlich gerne ſah, dieſes geſchriebene Damoklesſchwert aus den Händen zu winden. Aber denſelben Geiſt erkannte auch das Weib, das ihn ebenſo gerne bei ſich ſah, nur zu dem entgegengeſetzten

Zwecke, ihrem Manne das Geheimnis seines Schatzortes zu entlocken, das einzige, was ihr zur Schärfe des Damoklesschwertes noch fehlte. Und ich, ich, schloß Balm seine Betrachtung, — kann etwas lächerlicher und ärgerlicher sein? — ich war der Enterhaken, den die zwei Raubschiffe gegeneinander auswarfen!

Als Balm das Blatt überflogen hatte, gab er es der Eignerin mit den Worten zurück: Ein blinder Schuß ist das doch! Was hilft's, daß dir sein Nachlaß in den bündigsten und bestimmtesten Ausdrücken hier zugesprochen ist? W a s ist sein Nachlaß? W o ist sein Nachlaß? Wer beweist das? Warum hast du dir das nicht mit den genauesten Bezeichnungen in die Schrift setzen lassen?

Damerata schwieg und verfärbte sich ein wenig.

Balm sagte lächelnd: Ich kenne die Antwort auf meine Frage. Ich fragte nur zur Probe. Im übrigen weiß ich um die Geschichte dieses Ehekontraktes. Hättet ihr voraussehen können, daß Zuppa blindlings und ohne zu lesen unterschreiben würde, so hättet ihr die Schraube in jener Stärke angezogen, wie ihr's nun doch nicht gewagt habt. Nur das sage mir jetzt, denn es waren ja sicher gelehrte und schlaue Männer in dem Komplotte: was glaubtet ihr gewonnen zu haben, du und deine Freunde, daß in dieser ganzen Verschreibung nun eine Lücke besteht, wodurch wieder alles unsicher und zweifelhaft geblieben?

Kleinlaut antwortete die Witwe: Das übrige sollte die Zeit tun. Man tat, was man konnte, mehr konnte man nicht. Aber wir haben uns fest eingebildet, ich könnte ihn im Laufe der Ehe dahin bringen, daß er einen Katalog jener Bilder und sodann ein Testament machte, worin er ...

Balm nickte. So ungefähr stellt' ich mir's vor. Dann wurde dieses Blatt Papier freilich eine Waffe! Erst ein solches Supplement war der Griff zum Schwerte. Und vor sich hinredend, gleichviel ob es gehört wurde oder nicht, setzte er hinzu: Machte er aber dieses Testament, so war Meister Zuppa von dem Augenblicke an der überflüssigste, man könnte sagen — ein t o t e r Mann!

Damerata ſagte nichts. Entweder ſie hörte es nicht, oder ſie ſtellte ſich gerne taub, oder ihr Geiſt, mit ſich ſelbſt beſchäftigt, hatte es nicht gefaßt, was für eine entſetzliche Anklage in dieſem furchtbaren Doppelſinne lag. Kaum ausgeſprochen, bereute auch Balm ſeinen Ausfall, den das dämoniſche Weib wohl verdient haben konnte, der aber zur Stunde, wo ſie Witwe geworden, nicht ritterlich klang.

In einem veränderten Tone fuhr er fort: Aber ſiehe nun, wieviel Glück du im Unglück haſt! Dein Mann iſt tot, die Hand kalt und der Mund ſtumm, und ſie geben dir weder Wort noch Schrift mehr; dafür iſt jetzt die Sache ſelbſt da, und das langgeſuchte, geheimnisvolle Schloß kommt im rechten Augenblicke nach Rom gewandert, unter Zuppas eigenes Dach. Du haſt jetzt das beſte Recht, das wir Juriſten kennen, — du biſt im Beſitze.

Das bin ich! rief Damerata. Die Erbſchaft iſt mein, alles iſt mein! Alles, alles iſt mein Recht und mein Eigentum! Nur dieſen Teufel hilf mir bezwingen. Der iſt mein Unglück im Glücke. Der klemmt ſich zwiſchen mich und die Galerie, wie der Seekrebs zwiſchen die Auſterſchalen, um die Auſter zu freſſen. Du biſt ein Mann. Schaffe mir Ruh' vor dieſem Ungeheuer!

Balm war entſchloſſen dazu, — mit uneigennützigem, wenngleich nüchternem Pflichtgefühl. Auf einmal fiel ihm etwas ein, das wie Eigennutz ausſah und es doch nicht war, vielmehr dem zarteſten und ſittlichſten Impulſe entſprang. Was ſoll mein Lohn ſein, wenn ich dir helfe? rief er ergriffen von dieſer plötzlichen und glücklichen Eingebung. Erſchrick nicht; ich möchte mir bloß — eins dieſer Bilder zum Andenken kaufen. Verkaufſt du mir eins? Ich ſage gleich, daß ich juſt nicht am unbeſcheidenſten wählen würde.

Damerata, die ſchon funkelnd aufgezuckt hatte, als der Längſtbelohnte von Lohn ſprach, lächelte leicht und zufrieden. Das läßt ſich tun, ſagte ſie. Zwar hat die Galerie ſchon ihren Käufer; der alte heimliche Liebhaber, der ſie ſo gut zu kennen ſcheint, weiß vielleicht von jedem einzelnen Stücke; — aber gleichviel. Man ſagt, auf dem Transport

ist eins verunglückt, oder das oder jenes, oder er weiß auch nichts und man sagt gar nichts.

Also ich wähle mir ein Andenken aus dieser berühmten Galerie, von der ich schon so seltsame Dinge gehört habe. Bin ich doch neugierig, was so interessant daran ist und ob der Ruf nicht übertrieben hat, was er ja immer tut.

Balm sagte es harmlos, während sein Inneres wogte. Mit rascher Geistesgegenwart hatte er die Gelegenheit ergriffen, um dem Pfuhl dieser Sammlung jenes eine Bild zu entreißen, mit dem es sonst unwiederbringlich und von spätesten Menschenaugen noch beleidigt, im Strome der Zeiten dahingetrieben hätte. Es war gelungen! Er dankte es seiner Selbstbeherrschung, denn wenn er ahnen ließ, welchen Wert ihm das „Andenken" hatte, so war er nicht sicher, wie Damerata diesen Vorteil über ihn auszubeuten gedachte. Es bedurfte in aller Eile eines Meisterstücks von unvorbereiteter Verstellungskunst; aber — es war gelungen.

Und nun entließ er die Witwe Zuppas, die sich den besten Trost schon geholt, daß sie ein Zungen-Ungewitter gemacht und einem Manne ihr Herz ausgeschüttet, mit allem Trost, den er ihr sonst noch geben konnte. Sein Trost war einfach und nüchtern, aber nicht ohne Verstand hörte sie zu und begriff, daß es das Rechte war. Gegen Cencio möge sie gar nichts tun, war sein Rat. Ihre ganze Kampfart bestünde darin, ihn als nicht vorhanden zu betrachten. Durch die Ehepakten sei ihre Sache natürlich die beste; die seinige natürlich eine schlechte, oder vielmehr gar keine. So möge sie abwarten, was er selbst unternehmen wolle. Sie möge ihn herankommen lassen. In einem andern die eigenen Einbildungen bekämpfen, heiße schon ihm Vorteile einräumen und aus Schatten Wesen machen. Wer ein Recht beugen und Unrecht tun will, dem darf der Anfang dazu nicht im geringsten erleichtert werden; er hat allen Nachteil, daß er selbst anfangen muß. Eines aber scheine sie in ihrer Aufregung vergessen zu haben, und das könne ihr wohl zur größten Beruhigung gereichen. Indem sich die Nachricht von Zuppas Ermordung verbreite, werde der alte geheimnisvolle Käufer der Galerie

entweder ſelbſt oder durch ſeine Agenten ſofort wieder auftauchen und zum Kaufgeſchäfte ſich melden, was ſie vielleicht ſchon in den laufenden vierundzwanzig Stunden zu erwarten habe. Dann ſei der ganze Knoten gelöſt. Sie möge dann raſch abſchließen, auf Grund ihrer Ehepakten als vollberechtigte Eigentümerin ſich benehmen und es getroſt darauf ankommen laſſen, was für ein anderer Eigentümer mit dem neuen Beſitzer prozeſſieren wolle. Das ſei dann Sache der beiden Herren; der Juriſt könne keinen beſſeren Rat geben, als vollbrachte Tatſachen zu ſchaffen.

Aber Cencio? fragte Damerata. Wird er auch nur einen Tag lang Ruhe halten?

Balm dachte einen Augenblick nach. Dann ſagte er: Dieſer Mann iſt ſo ſchlimm, daß ich es für erlaubt halte, auch ihm einen ſchlimmen Streich zu ſpielen. Ich werde ihn der Polizei als einen öſterreichiſchen Spion denunzieren. Das zieht ihm fürs erſte eine Unterſuchungshaft zu und ſpäter eine Ausweiſung, da ſich die römiſche Polizei noch ſelten entſchloſſen hat, einen Inquiſiten als gänzlich unſchuldig zu entlaſſen. Mag ich unrecht tun, aber um ein größeres Unrecht zu verhüten, tue ich es.

Das war im Geſchmacke Dameratas! Mit einem lachenden Freudenſchrei wieherte ſie auf und ſprang in die Arme des Mannes, an dem ſie ihren ganzen Mann gefunden! Es war hart, das Ideal dieſes Weibes zu ſein! Balm mußte ſich ihre Küſſe gefallen laſſen — als Strafe für die männliche Miſſetat, Weiber zum Zeitvertreib zu ſuchen, anſtatt zum Beſten, was ſuchens- und findenswert iſt!

Siebzehntes Kapitel

Marcheſe Santafiore!

Der Name fiel augenblicklich über Balm wieder her, als er allein war. Er erſchrak wie im erſten Augenblicke. Es war noch nichts vergangen. Die Zeit braucht größere Maſſen,

um das aufzuzehren. Marcheſe Santafiore in dieſer Ideen-Verbindung! Wann wird er's gewöhnt ſein, wann wird es abgeſtumpft ſein? Wenn Steine durch Tropfen ausgehöhlt ſind!

Mit wüſteſtem Kopfe entraffte ſich Balm dieſer Zimmerſtimmung. Er ſtürzte aus dem Hauſe und begab ſich auf Straßen-Zerſtreuungsjagd. Aber die Straßen zerſtreuten ihn nicht, ſie verwirrten ihn nur. Dieſe Fiaker, dieſe Marktleute, dieſe Verkaufsläden, dieſe Bauern, Facchini, Soldaten, Herren und Damen, das alles trieb unbefangen ſein Weſen, als ob es nicht wüßte, daß die Welt untergegangen! Wie ſehen dieſe Straßen und Kirchen im Tageslichte aus, die heute nachts Geſpenſter geweſen! Alles ſteht da, wie es geſtern geweſen! Alles iſt ſeit geſtern doch anders geworden. Wellen rollen gleichgültig fort, ob ſie ein Stück Holz oder eine Menſchenleiche treiben; dieſer Menſchenſtrom macht es nicht anders. Heute nacht iſt Zuppa ermordet worden und hat einen Namen ausgeſtoßen, aber auf keiner Stirne ſteht es zu leſen! Er allein weiß, was niemand weiß, und er kommt ſich wie ein Gezeichneter, wie ein wandelnder dunkler Fleck vor. Ein Ahasverus, mit der Bürde weniger Stunden, wie mit der Bürde der Ewigkeit!

Kein glänzender Strahl fällt in ſeine zerfahrene Selbſtunterhaltung, nicht einmal das Bewußtſein, einer unglücklichen Witwe Hilfe gebracht zu haben. Welche Witwe! Welche Hilfe! Es ging ihm ſo leicht, ſo geiſtesgegenwärtig zum Munde heraus, gegen Cencio etwas zu unternehmen, das ihm eine kurze Haft zuzog und das dieſen Uebeltäter wirkſam genug hemmte. Und doch inkommodiert ihn dieſes Verſprechen jetzt. Eine Anſchuldigung nicht ſehr gravierender Art, — es iſt nur eine Mücke gegen die Untaten, deren Cencio fähig war, die er wohl auch ſchon wirklich vollbracht, und die ja Balm ſelbſt bis zu der Größe eines Mordes zu taxieren ein Recht hat. Aber nur um ſo ſchlimmer — vor einem Meuchelmörder die Augen niederſchlagen zu müſſen! Ein falſches Zeugnis gegen einen Unternehmer echter Verbrechen! In dieſem Lichte ſieht es Balm jetzt. Vorgeſtellt, war es bloß nützlich;

ausgeführt, wird es ekelhaft häßlich. Ein falscher Angeber gegen einen Cencio! Er möchte sich selbst entfliehen, der unglückliche deutsche Mann. Mit Verzweiflung seufzt er in die Maschine des Werkeltags hinein, die einen Gang geht, den er mitgehen muß. Daß eine Faust herabführe und sie zerschlüge! Hast du keine Wunder mehr, du altes wunderwirkendes Rom? Erfinde, was du schon einmal getan, den Anbruch einer neuen Weltordnung und ein allgemeines Seelenbad sittlicher Wiedergeburt!

So in Gedanken, Landsmann? Und plötzlich fühlte Balm einen Arm in dem seinigen. Es war Baron Neugart, der ihn schon entfernter gegrüßt, aber ohne daß Balm es gesehen und erwidert hatte.

Das war zwar keine neue Weltordnung und keine dramatisch-sittliche Erlösung, aber doch ein willkommenes Vergessen des Augenblicks. Der Baron nämlich schlug dem Freunde ein gemeinsames Diner vor, und wie gerne nahm Balm an! Auch ein Geringerer hätte ihm jetzt ja genügt; aber die markige, denk- und spruchschneidige Art dieses Mannes, der in seiner originellen Verbindung von studentischer Verve mit Erfahrung und Weltton ein so interessanter Gesellschafter war, hatte für Balms Geschmack etwas eigentümlich Würzhaftes und hatte es schon in den ersten Stunden gehabt. Sah er doch im andern gleichsam sich selbst, nur daß jener ein blanker und er ein getrübter Spiegel, jener sich am wohlsten und er am unwohlsten fühlte, wie sie in Rom hier an einer gemeinsamen Station ihres Lebens zusammengetroffen. Die politischen Verhältnisse des Patrimoniums und der katholischen Großmächte waren gewiß kein Stoff für seine gegenwärtige Stimmung, aber wie Baron Neugart mit straff und elegant gespannten Segeln in diese Unterhaltung hineinfuhr, so konnte selbst Balm mitfahren.

Ja, er tat es gerne, denn er freute sich schon, daß — von nichts anderem die Rede war. Wie wenig hätte er es in seiner verstörten Stimmung vertragen, wenn der Baron etwa jene zarteste Saite berührt hätte, welche der bekannte „Brief aus der Heimat" zu berühren ihm auftrug! Oder wenn Wor-

te gefallen wären, welche sich auf den Marchese Santafiore bezogen! Wo sollte er Sammlung und Selbstbeherrschung hernehmen, um bei solchen Gesprächsstoffen seines überreizten und übervollen Herzens Meister zu bleiben? Aber der Baron politisierte; es war ihm sichtlich zu tun, den Freund bei allen gleichen Gesinnungen festzuhalten, alles Ungleiche vollends zu überwinden, ihn für die Aufgaben der Zeit zu interessieren, kurz einen Mitstreiter an ihm zu gewinnen. Balm ließ sich „bearbeiten".

So waren die Gläser endlich geleert, die Hände geschüttelt, und wieder gingen zwei Menschen auseinander, die ein intimes Gespräch gehalten, — in intimster Unwissenheit, mit welchem Gemüte der eine dem andern gegenübergesessen!

Balm stand und disponierte über den weiteren Tag. Da fühlte er unwiderstehlicher als alles den Zug — nach jenem verhängnisvollen Bilde. Es wurde ihm aufs klarste bewußt, daß er mit dieser Aktion den Anfang machen müsse, um sich selbst wiederzufinden und gestärkt und gestählt zu sein für alle ferneren Widrigkeiten seiner Situation.

Gedacht, getan. Mit rüstigen Schritten begab er sich auf den Weg nach dem Schatzorte. Einem Fiaker zuschreitend, stand er davon wieder ab, denn er besann sich, daß die Vorsicht geboten sei, Personen im öffentlichen Dienste so wenig als möglich auf jenen Ort der Geheimnisse aufmerksam zu machen. Er begnügte sich, den Drang seiner Ungeduld zu Fuß auszulassen, und bald wurde er jenes schicksalsvollen Gebäudes ansichtig, das da hieß: Meister Zuppas Studio.

Wer in diesem götter- und tempelreichen Rom geahnt hätte, was für ein Tempel der Nemesis an diesem kleinen, grauen Hause da stand! Zu welch lustigem Frevel hatte er's noch vor wenigen Tagen betreten und wie kommt er heute zum zweiten Male! Mit grauenvollem Blute büßte der Anstifter den Frevel, und den Teilnehmer umstrickt eine heillose Kette von Folgen, die er hinkend nachschleppt.

Balm klopfte an das verschlossene Pförtchen, in der zweifellosesten Ueberzeugung, daß Damerata anwesend sei, von ihrem Schatze untrennbar und eine eifersüchtige Hüterin desselben.

ben. Er klopfte zwei- und dreimal. Es verging eine Pause. Schon fing er an, auf und ab zu gehen, da öffnete die Türe sich zaudernd und — Balm und Cencio standen sich gegenüber.

Balm war betreten, aber nicht außer Fassung, denn er wußte ja bereits, wie gern dieser Eindringling sich hier zu schaffen mache. Cencio dagegen, als er seinen Nachtgast aus der Lomelina erkannte, prallte wie vor einem Gespenste zurück und vergaß so sehr der Besinnung, daß ihm nichts anderes einfiel, als grob herauszupoltern: Was wollt Ihr hier?

Balm schob ihn vornehm beiseite und trat ein. Fast wäre er jetzt mehr erschrocken, als Cencio über ihn. Das heidnisch-lüsterne Kunsttempelchen Zuppas sah aus wie das wüsteste Warenmagazin. Ein überfülltes, unkenntliches Chaos voll greulichster Unordnung! Balm erblickte ein brennendes Licht und bemerkte, daß sich Cencio aus dem Eckrestchen eines hochbepackten Tisches und einer daneben aufgestellten Kiste eine Art Arbeitsbureau improvisiert, ganz als ob er hier zu tun hätte und sich häuslich einrichten wollte. Auf dem Tischeckchen sah er Briefpapier, Petschaft und Siegellack, auf der Kiste stand die angezündete Kerze, daneben eine Spiritusflasche und ein heißbrodelndes Pfännchen, aus welchem es terpentinartig roch.

Aber zum Teufel, was wollt Ihr hier? zappelte giftig und zornig der beiseitegeschobene, ertappte Usurpator.

Schafft ein wenig Raum und macht Ordnung hier, antwortete Balm, in einer Stunde erwarte ich den Marchese.

Wie ein elektrischer Schlag wirkte dieses Wort auf Cencio und zum kleinlauten Armensünderton herabgestimmt, mäßigte er seine Frage: Aber wer seid Ihr, Herr? Ich muß ja doch wissen . . .

Balm schüttelte ihn lächelnd am Rockknopf und sagte: Messer Vincentio, ein Schlaukopf scheint Ihr mir nicht zu sein! Das hättet Ihr schon in der Lomelina wissen können, wer ich bin. Damals hat man Eure Dienertreue auf die Probe gestellt und sie hat sich noch so ziemlich bewährt. Dagegen was Ihr jetzt unternommen, das sieht nicht zum

besten aus. Wenn Santafiore kommt, so hoffe ich, Ihr werdet die Eigenmächtigkeit Eures Tuns mit guten Gründen verantworten können. Und was kocht Ihr denn da? Firnis? Ein schlimmes Zeichen! Ihr habt durch Euren kecken und übereilten Transport wohl manches beschädigt und gedenkt jetzt den Perlen geschwind noch ein falsches Email anzupinseln? Nur still, nur still! Ich will nichts wissen. Es wird sich ja finden. Es wird alles untersucht werden.

Der vollständigste Erfolg krönte dieses mephistophelische Strategem unseres Helden. Cencio wurde fast unsichtbar. Der alte Mäuserich verkroch sich tief in sich selbst und machte ein Gesicht, daß der schönste Gedanke seines Lebens, die Defraudation, nunmehr unwiederbringlich zu Wasser geworden. Balm konnte sich schmeicheln, durch den kecken Handstreich, womit er von seiner Kenntnis der Dinge Gebrauch gemacht, die Sache der Witwe schon in diesem Augenblicke allein sichergestellt zu haben. Ihr gefährlichster Feind war entwaffnet.

Aber sein gefährlichster Feind ist der Mensch selbst und ein furchtbares Wort redet in unsrer dinglichen Welt der Schein der Dinge mit!

Jetzt wurde die Tür, welche bei dem aufregenden Aug-in-Aug der beiden Männer unverschlossen geblieben, von einem temperamentvollen Griff aufgerissen, und herein schwang sich im elastischen Wurf — Damerata. Im gleichzeitigen Anblicke Balms und Cencios prallt sie entsetzt zurück und stößt gellend den Schrei aus: Alle Teufel der Hölle, er spielt mit dem Verräter unter einer Decke! Von dem Worte wie von einem Schuß getroffen, schreit Balm auf: Damerata, du irrst dich! und stürzt sich beschwichtigend dem Weibe entgegen.

Bleib mir vom Leibe, deutsche Kanaille! kreischt die zur Furie Verblendete und sucht mit wutfunkelnden Blicken nach einer Waffe umher. Sie rennt vor, errafft die brennende Kerze und schleudert sie Balm ins Gesicht. Kaum entgeht Balm mit gewandtester Wendung dem Wurf, aber indem er seinen Schritt nach ihr fortsetzt, steigt hinter ihm eine Flammenlohe auf und verbreitet sich in Werg, Stroh, Heu, Pack-

leinwand und Packpapier augenblicklich nach allen Seiten. Das Weib erreichend, macht seine überstürzte und ihre rabiat abwehrende Bewegung die Kiste, die noch trennend zwischen ihnen steht, umstürzen; Spiritus und Terpentin strömen hin, fassen sofort Feuer und hüllen sie beide in eine gräßliche Lohe. Die Frauenkleider sind's zuerst, welche brennen. Balm wirft sich dämpfend auf sie, aber das tolle Weib kratzt und beißt tigerhaft und rennt tiefer ins Studio vor, — völlig sinnlos, oder vielleicht mit der Besinnung, den Schenktisch zu erreichen, wo in den Tagen der Ordnung Trink- oder Waschwasser in immer gefüllten Gefäßen stand. Aber die Ordnung ist hin, der Zugang zum Tisch verschränkt, verstellt, verhindert; sie drängt und drückt sich, steckt, als eine wandelnde Fackel, auch diesen Teil des Studios in Brand, erreicht ihr Ziel nicht und kehrt, heulend in Todesangst, wieder um. Balm tappt sich in die Richtung des Schreis, denn schon sieht man nicht mehr, weil der ganze Raum von Rauchwolken qualmt; da hat Cencio, unmittelbar unter dem Fensterbogen arbeitend, einen Wurf hinauf getan, um aufs kürzeste Luft zu schaffen und den Rauch hinauszulassen. In demselben Augenblick aber flammt's im Innern wie eine Explosion auf, der Brand ist jetzt vollkommen und allgemein, denn turmhoch schlägt die Feuergarbe zum Fenster hinaus, am Hinzutritt der äußeren Luft mit Entzücken sich sattfressend. Balm errafft von Dameraten, die schon zu Boden liegt und sich nicht mehr wehrt, einen Arm und schleift sie, selbst zusammenbrechend, nach dem Ausgang, erreicht auch die Tür und reißt sie auf, aber die Heftigkeit dieser Bewegungen, alles Unfeste erschütternd, brachte von den großen gerollten Bildern, welche in Säulenhaufen an den Türpfosten lehnen, eine der Säulen so unglücklich zum Fallen, daß sie Balms Hand von Dameratens Arm losriß, als wäre ein Fallbeil dazwischengefahren. Und wie ein Bergsturz durchzuckt es die übrigen Rollen; gelockert, vielleicht eines Stützpunktes beraubt, schmettert das ganze Geschiebe zu Boden, Damerata kam rettungslos nach innen zu liegen, Balm wurde von der rutschenden Barrikade hinaus und in die offene Türe ge-

drängt. Ihm nach aber wälzt sich ein Feuerstrom, der auch hier mit fressender Gier zur freien Luft hinausschlägt und draußen sich ausbreitet.

Es war der letzte Moment seines Bewußtseins. —

Achtzehntes Kapitel

Ueber Tische mit Neugart hatte Balm sein Notizbuch gebraucht und, verstört wie er war, in seiner Zerstreutheit liegen gelassen. Der Aufwärter, welcher den Baron kannte, brachte es diesem und Neugart ging abends damit zu Balm.

Als er in seine Straße kam, trug man mit großem Menschenauflauf eine Krankenbahre daher und just vor Balms Haus. Unwillkürlich fragte Neugart, wer es sei, und wie ein Donnerschlag traf's ihn, daß man Balms Namen nannte. — Was geschehen sei? — Man erzählte ihm das Brandunglück und wie man den Mann verbrannt und bewußtlos an der Unglücksstätte gefunden. — Bewußtlos! Woher wisse man also, wer es sei? — Man habe ihn durchsucht und in einem halbverbrannten Etui noch ein paar unversehrte Visitkarten seines Namens gefunden. — Jetzt blieb dem bestürzten Freunde nichts mehr zu fragen übrig. Er begleitete die Bahre hinauf.

Dieselbe wurde geführt von einem französischen Militärarzte, welcher den ersten Verband angelegt, hierauf den Transport überwachte und seinen Kranken persönlich nach Hause brachte. Das Unglück hatte sich, wie wir die Lage von Zuppas Studio kennen, in der Nähe einer Kaserne ereignet und diese war seit der Okkupation mit französischen Truppen belegt.

Der Militärarzt sagte dem Baron, es sei einer der schwersten Fälle von Brandwunden. Mit Balm selbst konnte Neugart nicht sprechen; er lag seit dem Verbande, der ihn schmerzhaft aufgeregt, wieder bewußtlos.

Neugart ging fort und schickte noch vor Nachtanbruch sei-

nen deutschen Legationsarzt. Er wachte die ganze Nacht an dem Krankenlager. Später kam der Baron nach und wachte mit. Von einem Gespräche war auch jetzt keine Rede; nur Balm allein sprach, — aber irre und im heftigsten Wundfieber.

Neugart blieb fast unzertrennlich von Balms Krankenbette. Oder war es ein Totenbett? Der Stand dieser Frage war lange — der Nullpunkt. Es vergingen vierundzwanzig Stunden, — achtundvierzig Stunden, — zweimal achtundvierzig Stunden — die Tage schienen kein Leben, sondern bloß Distanzen vom Tode. Es wäre zu gut gesagt: der Kranke schwebte zwischen Leben und Tod; — das Leben hat keine, der Tod alle Chancen in seinem Zustande.

Die Gesichter der Aerzte wurden immer länger. Selbst des französischen Militärarztes, welcher in Algerien unter den „Höhlenverbrannten" die verzweifeltsten Fälle gesehen und mit Unerschrockenheit behandelt hatte.

Am fünften Tage wünschten die beiden Ordinarien selbst ein Konzilium. Der Deutsche verstärkte sich mit einem Deutschen, der Franzose mit einem französischen Kollegen; einen Italiener als fünften Vertrauensmann, um zur Stimmenmehrheit die Ungerade vollzumachen, zog Baron Neugart bei.

Dieser Freund griff mit großer Energie ein. Im Grunde war er voll Schrecken und Aufregung, erlebte ein Unglück wie dieses zum ersten Male und hatte gar kein Organ dafür. Aber just in seiner strotzend gesunden Lebensfreudigkeit bekämpfte er Krankheit und Tod wie einen persönlichen Feind, der ihm seine Zirkel störe, wie eine Injurie, die er nicht leide und für die er sich seine Satisfaktion nehme.

Was das Konzilium befunden? Wir können es ahnen, ohne in das Heiligtum des Totengerichtes einzudringen, denn noch die Treppe herab und den Torweg hinaus hören wir den Italiener, den Aeltesten der fünf und einen Mann mit geistvollen Augen und schönem Greiseskopf, gegen seine Kollegen im Fortgehen eifern: Wasserbäder? Ich habe noch nie einen Erfolg davon gesehen! Und dann — mögen die Brand-

wunden heilen, aber ich versichere Sie, meine Herren, es muß mit einer tödlichen Lungenentzündung zu Ende gehen.

Ein matter Schrei ertönte, — die Männer sahen sich um, — aber da sie im Dunkel des Hausflurs nichts wahrnahmen, so kümmerte es sie nicht weiter — welchen Wurm sie im Vorbeigehen zertreten!

Der zertretene Wurm war ein verschleiertes Mädchen, das scheu und rasch an ihnen vorübergehuscht. Im dunkelsten Hintergrunde des Treppenhauses brach sie auf den ersten Treppenstufen zusammen, kauerte hin und weinte. Was habt ihr getan, ihr lateinischen Unglücksvögel! In einer toten Sprache meintet ihr gesprochen zu haben; aber die tote Sprache ist nur tot, nicht begraben. Sie geht noch um unter den Lebendigen. Und ach, dieses Mädchen kommt aus einem Lande, wo das Volk ein Weltvolk ist, das am liebsten alle Sprachen der Welt in seiner eigenen Sprache verschlucken möchte. Wie hätte sie nicht wissen sollen, was „letal" und was „Pneumonie" heißt; hat sie doch selbst an einer tödlich verlaufenen Lungenentzündung ihr gutes Mütterchen verloren! In langen Nachtwachen hat sie mit ihren zarten dreizehnjährigen Händchen die gute Mutter gepflegt, aber — die Pneumonie war letal! O wie gut, wie fürchterlich gut kennt sie diese zwei schrecklichen Worte! Und just die mußtet ihr aussprechen, als sie scheu und rasch im Dunkel vorüberhuschte. Was habt ihr getan, ihr lateinischen Totenvögel!

Droben im Krankenzimmer inzwischen sitzt Baron Neugart mit dem Letzten der fünf, seinem deutschen Legationsarzt, einsilbig und melancholisch auf dem Kanapee. Das lange, dumpfe Dahinschweigen unterbricht endlich wieder der Doktor: Das Schlimmste ist, der Körper tut nichts und das Allerschlimmste, die Seele tut weniger als nichts. Die Kräfte, die wir jetzt brauchten, hat das Nervenfieber in Mailand verzehrt und seitdem hat er wieder jugendlich-tapfer drauflosgelebt, wenn ich Ihre Andeutungen recht verstehe. Unsre Bemühungen werden an einer vis inertiae zuschanden, die mich erschreckt, auch wenn ich sie, dank Ihren Winken, erklärt finde. Ich habe solch einen Fall noch nicht gesehen.

Ein Körper in ſeiner Jugend, gut gebaut, reich an Mitteln, die freilich ſtark angegriffen, aber trotzdem nicht erſchöpft ſind; keine Spur von Marasmus, — und doch! Alles tatlos und tot! Nicht die leiſeſte Regung einer natürlichen Reaktion, einer wohltätigen Selbſthilfe. Im Gegenteil. Sein Phantaſieren, ſoviel wir Sinn darin finden, gibt nur den einen: grenzenloſe Gemütsdepreſſion! Das iſt der ſchwärzeſte Punkt. An der Quelle der Hoffnung ſollte jeder Kranke der Erſte ſein und der unſerige iſt der Letzte. Mißverſtehen Sie mich nicht. Ich huldige gewiß nicht der alten Schule und ihrer ſogenannten Naturphiloſophie, jener unwiſſenſchaftlichen Träumerei, die ſich auf ein ſo myſtiſches Ding, wie die Seele, verließ, wenn ſie mit ihrem Latein zu Ende. Aber einen Heilwert hat ſie trotz alledem, die Kantiſche „Macht des Gemütes". Wir können ſie nur nicht in unſer Ordinarium einſtellen, weil ſie unbekannt, ausnahmsweiſe, in undefinierbaren Grenzen wirkt; aber daß ſie wirken kann, iſt kein Zweifel: der alte Linné iſt von einem Gichtanfall geneſen aus Freude über eine ſeltene und langgeſuchte Pflanze, die ihm ein Schüler ans Krankenlager brachte. Wahrlich, eine ſolche Pflanze könnten wir jetzt auch brauchen! Mehr als wir fünfe, die wir da ſitzen und uns hinwegſchleichen als aufgelegte Habenichtſe, könnte jetzt irgendein ſtarkes moraliſches Agens tun, ein immaterieller elektriſcher Schlag, der mit ſeinem Funken belebte, was für uns tot bleibt. Es iſt ſchamvoll zu ſagen, aber ich fürchte, hier rettet nichts als ein Wunder.

Vorſichtig ſteckte die Padrona des Hauſes den Kopf zur Türe herein und liſpelte: Eine Dame verlangt zu dem Kranken. Darf ſie?

Neugart ſprang auf. Eine Dame! Das Wunder! Das Agens! Der elektriſche Schlag! Herein mit ihr!

Er bemerkte, mit welchem Blicke der Doktor ihn anſah, und ſagte erſchrocken: Pardon! ich wollte nichts Frivoles geſagt haben. Kein Gedanke daran! Freilich — das Weib iſt das Agens, das ebenſo verderblich als wohltätig wirken kann. Und die römiſchen Damenbekanntſchaften eines Fremden ...

Sie ist keine Römerin.

Wer ist sie? Was sagte sie, wie nannte sie sich?

Sie nannte sich nicht und sagte sehr wenig. Aber das merkte ich schon: sie spricht aus dem Buche.

Also eine Fremde?

Si Signori; eine Fremde ist sie gewiß.

Die Männer sahen sich einen Augenblick an; Neugart, immer der Raschere, nickte der Hausfrau ein Ja zu. Sie trat zurück und gab den Eingang frei.

Und hinter ihr hervor kam es hereingeschwebt — verschleiert — schattenhaft — in Schritt und Haltung ein Bild, worin die Verzweiflung Resignation und die Resignation fast eine bescheidene Art von Heroismus geworden. Es war eine Gestalt, weder geknickt, noch krampfhaft künstlich gestrammt; es war das Unglück, aber am Stabe seines letzten Trostes, der Ergebenheit und der Pflicht.

Zwei Schritte über der Schwelle hob sie ein wenig den Schleier. Die Männer sahen in ein verweintes Gesicht. Sie schlug mit scheuer, tastender Furchtsamkeit ihr Auge auf, tat wieder einen Schritt vorwärts und zuckte zusammen, als ihr Blick — auf die spanische Wand fiel. Dort war das Schlachtfeld!

Der Doktor hatte schon seine Amtsmiene vorgenommen und den Mund zum Examinieren geöffnet; aber das alles verging ihm vor diesem Anblicke. Er fragte die Fremde um nichts, sondern bot ihr mit stummer, höflicher Gebärde das Kanapee an.

Und — als fürchtete er nun selbst ausgefragt zu werden, der arme Heilkünstler, griff er nach Hut und Stock und begab sich mit einer Verbeugung auf eine höchst anständige Flucht.

Die Fremde saß da — in der stillen Aufregung des Kampfes zwischen ihrer Schüchternheit und ihrer Begierde nach dem Krankenlager. Der Baron störte diesen Moment nicht und ließ sie Fassung gewinnen, indem er die Gelegenheit ergriff, den Doktor vor die Tür zu begleiten, um sie allein zu lassen.

Als er zurückkam, erhaſchte er juſt den Augenblick, wie das Töchterchen Evas mit lauſchig-trippelndem Schritt und als ob ſie etwas Verbotenes täte, ans Krankenlager ſich heranſchlich. Sie wurde rot und ſtand erſchrocken, er aber, mit einem fein unterdrückten Lächeln, bot ihr zuvorkommend den Arm und führte ſie ſelbſt an Balms Bett, indem er ein paar Kuliſſen der ſpaniſchen Wand ſachte zurückſchob.

Da lag er, der kranke, in ſeinen Brandwunden fiebernde Mann. Seine Augen ſtanden groß offen. Seine Augen? Ah, dieſes graſſe tote Glotzen, ſind das noch Augen? Es iſt kein Blick darin; in ſtarrſter Richtung ſtehen ſie juſt nach den beiden Perſonen offen, aber es denkt nichts, es zuckt und bewegt ſich nichts darin. Man ſchaut hinein und ſie geben ſo wenig einen Blick von ſich wie zwei Glaskugeln.

Der Baron fühlte den Körper des Mädchens an ſeiner Seite ſchaudern und machte ſich gefaßt, ſie in ſeine Arme aufzunehmen. Sie aber, inſtinktmäßig ausweichend der fremden Mannesberührung, ſtürzt mit fluchtähnlichem Schrecken dem Kanapee zu, wo ſie in die Knie bricht und lautſchluchzend ihr Geſicht in die Ecke birgt.

Innerſt ergriffen ſteht der Baron dabei. Was kann er ſagen? Eine Redensart! Faſſen Sie ſich. Es ſieht ſchlimmer aus, als es iſt. Kein Krankenbett iſt ſo fürchterlich, wie es dem Unerfahrenen ſcheint.

Das war das Auge meiner Mutter, die im Fieber einer Lungenentzündung geſtorben! rang das troſtloſe Mädchen.

Der Baron ſtutzte; ſein Verſuch, ſie als Laiin abzufinden, war mißglückt. Aber der Diplomat in ihm antwortete mit Geiſtesgegenwart: Eine Mutter gehört dem ſchwachen Geſchlechte an und unſer Freund dem ſtarken!

Dieſe ſo einfache Logik machte Wirkung. Das Mädchen ſtillte die Tränen und ſtand auf.

Wir müſſen die Lage des Barons bedenken, um ihn jetzt zu entſchuldigen. Dort lag ſein todkranker Freund und hier ſtand ein Krankenbeſuch — faſt wie ein zweiter Kranker. Es war nicht geheuer. Es mochte fürs erſte genug ſein. Kurz, er bot der Fremden den Arm und ſagte fein, aber beſtimmt:

Ich darf Ihnen gewiß meinen Wagen anbieten, um Sie nach Hause zu bringen. Die Besuche des Kranken dürfen leider nur kurz sein: Seine häusliche Pflege besorgt die Padrona. Ich stehe zu Ihren Diensten, Signorina. Und mit jener verbindlichen Art, welche am unwiderstehlichsten gebietet, indem sie selbst Befehle zu erwarten scheint, zog er die Handschuhe an und langte er seinen Hut.

Aber das Mädchen starrte ihn an, wie einen Feind. Sie wich zurück, hielt sich mit der Hand am Kanapee fest und — sprach schon, noch ehe sie sprach: Als sie den Mund öffnete, sagte sie fest und ruhig wie ein Gesetz: Ich bleibe hier. Ich muß hier bleiben, alle Tage, alle Nächte, so lange — bis sich's entschieden hat!

Der Baron war aus dem Felde geschlagen. Er fühlt ganz, wovon die Rede ist. Aber wer ist's, der so reden darf? Wer ist die Fremde mit der Buchsprache und dem fremden Akzent? Er wünschte, der Doktor wäre noch da. Einstweilen zieht er sich auf ihn zurück und sagt ausweichend und ausholend: Der Ordinarius hat zärtliche Krankenbesuche nicht vorgesehen. Hoffen wir also, daß er keinen Feind der Heilzwecke erkennt — in einer Freundin des Herzens, — vielleicht einer B r a u t.

Eine Braut in Rom! rief das Mädchen wie von einem Pfeilschuß getroffen. Sie erblaßte, sie griff ans Herz und preßte die Lippen, wie zu einem ewigen toten Verstummen.

Aber der Baron, von diesem Anblicke wie einer plötzlichen Erleuchtung getroffen, brach in die Worte aus: War ich denn mit Blindheit geschlagen?! Sie, Sie sind es selbst! Seine deutsche Braut sind Sie, Agathe steht hier, die Tochter unseres . . .

Still! still! Ich bin hier nichts als ein Weib, das seiner Pflicht nachgeht.

Der Baron war außer sich vor Ueberraschung und Freude. Hut und Handschuhe wegwerfend, ergriff er die beiden Hände des Mädchens und drückte sie mit Feuer. Dann sah er ihr in die Augen, glücklich, neugierig, wie einer, der ein

Wunder ſieht, wie ein Lechzender einen perlenden Labetrunk. Er ſah ſie ſo lange und freimütig an, daß es der unbeſcheidenſte Blick geweſen wäre, aber es war der herzlichſte, brüderlichſte, — ein Oreſtesblick auf eine Iphigenie!

Das heißt, wie vom Himmel herabſteigen! rief er in ſein Schauen und Händeſchütteln. Das heißt, Rettung in der Not, kommen wie von Gott geſendet! Mir geſchieht wie im Traume. Ich bin ganz aus der Zeit und allen Begriffen. Reiſt man denn durch Lüfte? Haben Sie Nachricht durch Hellſehen? Ich ſelbſt habe noch nicht nach Hauſe geſchrieben; und wenn ich's getan und wenn ich telegraphiert hätte — es iſt heute erſt der fünfte Tag, — durch welche Zauberei wäre es möglich geweſen . . . Sagen Sie doch, wie das alles zugeht? — Und er ſelbſt nötigte ſie jetzt zum Bleiben und führte ſie auf ihren Sitz zurück.

Aber Agathe erklärte das Wunder durch einen bloßen „Zufall", wie es die Nüchternen nennen würden. Schon ſeit dem Tode der Mutter ſtehe die italieniſche Reiſe unter den Lieblingswünſchen des Vaters obenan. Die Beſtellungen aber ließen den kunſteifrigen Mann von Jahr zu Jahr zu keinem rechten Abſchluß gelangen; es ſchien, als ob die Nadel des Kupferſtechers nur immer geſchätzter würde, je mehr man erwartet hatte, daß Photographie und Farbendruck ſie brachlegen müßten. Genug, Italien blieb in allen Rechnungen, Entwürfen und Phantaſien fortwährend am Horizont ſtehen, aber ein Halbdutzend Jahre waren vergangen und der Traum wollte nicht Wirklichkeit werden.

Und ſo wählte lieb Väterchen juſt das turbulentſte Jahr? ſagte der Baron. Das Jahr des Kriegs, der Unruhen, der politiſchen Zuckungen und Verwirrungen; das Jahr, wo der aufgeregte Heſperidengarten am wenigſten gartenhaft iſt, das Jahr, wo die fremden Reiſenden ausbleiben und die anſäſſigen Fremden fortziehen?

Agathe hielt zaudernd inne und wurde rot. Nach einer Pauſe antwortete ſie: Der Papa ſagte, nun ſei es die höchſte Zeit. Wer Rom ſehen will, muß das papale Rom ſehen und man könne nicht wiſſen, wie bald das zu Ende gehe. Für die

Menschheit sei es zu wünschen, für Künstler aber gäbe Rom kein ganzes und volles Bild ohne den Thron des Papstes, ohne Kirchenpomp und Priesterherrschaft.

Das klang ja plausibel. Und doch hatte sie gestockt und war rot geworden, was der Baron, der ganz Aufmerksamkeit für sie war, stutzend beobachtet hatte. Indem er darüber nachsann, erriet er, daß er diese Antwort — sich wohl noch ergänzen müsse. Er hatte ohne Zweifel die Wahrheit gehört, aber nicht — die ganze Wahrheit. Ach und die ganze Wahrheit mochte freilich anders klingen und trauriger! Er sah in ihr jugendlich-schönes, aber schmales und sehr sensitives Gesicht und sah Spuren eines Seelenleidens darin, welches vielleicht schon — physisches Leiden war! Da hörte er im Geiste einen Hausarzt; — führen Sie das Kind nach Italien, solang es noch Zeit ist und ehe wir das schreckliche Wort „Abzehrung" aussprechen müssen! Da hörte er im Geiste sie selbst, wie sie dem Ohr des Väterchens sich anschmeichelt, hörte die Stimme ihrer verzagenden oder hoffenden Mädchensehnsucht, hörte den Namen Italien, bald wie ein Silberglöckchen, bald wie das Grabgeläute eines gebrochenen Herzens, auf ihren vereinsamten Lebenswegen. Alle Vernunftgründe legt sie dem Vater in den Mund, die vielleicht ihre eigenen waren, aber als Masken ihrer Herzensgründe. Und so sieht er sie jetzt in Rom, die lichtlechzende Blume, die ihre Sonne gesucht, ach, ihre untergegangene Sonne, aber doch ihre Sonne! In der stillen Würde ihrer weiblichen Pflicht sitzt sie da und wird sich nicht fragen: wer war denn pflichttreu gegen mich?!

Der Baron ergriff ihre Hand und küßte sie mit einer Art schamhafter Hochachtung. Dann sagte er still und weich: Verzeihen Sie mir die Härte, womit ich Sie zuvor entfernen wollte. Wir Blinden! Seinen Rettungsengel entfernen! In diesen Wänden kann niemand helfen als Sie. Wir beugen uns vor Ihnen, Sie gebieten hier, Sie sind die erste Person an diesem Platze.

Wo ist Agathe? lallte es mit einer unkenntlich schwachen ohnmächtigen Stimme hinter der spanischen Wand.

Wie von einem Blitz durchzuckt, schnellte das Mädchen empor und stürzte dem Bette zu.

Der Baron hütete sich, die ärztlichen Warnungen von den sogenannten Gemütsbewegungen und Aufregungen in diesem Augenblicke wörtlich zu nehmen. Mochte jetzt alles geschehen, was in der Profansprache ein krasser Exzeß hieß; in einer andern Sprache heißt es, — und das erflehte der Doktor ja selbst, — ein Wunder!

Es war still, der Kranke lallte nicht mehr. Sein Mund war jetzt wohl mit den Mädchenlippen aus Deutschland versiegelt! Seid gesegnet, ihr Lippen voll heiligem Lebenshauch! In der Seele Neugarts betete etwas. Er schlich sich leise zur Türe hinaus. Auch die Freundschaft hätte jetzt nur entweihen, auch er hätte jetzt nur profan sein können.

Als er wieder zurückkam, sagte er zu Agathen: Ich habe Ihnen hier im Hause Quartier gemacht. Sie sprachen Ihren Willen aus, hier zu bleiben, und Ihr Wille ist jetzt Gesetz. Ich habe mit der Padrona alles in Ordnung gebracht.

Agathe war keines Wortes mächtig. Das also war der Freund ihrer Freundin zu Hause. Wahrlich, ein männlicher Mann! Ein Mann, bei dem alles geborgen ist, was er in seiner Tüchtigkeit angreift. Denn nur er konnte es sein; ihr Herz sagt es ihr, daß es kein anderer ist und sein kann. Welches Glück, diesen Mann als Balms Freund zu finden! Welches Glück, ein solcher Freund!

Das sagte sie — indem sie nichts sagte. Sie sah den Baron mit einem feuchten, von Dankbarkeit strahlenden Blicke an und reichte ihm beide Hände dar, einen herzlichen Druck mit den seinigen tauschend. Der Baron küßte sie jetzt auf die Stirne und sagte mit einer Art begeisterter Tüchtigkeit: Teuerste Freundin, lassen Sie uns Bruder und Schwester sein! Der Platz, auf dem wir uns beide finden, macht uns dazu. Und den Bericht davon, ich bitte Sie darum, schreiben S i e nach Hause. Sollte ich diesen Augenblick beschreiben, so könnte ich es nur mit einer Feder tun — aus dem Flügel eines Engels! Dann aber, als schämte sich der männliche Mann seiner Rührung, setzte er derber hinzu: Welche Stüm-

per sind wir Männer, wenn wir zu lieben glauben! Was wissen wir von Liebe? Das Blinken der silbernen Lichtschere halten wir für das Licht! Und sofort sich besinnend, lächelte er schalkhaft: Um Gottes willen, schreiben Sie das nicht auch nach Hause!

Der Diplomat! Wußte er, was für ein Trost es für ein bangendes Frauenherz ist, einen wackern Mann in einer gefährlichen Lage scherzen zu sehen?

Neunzehntes Kapitel

Als der Legationsarzt bei seiner ersten Morgenvisite am nächsten Tag ans Krankenlager trat und den Puls fühlte, sah er den Baron mit einem unaussprechlichen Blicke an und der Mund stand ihm offen. Ist denn seit gestern hierorts gezaubert worden? rief er in grenzenloser Verwunderung.

In diesem Augenblicke trat Agathe ins Zimmer — im Morgenneglige und mit vorgebundener Schürze. Mit einem stummen Wink deutete der Baron dem Doktor. Dieser erkannte die verschleierte Dame von gestern, nur hatte er sie gestern noch leichter genommen. Jetzt aber starrte er sie mit einem langgedehnten freudigen „Ah" von oben bis unten an, und als das Mädchen mit niedergeschlagenen Augen und furchtsam genug die Frage wagte: wie finden Sie den Kranken? hielt er mit der Antwort auf eine fast feierliche Art inne, sah ihr dabei tief in die Augen, dann nahm er ihr Köpfchen in seine beiden Hände und sagte väterlich: Sehen Sie, mein Fräulein, an diesem Kranken hoffe ich jetzt meine glänzendste Kur zu machen. Wohl möglich, daß sie in medizinischen Jahrbüchern verewigt wird. Aber den Doktor wird die Welt nicht nennen, sondern bloß den Dieb, der den Doktor um seinen Ruhm geprellt hat. Denn der Doktor sind Sie, und der Dieb bin ich. So macht man im großen wie im kleinen — Geschichte!

Ach freilich nennt die Geschichte nur das Geräusch-

volle, während es eben das Geräuſchloſe iſt, welches Geſchichtsarbeit tut. Dieſe Wahrheit entdeckt nicht nur unſer Doktor; ſchon die Edda macht ihren ſtärkſten Zauber — aus dem Haar eines Mädchenbartes, aus einem Faden des Mondſcheins und aus dem Schall eines Katzentrittes. Damit wird Fenrir, der Rieſenwolf, gefeſſelt, der alle andern Feſſeln zerriſſen hat. Und die fiebernde Todeswut, das Ungeheuer, das ein ganzes fünfköpfiges Konzilium zerriſſen hat, iſt auch nicht rieſiger als der Rieſenwolf Fenrir und krümmt ſich jetzt unter dem Tritte der Schüchternheit. Der Schritt, den jenes weibliche Füßchen über die Schwelle geſetzt, war einer von den entſcheidenden Schritten im Leben.

Seit das Füßchen geſchritten kam, ſchlich ſich die Parze fort, welche den Faden abſchneidet, und trat jene ein, welche ihn ſpinnt. Dieſer unſichtbare Perſonenwechſel wird unter der fiebernden Stirn des tödlich Getroffenen alsbald ein ſichtbarer. Das iſt's, was der Doktor in ſeinem Falle „Geſchichte" nennt. Aber die Geſchichte iſt eine von denen, welche ſich nicht erzählen laſſen. Wer kann es erzählen, wie das Pünktchen im Ei zu einem Adler wird, oder das Pünktchen im Samenkorn zu einer Zeder? Und nichts anderes iſt Balms Krankengeſchichte. In ſein Blut — in ſeine Seele — wer nennt es? auf den toten Spiegel ſeines erſtarrten Auges, das ſich den Außenſtehenden als bewußtlos darſtellte, fiel ein Mädchenbild in ſein Bewußtſein, wie ein Lichtſtrahl durch eine Ritze fällt, und ergriff das Bewußtſein noch an jenem äußerſten Saume, mit dem es vielleicht ſchon auf ewig entfliehen wollte. Da kam es zum Stehen. Da kam es zur Umkehr. Wie die fürchterliche Kraft, welche der Arzt die vis inertiae nennt, alles, was in ihm noch lebendig war, tatlos und willenlos mit dem Tode anſteckte, ſo rollte das ganze Rad jetzt zurück, und das Pünktchen, das kleine belebende Pünktchen, ſteckte alles, was in ihm tot war, mit Leben an. Von dieſem Pünktchen heraus trieb und wirkte, keimte und ſproßte es jetzt, und während er noch daliegt, bald einem Leichnam, bald einem Raſenden ähnlich, arbeitet geheimnisvoll im Innern, aus dem Kleinſten und Zarteſten anfan-

gend, wie mit dem Zahn einer Ameise, wie mit dem Saug-gefäß einer Biene, der Blick eines Mädchenauges an seiner Genesung. Das Empfängnis ihres Bildes wirkt unaufhörlich in ihm und kann gar nicht aufhören zu wirken, nicht bewußt, nicht unbewußt, im Schlafe nicht, noch im Wachen. Agathe wird die Mutter seines Lebens, denn ewig mütterlich und lebenschöpferisch waltet das Weibliche und gebiert der Natur wie der Menschheit die Erneuerung.

Aber denken wir nur nicht, daß das Leben, sei es auch geistigerweise, schmerzlos geboren wird! Das Mädchen sitzt nicht bloß da, ein stillbefriedigter Rettungsengel, der anschaut und angeschaut wird. Es braucht Riesenkraft und kostet Heldenarbeit, auf ihrem Platze zu sitzen. Es kommen Stürme, die ihr innerstes Mark erschüttern. Ja, sie ist Balms Frühling, wie sie so treu und schön an seinem Bette sitzt, aber der Frühling trägt Frieden und Krieg in den Falten seiner Toga und hat, um sein Frühlingsein zu behaupten, oft den unbarmherzigsten Winter auszuhalten. Glauben wir nicht, es haucht immer so sehnsüchtig-süß: Agathe! von den Lippen des armen Kranken. Schmeichle dir nicht, gutes Mädchen, hier wird geschmeichelt und du bist sein einziger Fiebertraum! Ein Teufel beherrscht sein Gehirn, ein schreckliches unverstandenes Etwas, das keinen Zug aus deinem eigenen unschuldigen Ideenkreise hat. Wie am Rande eines vulkanischen Kraters sitzt Agathe vor dem Haupte ihres Fieberkranken. Düstere Flammen schlagen heraus und leuchten sie unheimlich an. Höllenwerk arbeitet da innen. Es ist, als ob die Sünde in ihrer eigensten Muttersprache redete. Töne vernimmt sie, vor denen ihr Mädchenherz schaudert. Oft scheucht es sie wie zur jachen Flucht, es graut ihr vor diesem Manne, sein Atem ist Fluch, ihre Liebe Verbrechen. An Namen wie Damerata und Santafiore muß ihr Ohr sich gewöhnen und welche Massen von Lavaschlacken speit der Krater mit diesen Namen aus! Und doch; je mehr ihr Ohr an den verwilderten Schall dieses Irrelallens sich gewöhnt, desto vernehmlicher wird ihr's, daß die entsetzlichen Gegenstände, von denen er irreredet, ihn selbst anschaudern und sein

eigenes Grauſen ſind. Welchen Abenteuern führt ſein Wundfieber den ſpukhaften Reigen auf! Er ſchlägt ſich übermenſchlich mit ihnen herum, er ſtrengt ſich an, als ob er Berge wälzte. Umſonſt! Es müſſen ungeheure Mächte ſein, die ihn umkrallt halten, Ereigniſſe und Geſichte — in keiner Ewigkeit zu vergeſſen! Sie kehren immer wieder. Er redet irre, aber er empfindet mit einem ſchauderhaften Zuſammenhange. Innere Brandwunden ſind's und ſie haben ſich ganz durch ſeine Seele gebrannt. Oft ſinkt er, erſchöpft von Krämpfen und Qualen, zurück und beklagt in Tönen des rührendſten Schmerzes das Martyrium der Menſchheit. Dann hält ſie ſein Haupt auf ihrem Schoße, benetzt es mit ihren Tränen und ruft aus der Tiefe ihres Jammers zum Himmel empor: Armer, unglücklicher Mann, auf welchem Schlachtfelde biſt du gefallen! Könnte ich die Gedanken, die dich quälen, wie Kugeln und Degenſpitzen aus deinen Wunden ziehen! Wehe den Feinden deiner Ruhe und wehe, wenn du — deiner Feinde Freund warſt!

Es waren die Tage der Kriſis. Agathe hilft ſie dem Kranken, aber der Baron hilft ſie Agathen durchkämpfen. Und womit belebt man in ſchweren Tagen den Mut einer Braut? Mit der goldenen Zukunft ihres Brautſtandes. Der Baron hält dieſen Gegenſtand für die glücklichſte Wahl ſeiner Unterhaltung. Er wird faſt zum Dichter, um mit Feinheit und Leichtigkeit das ewig Nämliche ewig angenehm und abſichtslos zu ſagen. Aber die angenehme Wirkung bleibt aus. Nicht einmal kalt und gleichgültig hört ſie, ſie ſcheint gar nicht zu hören. Sie will nichts wiſſen von einem Brautſtande. Der Baron ſtutzte. Iſt die Prüderie eines Bürgermädchens ſolcher Verſtellungen fähig? Es paßte doch ſonſt nicht zu ihrem Charakter! Zwiſchen ihr und der Hauswirtin kann nur Italieniſch geſprochen werden, und ſooft ſie die letztere als Balms „sposa“ anredet, bemerkt der Baron, daß ſie es ſorgfältig in „compatriota“ verbeſſert. Der Baron verhehlt ſich nicht länger, daß das eine Bedeutung habe. Welche? Das beunruhigt ihn. Eines Tags fragt er ſie frank und frei über dieſe ſeltſame Wahrnehmung. Aga-

the verfärbte sich und preßte die Lippen. Der Baron stutzte. Aber er folgte dem Zuge seines Herzens und sagte rührend-mild: Agathe, ich bin Ihr Bruder! Dem Mädchen trat eine Träne ins Auge. Mit gesenktem Gesichte antwortete sie: Er hat meine Mädchenehre in einem Verdacht. In welchem, weiß ich nicht; aber — hier gibt's keinen Ersatz! Und als barmherzige Schwester will ich mich nicht bei ihm einschleichen. Ich bin eine Fremde und gehe wieder, wenn die Gefahr geht. — Sie stand auf und verließ rasch das Krankenzimmer.

Der Baron schlug sich vor die Stirn und verwünschte seinen Leichtsinn. Erst jetzt fiel ihm der Brief seiner Braut wieder ein, den er in einer beschäftigten Stunde empfangen, flüchtig gelesen, kurz besessen und dann vermißt, wahrscheinlich verloren hatte. Er erinnerte sich nur noch auf eine zerstreute Weise, daß darin von Mädchengeschichten die Rede gewesen, die er ziemlich leicht genommen, wie ja ein Mann alles Weibliche immer ein bißchen für Kinderei hält. Dieser männliche Hochmut rächte sich jetzt. Es war nicht Kinderei, sondern fürchterlich Ernst. Ein Ernst auf Leben und Tod! Uebrigens kein innerer; nur ein Mißverständnis konnte solche Menschen getrennt haben. Dafür bürgte ihm schon seine Braut und ihre Augen waren jetzt auch die seinigen.

Es arbeitete mächtig in ihm. Verblüffend, ja erschütternd ist der Begriff, den er so plötzlich von seiner neuen Schwester bekommt. Welch ein Weib! Also alles, was er da Liebendes sieht, das ist nicht einmal der Egoismus der Liebe! Mit diesen Blicken, diesen Tränen, diesen aufgeopferten Tagen und Nächten, mit all dieser süßen, mütterlich-süßen Zärtlichkeit steht sie ihrem Pflegling innerlich unberührbar gegenüber und wird eines Tages, geräuschlos, wie sie gekommen, wieder verschwunden sein. „Ich gehe wieder, wenn die Gefahr geht." Welch ein Mädchenstolz im demütigsten Magdtum! Gräßlich, gräßlich! rief der Baron, indem er in großen Schritten seine Bewegung austobte, was wir Männer für unsere Weiberkenntnis halten! Psychologie ohne Psyche, denn erscheint das wirkliche Weib, so müssen wir umlernen wie Schulknaben!

Aber warte, du deutſches Trotzköpfchen! gärte es weiter in ihm. Alſo da will's hinaus! Von der Liebe nur noch die liebende Großmut, nicht jenes „do ut des", jenen Tauſch um Tauſch, wovon wir anderen Sünder leben! Habe Dank, du kleine Heilige, daß dein nordiſcher Mädchenmai dieſes ſchneidende Eislüftchen mir zugefächelt. Man wird ſich vor einem Witterungswechſel zu ſchützen wiſſen.

Er dachte ſofort daran, die nächſte gute Stunde zu erlauern, um dem Kranken, wenn er eine Gemütsbewegung aushielt, ſeine wichtige Entdeckung zu verraten. Es trat hier der Fall ein, in welchem der Gemeingeiſt des gleichen Geſchlechtes an irgendeinem Punkte doch ſtärker zuſammenhält als die Stärke der Liebe. Baron Neugart war voll Verſchwörungseifer gegen Agathen und für ſeinen Freund. Er erfaßte die Lage, und mit Recht, als einen jener kritiſchen Wendepunkte, wo Liebe ſich unglücklich macht und nur Freundſchaft erfolgreich vermittelt.

Auch fehlte es gar nicht, daß ihm alles nach Wunſch ging. Es lag in den Verhältniſſen ſelbſt. Agathe hatte ja ihren Vater in Rom, und in dem Maße, als die drohendſte Todesgefahr vor Balm zurückwich, teilte ſie ſich zwiſchen dieſem und ihren töchterlichen Pflichten. So kamen allerdings Stunden, wo Neugart mit Balm allein war.

Und auch ſolche kamen, welche man die „guten Stunden" des Kranken nennen durfte und wo ein ernſteres Geſpräch mit demſelben allenfalls gewagt werden durfte.

Aber darin irrte ſich Neugart, wenn er gehofft, daß dann er die aktive Rolle ſpielen würde. Balms Geiſt war von Tätigkeit und Selbſtbeſtimmung und gab nicht leicht Zügel ab, für die er die Kraft in ſeiner eigenen Hand fühlte. In dem Augenblicke, als Neugart auszuholen gedachte, war ihm Balm ſchon zuvorgekommen und gab das Thema der Unterhaltung an. Er richtete ſich auf und begann mit einem Ernſt, daß man wohl ſah, er hatte auf ſeine gute Stunde ſo ſehnlich gewartet, wie Neugart ſelbſt, um eine wichtige Frage zu beſprechen.

Sage mir, Bodo, fing er an, was iſt aus dem Orte ge-

worden, wo man mich gefunden hat? Wir sind in diesem Augenblicke ungestört, scheint's; das Schicksal jener Stunde, insofern es außer mir auch andere betrifft, hat mir lang am Herzen gelegen.

Der Freund war bestürzt. Was ihm selbst auf dem Herzen lag, war jetzt aus dem Felde geschlagen, und nicht nur das, im schlechtesten Ersatz dafür sollte er seinen lieben Kranken von einem düsteren und aufregenden Gegenstand unterhalten.

Balm fixierte ihn aufmerksam, denn er merkte wohl, mit welcher Verlegenheit der Baron schwieg. Endlich antwortete dieser:

Das Häuschen ist niedergebrannt. Es hatte lauter feuergefährliche Stoffe im Innern.

Balm nickte. Sagen wir auch, feuerwürdige! Weißt du, was es enthielt? O wenn du es wüßtest! In diesem Häuschen war die Welt befleckt, wie sie es nicht ertragen kann. Gut, daß der Fleck ausgebrannt ist. Die Menschen haben Schönheitswasser; — Bodo, das war ein Schönheitsfeuer!

Der Baron sah ihn argwöhnisch an. Ein seltsames Wortspiel, wenn es auch einen Sinn gab! Aber das Wortspiel schien hart an der Grenze der Vernunft und des phantastischen Irrereden zu liegen.

Balm forschte weiter: Und Menschenleben?

Das deinige ist gerettet, lächelte Neugart ausweichend.

Das heißt, die beiden andern sind verunglückt, sagte Balm unerbittlich. Die Freunde belauerten sich Aug in Auge — der eine, ob er die Wahrheit sage, der andere, ob er sie vertrug.

Aber nicht lange dauerte das, denn Neugart, am liebsten männlich und kühn, nickte zustimmend und sagte: Du hast es erraten. Man hat aus dem Schutte zwei verkohlte Menschenleichen ausgescharrt.

Balms Züge verzerrten sich. So bin ich denn ihr Verräter, murmelte er, und bleibe es für ihre ganze Ewigkeit! An der Meinung einer Leiche ist nichts zu ändern. Armes

Weib! Ich ging ehrlich mit dir um, aber es war dir nicht gegönnt, es glauben zu dürfen. Es sollte nichts, gar nichts rein sein in deinem Leben, kein fleckenloses Pünktchen!

Tränen um Tränen liefen jetzt über sein Gesicht und seine Brust schütterte sich in Schluchzen. Der Baron sah es mit Staunen und Angst.

Von diesen Tränen darfst du Agathen nichts sagen, versuchte Balm zu lächeln. Es ist nichts, bloß ein nervöses Tremolo, rein körperlich.

In der Tat war die gute Stunde vorbei, — der Kranke wurde schwächer, — schauerte unruhig hin und her — und entschlummerte in Phantasien.

Mit verfehltem Zwecke zog sich Neugart zurück: der ganze Gewinn dieser Stunde war nichts, als eine fast zur Tantalusqual verschärfte Neugierde, was sich alles zum Knoten jenes Brandunglücks verschlungen und von welchen Geheimnissen die Rede sein werde, wenn sich Balm einmal aussprechen wird.

Der Baron ertrug es mit Ungeduld, unterdessen nichts tun zu können, als auf eine neue Gelegenheit zu warten. Einen Augenblick lang versuchte er den kürzesten Weg, nämlich auf Agathen selbst einzuwirken und um ihr Wort, das ihn so sehr erschreckte, in Güte zu handeln. Aber er war nicht glücklich damit. Agathe war weit entfernt, mehr zu sagen, denn sie schien zu bereuen, schon so viel gesagt zu haben. Sie verschloß sich, sie lehnte ab. Sie gab dem Freunde noch immer, was des Freundes war, aber nicht mehr. Sie gab noch immer Vertrauen, aber sie verschenkte es nicht, sie verwaltete es. Sie ließ merken, daß sie ihr Recht fühle, gewisse Dinge für sich zu behalten und jeder, auch der bestgemeinten Teilnahme zu entziehen. Kurz, sie tat nichts, als daß sie eine Grenze einhielt, welche die ihrige war. Aber ebendeshalb hielt sie den Baron in der seinigen. Sie zog die Grenze so mädchenhaft taktvoll, daß just ihre Feinheit ihre Festigkeit war. Der Baron fand seine kleine Meisterin an ihr und versuchte sie nicht länger, denn Meister achten einander.

Aber jetzt erst kamen die schwersten Stunden auch über

ihn. Gott verzeih' mir's, dachte er oft, es war gemütlicher, wie alles noch hoffnungslos war. Hier Tränen, dort Todesfieber, — es war gemütlicher in der Nähe des Todes. Jetzt fängt das Leben an, und hier ist ein Leben, durch das eine feine Bruchlinie geht. Der Doktor wird eines Tags gehen und nicht ahnen, wie halb seine Arbeit getan ist. Einer bleibt zurück, der es weiß — aber auch nicht weiß. Ein verwünschter Zustand! Der Baron fühlte, wie viel in seiner Hand lag, er fühlte auch seine Hand, aber er suchte die Handhabe. Mit Balm sah er sich fast gar nicht mehr zu zweit; immer war Agathe da. Wie sie ihren Kranken jetzt bewachte, so sagte sich Neugart, daß sie eigentlich ihn *mit* bewache. Er fühlte sich in ihrem Argwohn stehen.

Aus lauter Sorge wurde er endlich sorglos. Da schlug er ein Schnippchen und dachte: Laß sie! Vielleicht geht's auch ohne dich. Vielleicht finden sie sich nur um so besser.

Bravo, du braver Diplomat! Es ist der beste Moment eines Künstlers, wo es ihm aufdämmert, der Kunst auch Einhalt zu tun. Der Natur vertrauen ist rechtzeitige Kunstweisheit.

Balm und Agathe fanden sich wirklich ohne den Dritten im Bunde.

Eines Tags sagte Balm zu Agathe: Sage mir, Liebe, warum hat mich der Vater noch nicht besucht? Du sprichst so gerne von ihm; warum hast du ihn nicht mitgebracht?

Das Mädchen antwortete: Er läßt dich grüßen. Du mußt ihn entschuldigen. Noch ist ihm Rom zu neu und sein erster Kunstdurst noch nicht gestillt. Auch soll unser Patient selbst noch ein bißchen erstarken. Warte nur noch, die Zeit bringt alles.

Wie wahr und natürlich klang das! Ja, wenn es Balm bloß gehört hatte! Aber er hat es auch *gesehen*. Er hat es mit scharfen Sinnen gesehen, wie jeder, der schwach ist, seine Stärke im Wahrnehmen hat. Und gesehen klang es ganz anders.

Als er Agathen fragte, sah er sie stutzen. Ein seltsam fremder Zug überläuft ihr Gesicht. Die Psyche darin schloß

ſich, wie eine berührte Mimoſe ſich ſchließt. Hierauf hatte ſie innegehalten, nur eine Sekunde lang, aber in dieſer Sekunde wurde ihre Antwort — g e m a c h t. Ja, es war eine gemachte Antwort, dieſe ſo harmloſe und natürliche. Es war, wie wenn eine Mutter ihrem Kinde, das den Mond vom Himmel verlangt, unbefangen geantwortet hätte, dazu gehöre ein ſtarker Mann mit einer langen Leiter, aber ſie wolle Mann und Leiter ſogleich holen laſſen. Und hat denn Balm nicht wirklich wie ein Kind gefragt? Er erſchrickt, wie ſehr er noch krank iſt. Ein Kranker ſpricht aus, was ihm einfällt, und hat ſich daran gewöhnt, daß er in all ſeinen Einfällen verhätſchelt wird. So er. Was er dieſen zwei Menſchen ſchuldig geworden, bedarf noch einer andern Wiederherſtellung, bis er den Beſuch des gekränkten Vaters erwarten darf!

Dieſe Gedanken durchlief Balm, nachdem er das erſte Wort dazu von Agathens Mienen abgeleſen. Jetzt ergriff er die Hand des Mädchens und ſagte: Agathe, was denkſt du von meinem Verſtande? Ich erdreiſte mich zu fragen, warum der Vater nicht kommt, und habe noch nicht gefragt, womit ich es verdient, daß nur die Tochter gekommen.

Agathe erbleichte. Ihren Körper durchlief ein Schauer. Mit der Wendung einer Minute war alles geſchehen. Balm hatte zuvor wie ein Kind und jetzt wie ein Mann geſprochen. Die große Kataſtrophe war da.

Balm ſah, was in ihr vorging. Er ergriff ihre Hand, ſtreichelte ſie beruhigend und wollte ſie küſſen. Sie zog ſie ſachte zurück. Balm ſah ſie fragend an. Dann ſagte er: Du haſt recht; Damen die Hand zu küſſen, gehört nicht zur Krankenpflege. Liebkoſungen ſind eine Freiheit, die ich mir erſt wieder verdienen muß. Ich werde geſund — ich werde mündig — und du —

In dieſem Augenblicke war er ganz nahe daran, faſt von ſelbſt zu verraten, was Agathe gegen Neugart geäußert und was dieſer ſo ſorgfältig ihm beibringen wollte. Sein Bewußtſein wurde immer heller und kräftiger.

So verging eine Weile. Balm hatte die Hand wieder ge-

sucht, nicht um sie zu küssen, sondern bloß, um sie zu haben und zu halten. Das gewährte sie ihm. Ermuntert von diesem Erfolge, hob sich Balm ein wenig im Bette, suchte eine haltbare Haltung, dann sagte er: Zwischen mir und dieser kleinen, lieben Hand liegt eine Beichte. Der Zwischenraum soll verschwinden, also laß mich beichten. Fürchte dich nicht, daß es mich angreift. Das hat es längst getan und tut's nun nicht mehr. Das böse Feuerwerk ist abgebrannt, aber das Gerüste davon ist eigentlich einfach. Es heißt: viel Schein, nicht wenig Uebereilung, das Unglück des Irrtums und der Sieg der Wahrheit. Nicht wahr, das letzte ist das beste? Nein, es wird mich nicht angreifen. Sei nur getrost. Und jetzt höre mich.

Balm begann seine Erzählung. Er richtete seine Beichte für ein weibliches Ohr ein, welches er schonte, ohne sich selbst zu schonen. Das war alles, was er von Kunst anwendete. Sonst verkünstelte er nichts an so vielen unsagbar natürlichen Dingen. Er machte nichts Krummes gerade; er legte ein Zeugnis der Wahrheit ab vom Anfang bis zum Ende.

Das Ende wäre freilich die Geschichte des Brandunglücks gewesen; aber seine Erzählung erreichte ihr Ende schon an dem Punkte, wo der arme Zuppa das seinige erreichte. Denn als Balm nun die Ermordung des Malers erzählte und wie er seinen letzten Lebenshauch in dem Namen „Marchese Santafiore" auffing, da riß sich Agathe wie eine Verzweifelte von ihm los und brach mit Heftigkeit in die Worte aus: Und nach mir hast du ihn nicht gefragt? Hast ihm nicht die Frage ins Ohr gedonnert: maltest du je ein deutsches Mädchen namens Agathe Frommhold? Er ist gestorben, sag'! er ist gestorben ohne diese Erklärung und nun bleibt sie auf ewig unmöglich?! Jener heimliche arme Sünder ging dich mehr an als ich? Rache, Genugtuung, Satisfaktion, wie ihr's nennt, erfüllt eure Lebensgeister stärker als alles andere? O Männer, unselige Selbstlinge; weh über ein Geschlecht, das nicht wert ist . . .

Aber das Wort stockte ihr, denn es brachte sie außer Fassung, wie sonderbar Balm sie ansah. Er hatte lange die ita-

lieniſche Leidenſchaft geſehen und die deutſche war ihm faſt neu geworden. Er ſchien ſie mit Wohlgefallen, ja mit einer Art Nationalſtolz zu ſehen. Das kam doch gleich aus der tiefſten Menſchentiefe, aus dem innerſt-ſittlichen Kern heraus und war nicht bloß Temperament. Sein Auge, für Stil und Form jetzt geübter, ſah den Stil dieſer Leidenſchaft, und er ſah einen Reiz darin, der eigentlich der gehaltvollere war. So eine deutſche rabbia iſt doch was Schönes! las ſie auf ſeiner Stirn, die kein Wölkchen trübte. Sie ſah es mit Staunen und hielt verwirrt inne.

So kam Balm zum Worte. Er bemächtigte ſich ihrer Hand, zog ſie wieder an ſich und antwortete ihr: Ich ſag's mit Beſchämung, daß der Gedanke an dich wirklich mein erſter war. Er fuhr mir jach durch den Kopf, aber da erſchrak ich auch ſchon. Juſt weil er ſo dicht vor mich hintrat, daß ich ihn nur zu langen brauchte, traf er mich wie ein Natternbiß. Es iſt wohl die Nagelprobe eines ſchlechten Gedankens, den man ſich grübelnd einreden könnte, wenn man ihn blitzgleich ausführen ſoll. Da zeigt er ganz, wer er iſt. So ging's mir in jener Sekunde. Mit einem einzigen Herzſchlag ſprach es in mir: Alſo dieſer unreine Mund ſoll mir die Reinheit meines Mädchens bezeugen?! Bis auf das Zeugnis eines Zuppa wäre ich heruntergekommen! Es iſt viel geſchehen, was ich ungeſchehen wünſchte, und wer's verzeiht, ſchenkt mir's, denn zurücknehmen läßt ſich Vergangenes nicht. Aber ein Verdienſt bleibt mir noch, ein einziges, das mir gehört und das die letzte klingende Münze auf meinem Zahlbrett iſt: ich kann an dich glauben! Ich kann den verlorenen Glauben aus eigener Kraft wiederherſtellen. Tu' ich auch das nicht, bettl' ich und borg' ich bei einem Wüſtling, was ich in meinem Herzen nicht finde, — dann iſt alles aus! Dann gibt's kein Glück mehr, nach dem ich meine Hand ausſtrecken dürfte, keine Hand mehr, von der ich's annehmen dürfte, ich verachte das Mädchen, das ſich den Bankerottierer gefallen läßt, ich verachte mich ſelbſt!

Das iſt mein Juſtus! ſchrie Agathe und warf ſich lachend und weinend auf Balm. Jetzt biſt du wieder mein! Und wä-

reſt du durch alle Brände der Hölle gegangen, als ein weißer Schwan, mit unverſengten Flügeln, kommſt du mir wieder zurück. Mit d i e ſ e m Worte bin ich dein Weib, deine Magd und bin ſtolz, daß du eine Höhe mit mir teilſt, die ich nicht ſelbſt habe und unter der ich zurückgeblieben! —

Zwanzigſtes Kapitel

Wieder iſt eine Verſammlung in unſerm Krankenzimmer, aber nicht mehr jenes ſchauerliche Fünfrichter-Kollegium über Leben und Tod, das man ein ärztliches Konzilium nennt, ſondern ein Perſonenverkehr, deſſen Tendenzen weitaus gemütlicher ſind. Dieſe fünf Perſonen ſind folgende: Erſtens der Legationspaſtor, zweitens ein Notar, drittens der Brautvater, viertens Baron Neugart als Zeuge des Bräutigams, fünftens die Padrona des Hauſes als Zeugin der Braut. Dieſe wackere Frau hat ſich durch gemütliche und praktiſche Teilname den heutigen Ehrenplatz billig erobert und iſt glücklich mit den Glücklichen. Domenica, Damerata, der fauniſche Zwerg und der leiſetretende Marcheſe, — ſie alle ſind die Treppen ihres deutſchen Mietsmannes hinauf- und herabgegangen, ſie alle ſind gekommen und wieder gegangen. Endlich kam das Mädchen, das nicht mehr ging, das kein Beſuch, das eine Lebensgefährtin iſt, das dem deutſchen Mietsmann ſelbſt ein Haus gründen und ihn zum Hausvater machen wird. Aber früher läßt ſich der Fremde im römiſchen Hauſe trauen. Die Römerin iſt ſtolz auf dieſe Ehre und hat zeitlebens beteuert, nichts ſei ſchöner und feierlicher, als eine lutheriſch-deutſche Trauung, obwohl nichts prunkloſer und ſpektakelärmer für echt römiſche Sinne. Aber die Padrona hat ſich eine Träne um die andere getrocknet während der ergreifenden deutſchen Traurede, von der ſie kein Wort verſtanden.

Balm war zum erſten Male aufgeſtanden und in die Kleider gegangen, als er den Ring wechſelte. Und wenige Stun-

den nach der Zeremonie empfahl ihm der Arzt schon wieder, sich zu Bette zu legen.

Ohne meine Braut! flüsterte Balm zu Neugart. Wahrlich, die Nemesis zwackt mich. In diesem Rom war manche Frau mein, die nicht mir gehörte, und jetzt gehört eine Frau mir und ist nicht mein.

Du hast's gewollt, antwortete der Freund.

Und zwar mit ganzem Ernste, wenn ich auch darüber scherze, gab Balm zurück.

In der Tat war es das drangvolle Ungestüm seines Charakters, womit er trotz seines Krankenbettes auf dieser frühen Trauung bestand. Wie alle Starken war er ungeduldig als Kranker, ungeduldig und ängstlich. Er erwog die Gefahren der Rekonvaleszenz, Diätfehler, Rezidive, und empfand es als seine unaufschiebbarste Pflicht, seiner lieben herrlichen Dulderin den Charakter seiner Frau zu geben. Laut äußerte er sich minder sorgenvoll, sondern sagte bloß: Ich bin nun einmal der Mann der Uebereilung. Ich habe mich so böslich übereilt, daß ich es auch einmal gütlich kann. Soll es mir wohl sein, so will ich diesen ganzen bange-verwirrten Roman bei seinem Abschlusse sehen. Und erst mit dem Ringe am Finger ist er's. Dagegen ließ sich nichts einwenden.

Gleich nach seiner Trauung wurde Balm Strohwitwer, denn Vater und Tochter setzten ihre Reise nach Unteritalien fort. Es fanden sich nämlich Reisegefährten dazu, in deren Gesellschaft zu reisen so einleuchtend-vorteilhaft war, daß Balm selbst eifrig dazu ermunterte. Die Gesellschaft war eine kleine Familie aus einem nachbarlichen Heimatsorte. Sie bestand aus einer Gruppe von drei Personen: dem Direktor eines Gymnasiums, ein ältlicher Mann und unbeweibt; seiner verwitweten Schwester, eine Frau in Matronenjahren; dann der Tochter dieser Frau, gleichfalls Witwe von einem jungen Kapitän, welcher im ersten Jahre der Ehe auf dem Elemente seines Berufes tragisch verunglückt. Der Gymnasialdirektor, ein ästhetisch-gebildeter Gelehrter, trachtete schon längst nach der italienischen Reise und

dieſe wurde endlich beſchleunigt durch die Witwentrauer der jungen Frau, welche Zerſtreuung, Erheiterung, Luftveränderung, kurz den Zug nach Süden mehr und mehr rätlich machte.

Agathens Vater und der Gymnaſialdirektor waren ſich zufällig auf einer römiſchen Straße begegnet. Aus ihren nachbarlichen Heimatsorten kannten ſie ſich von Perſon, noch mehr vom Ruf ihres guten Namens, und herzlich erfreut über ihr Zuſammentreffen, beſprachen ſie ſogleich ein weiteres Beiſammenbleiben. Der Schulmann ſtand aber juſt auf dem Punkte, von Rom wieder abzureiſen. Seine Nichte, die junge Witwe, hatte wirklich angefangen, in Italien aufzuleben, an Venedig, Bologna, Florenz Gefallen zu finden und den Heiligtümern des gelehrten Onkels eine mehr als geheuchelte Teilnahme zu bezeugen. Erſt in Rom verſtimmte ſie wieder der ernſte, melancholiſche Charakter von Stadt und Volk und ihr Gemüt umſchleierte ſich noch einmal trüber. Da dachte der treffliche Mann daran, ſeine römiſchen Genüſſe ſich für die Rückreiſe aufzuſparen, die Damen, ohnedies dann der Ruhe bedürftig, im reizenden, nahen Albano unterzubringen und Rom allein durchzuſtudieren. Jetzt aber drängte er ſelbſt hinweg, fort in die ſchäumende Lebensfülle Neapels und nach jenen Schauplätzen heiterſten Klangs und Namens, die zu hören ſchon glücklich macht, — Bajä, Sorrent, Amalfi, Capri! Dieſem Projekte ſich anzuſchließen, war Agathens Vater ſogleich und lebhaft geneigt, mußte ſich aber doch noch Bedenkzeit ausbitten. Er fühlte ſich an ſeine Tochter und dieſe an Balm gebunden.

Als er nach Hauſe kam, ſo war ihm juſt auch ſein Töchterchen und zwar mit der Nachricht nach Hauſe gekommen, daß Balm für den morgigen Tag die Trauung wünſche. Einem Bräutigam vom Altare weg die Braut zu entführen, war nun ein heikliger Anſchlag und im Bewußtſein desſelben hatte ſich der Brautvater mit einem kleinlauten Geſichte zur Trauung eingefunden. Dieſer Anblick aber war Balms letzte Strafe. Er hielt die Schatten, die er ſah, für einen Ausdruck jener vorwurfsvollen Stimmung, die er ſo richtig

verdient hatte, und empfand noch einmal sein ganzes Verschulden. Der gekränkte Mann ging ihm ins Gewissen, ja just er am tiefsten. Denn seltsam, aber natürlich ist es, daß Liebende ohne Gewissen sich kränken können, in dem einzigen Bewußtsein, daß Liebe stets reicher ist, als sie sich arm machen kann. Aber ein Vaterherz? Was kann ein armer ehrlicher Mann dafür, daß sein Kind ein Mädchen ist, ein Wesen, das wieder einem anderen Manne auf Gnade und Ungnade preisgegeben? Ihm tut die Ungnade weher, als ihn die Gnade beglücken kann. Er darf erwarten, daß sein wohlerzogenes Kind einen Mann von Erziehung — entweder nicht findet, oder ungekränkt findet. Unmenschlich ist's, die Grausamkeiten der Liebe ihn mitleiden zu lassen.

Aber Liebe in ihrem raschen, leidenschaftlichen Handeln empfindet das nicht. Um so stärker empfand es Balm in dem Augenblicke, als der Brautvater die Braut ihm ins Haus brachte und ein befangenes Gesicht dazu machte. Dieses Gesicht griff ihm ans Herz. Er sah jetzt mit Augen, was es heißt, den Frieden eines Mannes zu stören, welcher ehrbar und unschuldig vor sich hinlebt, als Künstler viele erfreut und als Mensch keine Seele betrübt. Wie er diesen Mann jetzt wiedersah, so war es freilich in der glücklichen Stunde, wo er alles Ungute gut machte; aber daß es ungut gewesen, dämpfte ihm das Glück seiner Brautstunde.

Er behielt sich den Schwiegervater zurück, bis alle, selbst die Braut fort waren, was nun diesem vortrefflich nach Wunsche ging. Als aber Balm hierauf anfing, aus übervollem Herzen zu sprechen, das Vergangene zu entschuldigen und abzubitten, kurz, dem vermeintlich Gekränkten Genugtuung zu leisten, da merkte er erst, wie falsch er die Zeichen gedeutet und daß der redliche Mann etwas ganz anderes, als einen nachgetragenen Groll, auf dem Herzen habe. Er sprach zu einer weltscheuen und linkischen Künstlernatur, zu einem schlichten Bürger und bescheidenen Kupferstecher, der nie andere Ansprüche gemacht, als an seine Radiernadel. Agathens Vater lehnte Balms Worte mit Verlegenheit ab, griff aber in seiner kindlich-klugen Art recht geistesgegenwärtig zu, um

von Balms Stimmung Vorteil zu ziehen und nun ſelbſt ſeine ſchwerwiegende Bitte herauszuſtottern. Er ſprach von ſeinem Reiſe-Anliegen. Er hätte nach Rom jedenfalls auch Neapel und das Museo Borbonico beſucht, wenn er das aber nun in der Geſellſchaft der Heimatsfreunde tue, ſo ſei das eine Gelegenheit, die ſo günſtig nicht wiederkomme. Er habe von Venedig bis Rom mit Schmerzen empfunden, daß er die Kunſtwerke Italiens doch nur als Zeichner, nämlich, mit Verlaub zu ſagen, faſt als ein Handwerker anſehe; an dem gelehrten Direktor des Gymnaſiums aber könne er nun ein Handbuch gewinnen, das ihm kein Förſter und kein Burckhardt erſetze. Zum Kunſtgenuß gehört noch mehr als ein kunſtgeübtes Auge, das er vielleicht mitbringe und das er für ausreichend gehalten; es gehört mehr als die Gegenwart des Kunſtwerkes dazu, wodurch man die Sachen nur Stück für Stück genieße; der beſte Genuß des Einzelnen verſtecke ſich in den Bezug und Zuſammenhang aufs Ganze, in den Wurzeln der Vergangenheit, kurz in der Kunſtgeſchichte. Ein paar zufällige Aeußerungen hätten ihn fühlen gemacht, wie viel der Direktor als Hiſtoriker, Archäolog und Philolog, wie viel der wahre Schulmann dem bloßen Fachkünſtler zu bieten habe und zwar der lebendige mehr als der gedruckte. Kein geringerer Gewinn ſei dieſe Reiſegeſellſchaft ferner auch für Agathen. Das gute Kind habe ihn doch ſtark bemuttern müſſen; er ſei unbeholfener in der Fremde, als er ſelbſt gewußt; was ſie oft Mühe gehabt, ſei von einem Mädchen kaum zu verlangen. Wahrhaft aufatmen werde ſie jetzt und Italien erſt zu genießen anfangen, wenn andere Schultern dieſe Laſt auf ſich nehmen. Der Direktor verwalte die Oekonomie, an ſeiner Schweſter habe ſie ihre Gardedame an der jungen Frau eine Freundin und dieſe an ihr, wie ſich in der Fremde ein erwünſchterer weiblicher Umgang kaum denken laſſe. Ihr Alter, ihre Stimmung, ihre Schickſale, denn die eine ſei Witwe und die andere ſei es momentan, alles paſſe ganz wunderbarlich zuſammen. Aber — der Direktor dränge. Sie müßten ſich raſch entſchließen.

So bettelte der brave Mann um ſein Kind — in aller

Einfalt des Herzens und doch mit den Gründen der besten Beredsamkeit. Auch wußte Balm selbst zu beurteilen, wie viel für diese Partie sprach, denn die kleine Gelehrtenfamilie erfreute sich eines Rufes, der keinem Heimatsgenossen unbekannt war. Er gab seinen ganzen Beifall zu dem Projekt, ja er beglückwünschte es.

So ging es schon am frühen Abend des nächsten Tages fort. Baron Neugart vertrat seinen Freund in den Pflichten der Galanterie und gab auf der Straße nach Neapel den Reisenden das Geleite bis Paläſtrina. Durch einen Gastfreund daselbst versah er sie mit Adressen und Empfehlungen für jene fast obskuren Paradiese der Sacco- und Liris-Talschaften, welche die große, aber reizlose Route über Terracina links liegen läßt und durch die er ihnen nun gastliche Wege bereitete. Froh seiner Ritterpflicht kehrte er heim.

Dem Doktor flog er fast jubelnd in die Arme. Sind wir Glückskinder! rief er. Dieses Mädchen ist nicht mit Gold zu bezahlen. Im rechten Augenblicke kam sie, aber im rechten ging sie nun auch. Daß ich es nur gestehe: mir gruselte schon vor einem Beilager à la Flor und Blancheflor. Wie sich Papa Flor den löblichen Tristan in seinen Todeswunden erzeugte, mag zwar Romantik heißen; wir zwei aber, nicht wahr, wir hätten's einen Diätfehler genannt? Himmlische Dame Blancheflor, deine Reise begleite ein Engel!

Sie sprechen ja wie unsereiner! schmunzelte der Doktor. Indessen — setzte er doktorlich hinzu, auch die Langweile, die Sehnsucht, die Ungeduld hat ihre Gefahren. Reizbar und aufgeregt möchte ich ihn auch wieder nicht sehen. Zerstreuen Sie ihn nur fleißig mit Politik. Es fügt sich ja gut, daß soeben diverse Throne zusammenkrachen; unterhalten Sie ihn mit diesem Zeitvertreib.

Und wenn ich noch einen bessern hätte, als brennende Fürstenhäuser und gestrandete Staatsschiffe? erwiderte Neugart. Von einer Seite her, die ihn sonst immer stark impressioniert, die auch seine Fieberphantasien mächtig beschäftigt hat, werde ich ihm — versiegelte Papiere, wie ich erraten kann, zu übergeben haben und ich müßte mich täuschen, wenn

nicht ein großer Zauber darin steckte. Vielleicht mehr als wir wünschen!

Fürchten Sie nichts. Es gibt produktive Aufregungen, wie es destruktive gibt. Das letztere wäre für unsern Freund ein nervöses Hysterischwerden von Liebesungeduld. Was ihn davon abzieht, ist gut, auch die stärksten Effekte. Ist er doch selbst ein starker Geist; er verträgt das, ja er braucht das. Walfischen wirft man Tonnen zum Spielen hin.

Das klingt stramm! Wenn der Arzt selbst so spricht, so kenne ich nun meine Direktive. Ich danke Ihnen! —

Aber der weitsichtige Freund sparte zunächst noch sein Pulver. Neugart begnügte sich, in seinen freien Stunden nach wie vor auf Balms Zimmer zu kommen, ja, wohl auch Arbeiten mitzunehmen. Der Unterhaltsstoff ergab sich durch diese von selbst und ging fast nie aus. Erst als nun doch die Stimmungen heranschlichen, wo auch ein Mann unausstehlich wird, jenes nervöse Kritteln: warum der heutige Brief nicht ganz so lang wie der gestrige war, oder nicht so munter wie dieser, oder wohl gar ausgeblieben, — ersah der Baron seine Zeit. Einen solchen Augenblick wählte er und sagte:

Apropos, weißt du auch, daß du auf deinem Krankenbette eine Erbschaft gemacht hast?

Vom Marchese? Ist er tot? fragte Balm aufs rascheste.

Der Baron staunte ihn an. Sage mir, was habt ihr zwei miteinander? Du hast es ostensibel vermieden, seinen Namen auszusprechen, seit du nicht mehr im Fieber lalltest. Und jetzt ist es dein erstes! Was bedeutet das alles?

Aber Balm versank in die Tiefe dieses Eindrucks. Also auch er! Der Vierte und Letzte! Die drei Toten und meine Todeskrankheit, — es war genug für den zarten Alten! Dieser Mann ist nun tot! Alle tot! Die Glieder zuerst, dann das Haupt!

Justus! schrie der Baron. Also doch! Im Wachen wie im Traume! Dein Traumlallen hat ihn stets in Verbindungen gebracht, die mir das Haar sträuben machten. Phantasierst und fieberst du noch einmal?!

Das sollst du gleich hören, antwortete Balm. Der Au-

genblick dazu ist da. Und wenn's nicht der Augenblick tut, so geht es fast über menschliche Kräfte. Ich fühlte das, als ich Agathen meine Rechenschaft ablegte; nur der Trieb des Augenblicks gab mir die Kraft dazu. Vornehmen kann man sich das nicht. Ich nahm mir's schon manchmal vor, mit dir davon zu sprechen; aber mit bloßem Vorsatze geht's nicht. Es gehört die Stoßkraft dazu, welche Schiller „die gebietende Stunde" nennt. Ich bin froh, daß sie mich endlich ergreift, denn du hast ein Recht und ich eine Pflicht, daß ich spreche. Meine Krankheit war ein Stück deines Lebens, aber der Marchese ein Stück meiner Krankheit. Mit Agathen bist du der Zweite, — der Zweite und Letzte, für den ich diese Erlebnisse erlebt habe. Also höre mich, lieber Treuer!

Balm erzählte. Wieder erzählte er, von dem Nachtlager in der Lomelina bis zu dem Brandunglück, seine Geschichte. Nur erzählte er sie jetzt — männlichen Ohren. Er erzählte sie lückenlos, unzensuriert.

Als er zu Ende war, sagte Neugart: Ich sehe den Marchese nun in einem Zusammenhange, von welchem man alles sagen kann, — er frappiert, er verblüfft; nur überrascht hat er mich nicht. Ich habe diesen Mann nie so ästhetisch rein auffassen können, wie z. B. du, denn ich kenne die Romanen länger. Solche Janusköpfe sind hier nicht selten. Sie naschen aus allen Schüsseln und promenieren auf allen Wegen; nur wie Gespenster, mit verkehrtem Schuh. Woraus Goethe zwei, ja drei Personen gemacht hat, Gretchen, Faust und Mephisto, das sind sie in einer zugleich. Der Sakristan findet sie auf allen Diebswegen, aber der Gendarm findet sie in allen Sakristeien. Du kennst sie höchstens literarhistorisch, nämlich aus der kurzen Krankheit der Romanik; aber in Romanien selbst ist die Krankheit endemisch. Hier stehen ja die Wurzeln der Dinge, die kein ehrlicher Deutscher verdaut: Heidentum und Christentum, Nacktheit und Askese, Wollust und Kreuz; jedes Prinzip ist hier dem andern als Leichengift eingeimpft. Das Heidentum starb am Christentum und das Christentum stirbt an der nausée des Heidentums. Denn das sage man nicht, daß die zwei Welten sich ausgeglichen

haben! Ein Deutscher hört die Dissonanz, wo er geht und steht — und als Luther sie hörte, wurde er Luther! Ach, und in der Dichtung der toten Antike, die noch lebt, und des lebendigen Christentums, das tot ist, sind eigentlich alle Lateiner totgeboren und Kinder von philosophisch-sittlichen Leichen. Diese Völker rettet nichts als ihr Leichtsinn und ihr sang riche; geistigerweise aber sind sie rein unmöglich und in einer Verfassung, die nur eine Scheinverfassung.

So war das Eis gebrochen, das krampfhafte Schweigen des Schreckens, denn erst jetzt erleichterte Balm im Sprechen sein Herz. Was Agathe hören durfte und zu hören brauchte, erschöpfte ein so abgrundtiefes Thema wie „Marchese Santafiore" nicht; erst Männergespräch tat das. Nur mit einem Manne wie Neugart konnte sich Balm endlich satt reden über die Rätsel solcher Menschenerscheinungen.

Die Unterhaltung leistete ganz, was sich Neugart davon versprochen. Balm wurde gründlich abgelenkt von jenen Grillen, welche krankhaft nachrechnen, ob ein Brief um ein paar Stunden früher oder später ankommt, um ein paar Zeilen mehr oder weniger hat. Der Baron brachte des anderen Tags die „Erbschaft", welche er angekündet, mit, ein versiegeltes Cahier mit der Aufschrift: „An Justus Balm. Nach meinem Tode zu übergeben." Der zweite und innere Umschlag bestätigte Neugarts Vermutung, und nun hatten die Freunde für lange Tage einen Stoff voll Interesse und reichlich Gelegenheit zu Zwischenreden eigener Geistesunterhaltung, denn was sie in der Hand hielten, waren nachstehende Blätter, genannt:

Die Memoiren des Marchese Santafiore

I.

Eine Ohrenbeichte

Die Novizen- und Kloſterſchule hatte wieder einen ihrer zahlreichen Beichttage. Am frühen Morgen wimmelte die alte Kirche von dem jungen Volk. Spärliche Wachslichter und neblige Morgendämmerung machten ein mißtöniges Helldunkel im hochgeſäulten gotiſchen Kirchenſchiff. Die gelben und dürren Heiligen, die nachgedunkelten Nonnen, die unklaren Verklärungen blickten gelangweilt von den Altären und Pfeilern auf das junge Leben herab. Dort war man heilig, hier ſollte man's werden. Aber das Dort und Hier klang ſo wenig zuſammen, wie die qualmenden Wachslichter und das aſchgraue Morgenlicht. Wollen die jung-blühenden Knaben auch Heilige werden? Sind dieſe knöchernen Heiligen auch einſt rotwangige Spielratzen geweſen? Kann man ſich dieſe Schulknaben in jene Rahmen hinaufdenken? Kann man ſich jene Rahmenbilder als Schuljugend herabdenken? Gibt es einen Faden zwiſchen dieſen zwei Welten, ein verbindendes Etwas, eine Idee? O du Mutterſchoß der allgemeinen katholiſchen Kirche, hält dein Schoß ſie wirklich zuſammen, jene Mönchsköpfe und dieſe Knabengeſichter? Spürt ihr's mütterlich, ihr guten Knaben, halb ausgeſchlafen aus den Federn in die kaltfeuchten Kirchenmauern gejagt?

Es war juſt keiner da, dieſen Gedanken zu denken, aber in der ungemütlichen Luft lag er und lag vielleicht doch auf einer jungen, empfindenden Bruſt als dunkelbewußte Stimmung. Wie mancher Knabe hatte Gedanken und Eindrücke, in denen der ſpätere Mann lag, der ſich mit Verwunderung an ſolchen Frühbeſitz zurückerinnert!

Ein ſolcher könnte z. B. jener dort ſein, der Blaſſe mit den nußbraunen Träumeraugen und dem zartgeſchnittenen Mund voll Schmerz und Sehnſucht. Er ſteht unter den

Größeren, wenngleich nicht im Zötus der obersten Altersklasse. Aber wo er auch stehen mag, er kann uns auffallen. Seine Mitschüler sind eben Knaben und treiben's knabenhaft. Da gilt kein Bußsakrament, kein Heiliges, Feierliches, die Jungen profanieren es zügellos. Im Nu haben sie's weg, wer von den beichtsitzenden Mönchen die kürzeste Beichte hält und am wenigsten streng ist; im Nu flüstert sich trotz Wacht und Aufsicht die Kunde davon herum. Und nun ist kein Halten an dem unternehmenden Völklein. Die Sperlinge, die Schwalben, die Spechte, die Adler, — jeder Zötus hat seinen Spitznamen, — sie alle streben dem beliebteren Beichtiger zu und lichten und lösen beständig ihre Reihen. Freunde begünstigen sich, Feinde verderben sich ihr Spiel, — das Hin- und Herwinken hört nicht auf und von Zötus zu Zötus flattert's ab und zu. Hier verlängert sich ein Zötus, der schon „aufgearbeitet" schien; dort zerrinnt einer, der soeben noch lang war, und wenn der schläferige Novizenmeister einmal seine Hornbrille wischt, oder ein Mönch mit vorgestrecktem Hals aus seinem Beichtstuhle auslugt, so hält die ganze Jugend wie auf Verabredung Ordnung und jeder Vogel kichert ein wenig leiser in sein Gefieder hinein. Aber im nächsten Augenblicke wird das Huschen und Flüstern wieder lebendig und das Wild wechselt vor allen Augen hin und her, vertrauend auf das Dunkel und auf das Glück der Frechheit. Ja, sie profanieren die Beichte und doch ist dieser leichtblütige Knabenmutwillen die reinste, unschuldigste Beichte.

Wahrhaft beichten wird nur der Blasse dort mit dem frühreifen Denkerauge, mit den sehnsüchtigen, dürstenden Mundwinkeln. Man sieht ihm's an, er allein hat etwas zu sagen. Wie er die Farbe wechselt! Jetzt voll Blässe, dann flammend rot, dann wieder erbleichend und noch einmal auflodernd in schwüler Glut! Ein Vulkan lebt und atmet in ihm. Phantasie jagt sich mit Phantasie. Alle menschlichen Dinge gehen in ihm vor. Er trägt sie frühzeitig, die Last, die wir alle tragen und die manchen zermalmt, — das Bewußtsein! Ihr gelben Heiligen, ihr fleischlosen Menschengespenster, seht ihn an! Er allein ist vielleicht euer künftiger Bildnachbar,

oder — euer Bilderſtürmer! Er allein weiß, warum er auf dieſem Kirchenboden ſteht. Es ſind Wurzeln unter den Fußſohlen des feinen Knaben! Seht ihr ſie?

An dem Treiben ſeiner Mitſchüler nimmt er keinen Teil. Ein Freund hat ihm zugeflüſtert: heute ſitzt Pater Cöleſtin, — und eine Wolke flog auf ſeine Stirn und ein Rot auf die Wangen. Er kannte dieſen Beichtiger nicht. Aber doch machte er keine Miene, einem andern Beichtſtuhl und einem andern Zötus ſich zuzulavieren. Wer kann ſagen, wie ſein Schickſal ſich wendete, wenn er's getan hätte? Er fühlte ſogar zu vornehm, um zu dem Knabengeträtſch herabzuſteigen: Wie hört er Beichte? war er ſtreng? iſt er gut? Er hält ſtill wie ein Lamm. Er duldet's und leidet's, auch dem gänzlich Unbekannten entgegenzugehen. Aber ein feuchter Schmerzenszug umflort ſeine Augen und ſeine Mundwinkel umzuckt's mit jener feineren Linie des Wehs, worin dieſes bis zu einem Ausdruck des Vorwurfs geht, — warum ſoviel Leiden?!

Nur den ſittſamſten Kunſtgriff ſeiner Lage erlaubte er ſich. Wenn er ſchon früher gezaudert, ſo rückte er jetzt noch langſamer vor; ja, es wurde ihm zum Entſchluß, überhaupt als der Letzte in ſeinem Zötus zurückzubleiben. Er ließ vortreten, wer da wollte, und ſie wollten es alle, denn die jungen Wildfänge hatten nur ein Intereſſe: aus der ſchaurigen Kirchenluft und von der läſtigen Formalität möglichſt bald loszukommen. Ihm allein lag das Entgegengeſetzte am Herzen. Ihn ſchreckte es, wie hin und wieder in den Beichtſtühlen lauter geſprochen wurde, ſei's daß ein halbtauber Beichtvater die Beichte lauter verlangte, oder daß er lauter als notwendig ſeine Beichtlehre gab. Ihn ſchreckte das ganze öffentliche und herdenweiſe Abmachen des Geheimſten und Eigenſten, was heilige Menſchenſcham nur dem Unſichtbaren überantworten mag. Muß denn die Seele, wo ſie ſich enthüllen ſoll, nicht ebenſo, ja noch mehr, als der Körper rings um ſich her ihre Deckung durch Einſamkeit wünſchen?

Und einſam wurde es. Mit ſeinem eigenen Zötus ſchmelzen natürlich auch die übrigen; ſchmelzen, verſchwinden. Aus dieſem und jenem Beichtſtuhl geht ſchon der Beichtiger fort;

er iſt fertig mit ſeiner heutigen Aufgabe. Auch Pater Cöleſtin ſchaut jetzt nach dem Reſt der ſeinigen aus. Indem er ſich vorſtreckt, fällt juſt ein Strahl der Sonnenſcheibe aus den Nebeln. Der Strahl iſt breit genug, den Knaben und ihn zu beleuchten. Pater Cöleſtin iſt doch ein ſchöner Mönch, denkt der Knabe. Aber auch der Mönch hat etwas gedacht. Wie ſein gleichgültig ſchweifender Blick den Knaben getroffen, — es war nur im Flug, aber im Flug r u h t e er auf ihm. Unſer Held hat es wohl bemerkt; nicht die weibliche Selbſtliebe allein bemerkt ſolche Blicke!

Endlich ſchlürft auch der gute alte Novizenmeiſter fort, der Oberaufſeher ſämtlicher Zötusreihen. Das iſt ein Zeichen, daß alles zu Ende. Seinem Aufbruch ſchließt ſich der vorletzte der Beichtväter an, — wahrſcheinlich ſein unzertrennlicher Spezial, — und fertigt ein pausbäckiges Flachsköpfchen, das ihm ſoeben hinknien will, mit dem holden Gebrumm ab: Was wirſt du getan haben? Gelogen, genaſcht; — bet' fleißig und beſſere dich! Er beutelt oder kraut das Kerlchen am Flachskopf und ſchenkt ihm unbeſehen ſeinen Beichtzettel. Der Kleine küßt ihm lachend die Hand und ſpringt fort.

So ſind ſie fort. Alle fort. Der alte Dom iſt wieder allein mit ſeinen ſtarren, ſteinernen Gliedern. Das jüngſte Gewimmel des Menſchengeſchlechts zupft ihn nicht mehr am Barte, den grauen Hundertjährigen. Wie Motten zerſtoben ſie aus den ſteinernen Falten der Ewigkeit, die Kinder dieſer Generation und die Väter der nächſten. Der Dom atmet wieder ſeinen eigenen Atemzug. Tiefes, grabtiefes Schweigen! Die Säulen hinauf und die Gewölbe herab — Dunkel, Dämmer, Geheimnis! Oder wie? ahnen jene fernſten Quadern der Kuppel, was die zwei Menſchen hier unten jetzt flüſtern werden? Senkt ſich die Decke, rücken die Säulen enger zuſammen? Mit ſchwindelnden Sinnen, mit brechendem Auge, in Zerknirſchungen hingekniet, beginnt jetzt der junge Ritter der Sünde, von dem Beichtſtuhl wie einer eiſernen Jungfrau umarmt, gepreßt und ausgepreßt vom unbarmherzigſten aller Druckwerke, ſeine Beichte. Er erzählt

— die erſte Niederlage ſeines erſten Waffengangs mit der Sinnlichkeit. Er hat begonnen und iſt ſchon zu Ende. Eines, aber ein Löwe! würde der phrygiſche Alte geſagt haben.

Hinter dem Beichtgitter iſt's ſtill. Ein großer Augenblick! Welche zwei Welten trennt dieſes Gitter! Was wird die jenſeitige Welt ſagen? Der Knabe lauſcht. Er hört einen tiefen Atemzug, — faſt wie ein Seufzer. Eine Pauſe, und jetzt hört er Worte. Eine ſonore, wie Muſik klingende Männerſtimme hebt an:

Jugendſünde des Fleiſches, ſagſt du? Und wenn es die Altersſünde des Geiſtes wäre, was du ſo nennſt? Armer Knabe, wie hätte der Geiſt dich betrogen!

Ja, er iſt alt geworden, der Geiſt, alt und matt und überdrüſſig des Fleiſches. Aber biſt du das auch? Was haſt du mit ſeinen Lehren zu ſchaffen? Gemartert vom Neide, lehrt er deinen Frühling mit ſeinem Herbſte Schritt halten und nennt das Tugend. Armer Knabe! Aber ſei getroſt, ich will dich beſſer lehren.

Kennſt du die Lehre von der Kenoſis? Ach, wie ſollteſt du! Das iſt ja Griechiſch und dieſe Muſen- und Menſchenſprache fürchten ſie. Sie lehren dich ihr blutiges Latein, die Wolfsſprache, die Mörderſprache, — die Sprache der Kirche. Ad bestias! ad crucem! Armer Knabe!

Aber du wirſt künftig auf Privatſtunden in meine Zelle kommen; ich werde dich Griechiſch lehren.

Siehe, die Lehre der Kenoſis verſchweigen ſie dir, die Kreuz- und Blutlehrer. Kreuzige! riefen die Juden; kreuzige das Fleiſch! rufen die Chriſten. Kreuzige! kreuzige! Das iſt ihre ganze Weisheit.

Aber wir haben eine beſſere Weisheit, wir, die Griechen. Ich werde dich Griechiſch lehren.

Die höchſte Weisheit dieſer Welt iſt die Lehre von der göttlichen Selbſtentäußerung und Selbſtentſagung, die Lehre der Kenoſis. Lerne ſie verſtehen und lerne, wie du betrogen biſt.

Töte dein Fleiſch, ſagen ſie dir, — dasſelbe Fleiſch, in welchem dein Gott ſich beſchauen will. Alſo im Tode ſoll der ewig Lebendige ſich anſchauen! Ein würdiger Spiegel,

fürwahr! O Greuel des Pfaffentrugs, nur berührt fällt deine Larve schon!

So erquicke dich denn, du schönes, aber verblendetes Menschenauge, erquicke dich an dem Bilde der unverlarvten Wahrheit. Zerreißt, ihr Tempelvorhänge des jüdisch-christlichen Gaukelspiels, du Torengewebe, das mit Juwelen gestickt ist, aber auf der Kehrseite. Blitzend strahlt das Juwel auf der griechisch-philosophischen Seite, welches die rechte ist. Ei, wie köstlich leuchtet es her, das Juwel unserer Weisheit, wie schön und liebenswürdig ist unser Gott, wie menschenfreundlich seine Kenosis!

Lerne folgendes, du armes, unschuldig gemartertes Kind. Gott der Herr, im Besitze der höchsten Macht, hat auch Macht über sich. Er ist so frei, daß er seine Freiheit auch gegen sich selbst wenden kann. Und er tut es, um den Strom seiner Vollkommenheit zu hemmen. Ließe er seiner Allmacht und Heiligkeit Lauf, so wäre es nicht Weltschöpfung, sondern Weltvernichtung. Oder besser, es wäre überhaupt nicht Welt. Aber Gott der Herr tritt freiwillig in Schranken zurück, um Platz für die Welt zu machen. Diese Gottesschranke ist die Kenosis und wir sind die Kinder dieser väterlichen Gottesabsicht. Sie hat sich Schwert und Harnisch abschnallen und mit Kindern spielen wollen. Ei du guter, menschlicher Gott, habe Dank für deine schaukelnden Vaterknie!

So ist denn die Welt und das Fleisch, das sündige Fleisch, wie sie sagen, ganz eigentlich Zweck und Wille Gottes. Es ist Gottes Wille, wie das Ufer Wille des Meeres sein muß. Ich, du, wir alle können nur sein durch ein freiwilliges Nichtsein dessen, in welchem die Welt unterginge, wenn er seine Dämme und Ufer durchbräche. Aber Gott hat es sich versagt und versagt es sich fortwährend, die Flut seiner Vollkommenheit auszugießen, so auszugießen, daß sie nur mit ihm selbst zu ihm selbst wieder zurückrollte. Er will Wesen. In dieser Absicht entäußert er sich seiner eigenen Wesenheit, und so wahr wir Gottes Absichten zu ehren verpflichtet sind, so falsch ist der Grundpfeiler dieses Doms und jene über-

aus freche und greuelvolle Tugend, die auf seiner Kanzel und, ach, in seinen Beichtstühlen gepredigt wird! Gott hat dich erschaffen, nicht daß du ihm ähnlich werdest, sondern daß du ihm unähnlich bleibest. Du sollst nicht in seinem Lichte wandeln, er will in deinem Schatten ruhen. Licht hat er selbst. Als er dich schuf, trat er aus seinem Wege, wie es der Wandersmann tut, wenn er das grelle Sonnenlicht seiner Straße mit der Schattenwollust eines dunklen Waldsaumes vertauscht. Wehe, den Schattenhain umzuhauen, in welchem Gott selbst sich von seinem Lichte erholt! Und so schaudere mir jetzt, wenn du ein von den Kreuzespfaffen noch unverdorbenes Herz hast, schaudere über die große Sünde der Tugend, zu welcher sie dich verführen. Aber du bist standhaft geblieben. Du bist auf dem Wege der echten Frömmigkeit und tust deine Pflichten im Fleische, nur daß du sie Sünde nennst. Ja, es ist Pflicht, dem Körper zu geben, was des Körpers ist, wie es das Verbrechen und der Hochmut Lucifers war, Lichtgeist, wovon er den Namen hat, sein zu wollen, da er doch ein dunkler Erschaffener war. Ha, diese Irrlehrer des blutigen Kreuzes — Verdammnis sei ihre Speise! — machen ihr satanisches Tagewerk daraus, auf Erden die Nachfolge Lucifers auszubreiten! Dein liebes, unschuldiges Fleisch hetzen sie zum Engel empor, weil sie gefallene Engel brauchen! Ihr Tun ist die Lust jener Raubvögel, welche Schildkröten in die höchsten Lüfte entführen, um sie erdwärts im Sturz zu zerschmettern. Aber noch haben sie dich, du kostbares Schildpatt, nicht so zertrümmert, daß ich den Bruch nicht wieder heilen könnte. Dem Moloch des Beichtstuhls warfen sie dich in die Arme, — da sollst du verderben und dein armes Gehirn am Riesenunsinn der Erbsünde verspritzen. Apage, ihr Teufel des Beichtstuhls, mein Beichtstuhl hat weichere Arme und mir gehört diese Seele. Ich will sie retten. Nicht bei den Juden, bei den Griechen ist die Erlösung. Plato wird dich erlösen. Ich werde dich Griechisch lehren.

Riesenunsinn der Erbsünde, sagte ich. Ich nehme das Wort zurück, wenn der Erblasser selbst ein Sünder ist, — Gott. Aber ist er das nicht, so hat er auch Sünde nicht zu vererben.

Denn wir sind Gottes Erben, nicht Adams Erben. Adam selbst war ja Gottes Erbe. Die Schlinge, die sie euch Christenmenschen legen . . .

Aber ich sitze hier und du knieſt. Mich jammert deiner zarten Knie, du fein geschliffenes Gefäß der griechischen Schönheit. Nimm dieses Tuch hier und knie weicher darauf. O die Barbaren! Tückisch erfanden sie sich ihr schmerzhaftes Beichtknien, um den Leib zu erschwächen und mit dem Leibe die Seele herunterzubringen und zu verelenden. Es neidet sie, die giftigen Kreuzeskrüppel, ein gymnastisch-kräftiger Leib und eine lustschwellende Seele darin. Aber nimm dieses Tuch, mein Freund, und verzeihe mir, daß es kein fürstliches, deiner würdiges Samtkissen ist.

Er machte das Beichtgitter auf, und ich empfing sein Tuch, das mir auch wirklich wohltat. Ich sage i ch, denn der Augenblick dazu ist jetzt da. Bis dahin war der Knabe Amadeo Bonaventura eine dritte Person, ein neutrales Wesen, aus welchem auch jedes andere werden konnte. An jenem Beichtmorgen wurde aus dem Knaben mein heutiges Ich, der Marchese Santafiore. Der erste Hauch aus Pater Cölestins Munde und der letzte Hauch meines Lebens sind ein Zusammenhang, welcher unterbrochen und aufgelöst nicht mehr gedacht werden kann. Das Ganze ist eine Einheit und heißt — mein Leben, mein Schicksal, mein Ich.

Pater Cölestin fuhr fort: Die Schlinge, die sie euch Christenmenschen legen, ist der alte heidnische Dualismus. Das Christentum sollte ihn überwinden, aber es wurde von ihm überwunden. Er ist wieder da, der Kinderschreck der Vorzeit, über welchen das Heidentum niemals hinauskam; er ist wieder da, der Kopfumnebler und Gewissenspalter, der rohe, sinnliche Gegensatz: Geist und Materie, Licht und Finsternis, Gott und Teufel, Himmel und Hölle, Gut und Bös, Tugend und Laster, Zeit und Ewigkeit, Leben und Tod; er ist wieder da, der logische und moralische Unsinn, der Widerspruch der unendlichen Schraube, der Popanz der zwei Naturen, worin die Einheit zu suchen, Pfaffen und Narren dich anweisen. Sie bringen deinen Geist in Widerstreit mit

deiner Sinnlichkeit und heißen dich die Vermittlung *erſtreiten*. O Blendwerk und Aberwitz! Wenn zwei ſich ſtreiten, kann eins nur Sieger ſein; das leuchtet ein. Aber eins iſt dann um eins ärmer geworden, hat ſeine halbe Dezimierung, hat ſeine eigene Niederlage ſich erſiegt und erſtritten. Der Sieg iſt geringer als der Kampf, denn dieſer war doch ein *Zweikampf*. Um nur die vorige Fülle wiederherzuſtellen, könnte und dürfte der Sieg ſich nichts weiter erſtreiten als den casus belli zum neuen Streit. O über das ſchöne perpetuum mobile von Konflikt, Zerfall, Zerriſſenheit, Gewiſſensangſt und Selbſterniedrigung, das ſie dir da in die Bruſt gepflanzt! Mit dieſer Höllenmaſchine im Herzen biſt du ihr ewiger Sklave. Aber das eben wollen ſie, die römiſchen Zwingherren von Alt- und Neu-Rom, denn Rom hat ohne Sklaven nie leben können!

Alſo das iſt der Wahrheit letztes Wort: *innerhalb* des Dualismus iſt die Erlöſung nicht möglich. Erlöſt und verſöhnt aber biſt du außerhalb desſelben, in der *Trias*. Von der erhabenen Gnoſis, auf platoniſch-griechiſchen Grundlagen, iſt uns die Trias geoffenbart; — die vollkommene Trias: *Pneuma*, *Hyle*, *Pſyche*. Stoffloſer Geiſt, geiſtloſer Stoff und die erfüllte Einheit beider im Dritten, in der Seelenerſcheinung. Dein Fleiſch gehört nicht dem Kreuze, es gehört dem Geiſte, durch den es zur Seele wird: du brauchſt es zur Liebe und zur Selbſtliebe.

Und ſo endlich wirſt du dich ſelbſt verſtehen. Die lateiniſche Kirche macht dir zum Inhalt deines Gewiſſens die Sünde, d. h. die Materie, die Hyle; die Gnoſis macht zum Inhalt deines Bewußtſeins die Pſyche, d. h. die Idealiſierung der Hyle zum Pneuma. Freilich auch die Materialiſierung des Pneuma zur Hyle! Aber du erkennſt jetzt bereits, daß die Erlöſung nichts iſt als eben dieſe Doppelkreuzung im Dritten. Und Rom lehrt zwar die Emanation von unten hinauf, verſchweigt dir aber mit Liſt und Betrug die Emanation von oben herab. Als ob die Materie nur zum Geiſte ſtrebte und der Geiſt nicht auch zur Materie! Als ob du nicht ebenſo tugendhaft wäreſt, die Hyle zu idealiſieren, als auch das

Pneuma zu materialisieren! Das letztere lehrten die gnostischen Ophiten ausdrücklich, sie, welche den Abel, Jakob und Moses verwarfen, aber den Kain und Esau, die Sodomiten und die Rotte Korah verehrten. Ja, mein Kind; das Christentum war in Alexandrien weiser und ehrlicher als in Rom. Wohl ist Rom der Antichrist, denn es hat unermeßliche Schätze altchristlicher Weisheit unterschlagen und totgeschwiegen. Aber sei gutes Mutes, mein junger Freund. Wir werden das Evangelium Marcion miteinander lesen. Ich werde dich Griechisch lehren.

Die Christenpfaffen schließen ihre Beichte mit der Absolution. Auch ich gebe dich der Gnade zurück, der Gnade, die du schon hast! Die Majestät deines Bewußtseins, betört und verdunkelt, brauchte bloß an sich selbst erinnert zu werden. Ja, wenn es deine Beichte nicht gesagt hätte, deine hoheitsvolle Stirn, dein gedankenreiches Auge, dein liebesüßer Mund sagt es: daß du ein Psychiker bist! Der Erlöser selbst war nichts anderes und von seinem Genius bist du ein Strahl. Auch Jesus von Nazareth war ein Psychiker. Er brachte die Erlösung, indem er sie an seiner Persönlichkeit darstellte. Denn die Erlösung erzwingt und erstreitet sich nicht; sie besitzt sich, man hat sie. Christus, der Psychiker, hatte sie und zeigte sie. Wie man aus Pneuma und Hyle Psyche macht, zeigte er am vollkommensten, und das war seine Mission. Sein Kreuzestod ist ein Abgrund von Widerspruch und Verwirrung. Sehr stimme ich dem gnostischen Doketismus bei, daß Christus überhaupt nicht gekreuzigt worden, sondern daß der gekreuzigte Leib ein Phantasma des Satans gewesen. Diese Todeskomödie war der Tod des Christentums. Henkersknechte mortifizieren den Leib, ihn, welcher allein die Fruchtbildung des Pneumas zur Psyche bewirkt. Die Frucht des Christentums geht verloren. Das notwendigste Mittelglied ist weggeworfen wie ein unnützer Ueberrest und noch einmal siegt jüdische Aszese und heidnischer Dualismus. Gesprengt ist die Trias, die Psyche vergessen, die Hyle mit den fünf Wunden bezaubert den Pöbel des Materialismus.

Denn jetzt kamen die Montanisten, die Chiliasten und alle Fanatiker der negativen Wollust, welche das Fleisch durch Grausamkeit kitzeln. Aber soll das Fleisch schon vom Geiste verzehrt werden, so wäre es wenigstens ein Weltprozeß; nicht wie jene es angriffen, der Prozeß von vierundzwanzig Stunden. Die Tollhäusler nämlich lebten des Wahns, daß das Reich Christi und das Ende der Welt schon in ihren Tagen bevorstünde. Alles hatte Eile, sein hochzeitlich Kleid anzuziehen, d. h. das Fleisch auszuziehen. Wie Christus und die Apostel zu keiner Zeit vom Fleische gesprochen, so taten es diese Schwarmgeister. Kreuzige! kreuzige! war das ansteckende Narrengeheul, dem sich bald kein Vernünftiger mehr zu entziehen wagte.

Die Montanisten und Chiliasten sind heute ausgestorbene, ja ketzerische Sekten. Aber nur in der Theorie. In der Praxis erkannten die Römer, diese Erbweisen des Satans, mit Scharfblick, was für ein ungeheurer Terrorismus durch die Fiktion der Fleischessünde über die Menschen möglich sei. So machten sie, was das abscheulichste ist, das Kreuz zu ihrem heiligsten Zeichen. Mortifikation heißt heute die Nachfolge des liebenden Psychikers im Munde jener Lateiner, deren wölfischer Grausamkeit auch die Fechterspiele — ein Spiel hießen. Mit einer in der Weltgeschichte beispiellosen Frechheit nennt sich der Kreuzesgreuel — ein Christentum!

Aber das Fleisch ist nicht gekreuzigt worden, es ist nicht abwesend im Christentum, — höchstens das weibliche. Wahr ist nur so viel, daß Christus unbeweibt geblieben. Es ist daher auch den tiefsinnigsten Gnostikern schwer geworden, im christlichen Weltgeheimnisse dem weiblichen Prinzipe Raum und Beruf zu ermitteln. Einige zwar gesellen dem weltschaffenden Aeon einen weiblichen bei, nämlich die Sige, die Stille. Valentin aber lehrt: das männliche Prinzip habe mit sich selbst gezeugt und habe allein gezeugt. Dringst du in den Sinn dieser vielsagenden Worte ein, so wird dir offenbar werden, daß wir Menschen im Fleische — dieses Mysterium symbolisch nachahmend

— unſerm Vater im Himmel, der vollkommen iſt, auf einem ganz andern, als dem römiſch gewieſenen Wege nahekommen.

Es war aber die valentinianiſche Gnoſis, wie die erhabenſte, ſo auch die angeſehenſte, vom ganzen Altertum anerkannteſte Auslegung der echt chriſtlichen Wahrheit. Sie war es, welche die griechiſche Bildung dem Chriſtentume zuführte und dann mit Undank vom römiſchen Kreuzesdienſt abgetan wurde. Wir werden ſie in der Urſprache ſtudieren. Du wirſt künftig auf meine Zelle ſtudieren kommen. Ich werde dich Griechiſch lehren. —

Das war Pater Cöleſtins Beichtlehre an jenem Morgen im Kloſterdom.

Und ich kam auf ſeine Zelle. Und er lehrte mich Griechiſch.

2.

Apollo, von Marſyas geſchunden

Weder von einzelnen noch von Staaten und Völkern, wie mächtig ſie ſein mögen, wird in die Ordnung der Natur ungeſtraft eingegriffen. Aber wie verſchieden kann die Strafe empfunden werden! Einmal ein brennender Rachedurſt, den zu löſchen die ganze Menſchheit geſund macht, ein anderes Mal keine Genugtuung, die nicht eine Zuvieltuung ſchiene, jede Strafe ein Unrecht und nur die Gnade ein Recht!

So wurden wir beſtraft; ich und du, armer toter Mann. Für uns gab's keine Gnade. Es gibt keine in Kloſtermauern! —

Das Ergaſtulum war ſchwarz ausgeſchlagen. In der Mitte, auf Stufen erhöht und ſchwarz verkleidet, ragte ein Gerüſt, — ich weiß nicht, ob Altar oder Schafott. Sagen wir beides!

Es war rund, eine Art Stumpfſäule. Die Säulenplatte

altarförmig dekoriert; ein Kruzifix zwischen brennenden Wachslichtern, vor demselben ein Totenkopf. Das Kruzifix im schwarzen Flor. An den Schaft der Säule gebunden ein Mensch. Seine Knie kamen auf den Estradestufen zu knien, seinen Kopf beugte und hielt nieder die Altarplatte der Säule. Sein Rücken war bis an den Gürtel entblößt.

Mit gebundenen Händen führte man mich in diesen Raum. Sie stellten mich dem Rücken des Pater Cölestin gegenüber, auf einen Zwischenraum von fünf Schritten. Links und rechts mußten an den Strickenden, womit ich gebunden war, meine zwei ältesten Mitschüler mich festhalten. Die übrige Klosterschule war vollzählig hinter mir aufgestellt und mußte zusehen — „zum abschreckenden Beispiele".

Das Tohuwabohu der geistlichen Rothäute nahm seinen Anfang. Der Anfang war die Verlesung eines Sündenbekenntnisses. Immer das nämliche, aber in hundert häßlichen Tautologien. Und zu jeder mußte ich ja sagen. Aber was sagte die Klosterschule dazu, die Unschuld, die von der Schuld nicht ein abschreckendes, sondern ein verderbliches Beispiel empfing? Rings um mich her junge, geknickte Lilien!

Das Bekenntnis oblag mir allein. Pater Cölestin durfte nicht mitbekennen. Sie hatten seinen Mund geknebelt, auf daß die Schmerzensschreie, die ihm bevorstanden, nicht über die Klostermauern hinausschallten. Oder vielleicht auch — in die Herzen seiner Peiniger nicht hinein! Hatte dieser Feuergeist doch Worte, um sie alle zu Asche zu brennen!

Ich zitterte dem Urteile entgegen. Aber die Verlesung eines Urteiles blieb aus. Klosterjustiz! Zwar das Urteil des Pater Cölestin sah ich vor Augen; meines aber wurde verschärft — durch die Marter der Ungewißheit.

Als die Confessio sacra (!) zu Ende war, hub ein Psalmodieren greulicher Bußgesänge an. Die Heuchler! Das endlose Heulen, Plärren und Brüllen nahm Noten und Worte nur zum Vorwand, die Exekution hinzuhalten und Schrecken mit Schrecken zu würzen. Die Grausamkeit „gustierte" ihre Karte!

Endlich hatte die Herde sich satt gebrüllt. Der Augenblick war da, mit der nackten Bestialität ohne Zeremonien herauszugehen. Der Zug ordnete sich. Der ganze lange Konvent — jeder Mönch seine Geißel — jede Geißel auf den Rücken des Büßers niederklatschend, — so ging's im Kreise um die Säule herum — wie eine unendliche Schraube — wie eine Schlange, die sich um ihren Schwanz ringelt — langsam, aber ohne Aufhören. Mich wenigstens verließ Besinnung und Zeitmaß. Diese Mönche schienen mir wie Kometen, welche mit ihren Kometenruten einen Stern in ihrer Ellipse durch alle Ewigkeit geißelten. Es drehte sich endlos vor meinen Augen. Ich hatte zu Anfang der Mordszene einen weißen, im Kerzenschein blendenden Rücken gesehen, und als ich wieder die Augen aufschlug, war es ein dunkelroter, blutiger Fleischklumpen.

Ich brach in Ohnmacht zusammen.

Meine Strickhalter faßten mich in ihre Arme. Der zur Rechten flüsterte mir zu: Amadé, ich bin auf ewig beschimpft, daß ich diesen Bütteldienst tun muß; aber ich schwöre es dir, ehe der Morgen graut, stecke ich das Kloster in Brand.

Ich dankte diesem guten rechten Schächer mit den Worten Christi: Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein!

Da blieb ein Mönch vor mir stehen, einer der häßlichsten Kuttenbüffel, und in der einen Hand die blutige Geißel, riß er mir mit der andern das Kinn in die Höhe und schnaubte mich an: Der arme Sünder untersteht sich zu schwatzen! Was hast du gesagt?

Apollo, von Marsyas geschunden! schrie es aus mir heraus, als ob eine Saite gesprungen wäre.

In diesem Augenblicke stürzte mit großem Gekrach die Altarsäule zusammen, denn die heftigen Todeszuckungen Pater Cölestins hatten an seinen Banden gezerrt und mit den Banden den ganzen Gerüstbau, an den er gebunden war, erschüttert. Alles zerfiel in Trümmer. Unter diesem Sturze hatte sich eine seiner Fesseln gelockert, ein Arm war frei geworden; er riß sich damit den Knebel aus dem Mund und rief

mir voll Enthusiasmus die Worte zu: Alaaf, mein Schüler, du Jüngling, der du der Sitz einer Gottheit bist! Mein Leib stirbt, aber vergöttert lebe ich in deinem Genius weiter!

Da packte mich eine haarige Faust, und über Treppen, durch Gänge geschleift, lag ich hinter eisernen Türen im Karzer. —

Als mir aus grenzenloser Wehebetäubung die Lebensgeister wieder zurückkehrten, fühlte ich nur — die einsame Stille und daß keine Hand an mir war! Das tat mir wohl. Ich kam mir fast frei vor. Ich versuchte, über all das Ungeheure, das da hereingebrochen war, meine Gedanken zu sammeln. Aber ich merkte bald, daß die Gedanken mir stillstanden. Ich ließ sie in Ruhe. Ich überließ mich dem bloßen Fühlen meines Zustandes. Und dieses Fühlen war gar kein schmerzhaftes mehr. Es war eine Art gefrorener Erhabenheit. Ich fühlte, wie sich der Trotz gleich einem unsichtbaren Panzer um mich legte. Ich fing zu ahnen an, daß die Verzweiflung der ganzen Welt überlegen ist, und diese Ueberlegenheit hatte ich. Ich kam mir geschützt, fast gefeit vor.

Nach einer Weile tat sich die Türe auf. Du mußt zu Seiner Gnaden, dem hochwürdigen Herrn Abt, sagte ein Laienbruder und holte mich aus dem Karzer ab. Mein Urteil! dachte ich.

Aber ich folgte dem Pater festen Schrittes. Er sah mich von der Seite her mit Verwunderung an. Ich erriet ihn vollkommen. Mein unsichtbarer Panzer mochte sogar ein sichtbarer sein! Ich fühlte selbst, daß ich weit mehr wie ein gefährliches Tier als wie ein Opfertier aussah.

Auch der Abt — eine Tonne mit einem rohen Gesicht und dreifach gestaffelten Kinn — erblickte mich mit Verwunderung. Ei, das hängt ja so ziemlich zusammen! war sein erstes Wort, indem er um mich herumging und mich in den Gelenken wie eine Gliederpuppe probierte. Ihr habt mir da keinen Sünder und Büßer, sondern einen Helden gebracht! brummte er den Frater gemütlich an, und winkte ihn zur Türe hinaus.

Wir waren allein.

Oder kommt es daher, weil du Vertrauen zu mir haſt? fuhr er im Tete-a-tete mit mir fort, weil du weißt, daß beides, wie die Strafe ſo auch die Gnade, in meiner Hand liegt?

Er fixierte mich lauernd, — lächelnd.

Ich hielt ſeinen Blick aus, denn auf ſeinem Bureautiſch ſah ich — ein Papiermeſſer funkeln. Das tröſtete mich!

Er goß ſich in ſeinen Armſtuhl, als ob er ſich zu Gericht ſetzen, aber auch die Güte des Richterſtuhls mir vordemonſtrieren wollte. Denn wie er jetzt ſeine Pranken an mich legte, ſo legte er ſie faſt — um mich. Immer gräßlicher ſchmunzelte er und ſeine kleinen fleiſchigen Aeuglein ſchmolzen wie ein vergiftetes Bonbon, das man ausſpeit.

So ſchmunzelnd und liebäugelnd fing er an: Sag', Amadé, willſt du dir meine Gnade verdienen? Willſt du ...

Quod licet Jovi, non licet bovi! brach ich los und ſtieß ihn heftig von mir. In meiner Aufregung ſchrie ich es überlaut; es konnte das halbe Kloſter durchhallen. Und draußen auf dem Korridor ſchlurften Schritte.

Dieſer Schrei und dieſer Sinn meines Schreis war vielleicht meine Rettung. Der Abt wurde klein und ſtill. Die ganze Fleiſchmaſſe ſeines roten Geſichtes erblaßte. Schnee fiel bis auf die unterſten Täler ſeiner dreifachen Kinn-Terraſſe. Er zog die Glocke und übergab mich dem eintretenden Frater Kämmerling mit den ſüßlich-zerfloſſenen Worten: Die Strafe ſoll beſſern, aber ſeine Nerven ſind überreizt. Er hat Fieber, er ſpricht im Fieber. Bringen Sie ihn in die Kranken-Pönitenz und ſchicken Sie ihm den Pater Medikus, wenn er zurückkommt.

Die Kranken-Pönitenz war ein Zimmer für Sträflinge, welche geſchont werden müſſen. Alſo ein beſſeres als der eigentliche Buß- und Strafkarzer.

Ich betrat es wie ein Sieger. Wie kurz war das Hochgericht beim Abte, wie raſch zu Ende! Dieſer Augenblick, ſo überſtanden, konnte ſo nicht wieder kommen.

Ich war jetzt fähig, zu denken, zu überlegen. Ich war als ein anderer, faſt als ein Mann zurückgekommen. Ich hatte dem Mächtigen Hohn geſprochen und der Mächtige — hatte

seine Krallen eingezogen! Dieser Erfolg hob meine Stimmung. Ich plante.

Was werden sie jetzt mit mir anfangen? Was wird das Nächste sein? Schwerlich das Aeußerste und gewiß nicht öffentlich. Der Abt hat mich kennen gelernt!

Den Medikus will er mir schicken. Possen! An einem Tage, wie dem heutigen, wo das ganze Kloster ein fiebernder Krankheitsfall ist, ließ man den Medikus auf seine gewinnreiche weltliche Praxis ganz wie gewöhnlich zu seinen bigotten Landedelleuten herumkutschieren. „Wenn er zurückkommt." Er wird nicht zurückkommen. Man wird mich in Ruhe lassen. Man wird affektieren, mich zu vergessen. Wahrscheinlich weiß sich der Abt selbst keinen Rat mit mir. Er wird temporisieren. Ich sehe, wie es kommen wird. Es werden mich Unterhändler überlaufen, einige von den dümmeren, gutartigen Glatzköpfen, die werden mir zureden, daß ich die Form erfüllen, einen Fußfall machen, dem Feinde goldene Brücken bauen soll.

Wie betrag' ich mich dann? Kann ich das? Nimmermehr! Aber bleibe ich standhaft, so heißt's den ehrlichen Glatzen starrköpfig und sie werden mir abgeneigt. Teuflische Politik, daß ich mich selbst um meine Freunde und Fürsprecher bringen muß!

Das nächste Zwangsmittel ist dann der Hunger. Sie werden mich fasten lassen und durch Entziehung der Nahrung mürbe machen. Und wenn ich noch einmal standhaft bleibe? wenn ich sie zwinge, die versagte Speise mir auch ungebeten zu reichen? Werde ich sie durch diese äußerste Demütigung nicht wirklich zum Aeußersten treiben? Könnte diese Speise nicht dann — *vergiftet* sein? Wies ich sie nicht selbst auf den Weg, den fatalen Knaben sich vom Halse zu schaffen?

Also doch nachgeben? Diesem Abte, einem Menschen wie diesem nachgeben? Ich stampfte mit den Füßen und brach in der Pein des ohnmächtigen Trotzes in heftiges Weinen aus. Mein kurzer Sieg war vergessen, meine ganze Mannheit dahin; ich war wieder nichts als ein armes erbärmliches

Mücklein im entsetzlichen Netz einer entsetzlichen Spinne. O was für ein Arsenal von Macht, von willkürlicher, unverantwortlicher Macht, ist ein Kloster!

Die Stürme des Tages und dieser Anfall von Weinkrampf forderten endlich ihr Recht. Ich versank in Schlaf, oder mehr in ein Träumen als Schlafen. Es träumte mir dumpf und unruhig, daß ich im Kaminmantel ein Geräusch hörte. Es klang wie das Minieren eines Bergmanns. Bald krabbelte es lauter, bald leiser, bald war es ganz still. Wenn ich aufmerken wollte und nichts hörte, überredete ich mich, daß es meine Kopfnerven gewesen, ein Hämmern und Klopfen im Ohr. Auf meinen Sinnen lag es wie Alpdrükken.

Auf einmal hockte ein Gnom mitten im Zimmer. Wer da? fuhr ich auf und starrte mit Schaudern ins Dunkel, denn es war schon Abend geworden. — Ich bin's. — Welches Ich? — Lude. Kennst du mich nicht? Ich will dir helfen. Ich will dir zur Flucht helfen. — Ich kannte die Stimme. Der Alp war fort und ein Mensch dafür da, ein Freund, ein Retter!

Ludwig Katschal, ein Krüppel, ein kleiner buckliger Knirps, war der Kalfaktor des Klosters. Noch mag der Anger grünen, wo ihn sein Vater gezeugt, oder die Hecke, wo ihn seine Mutter geboren, — aber seine Eltern kannte kein Mensch. Ich habe es später als eine Regel ohne Ausnahme gefunden, daß in der Nähe von Klöstern skrofulöse, wasserköpfige und kretinisierte Kinder aufwachsen, welche Gott wie aus einer Urzeugung erschaffen zu haben scheint, denn niemals haben sie Eltern. Stets aber halten sie sich ans Kloster.

Auch der kleine Lude trieb sich unter uns als unser Stubenheizer herum. Daneben gastierte er auch auf unsern Schulbänken, wo er gerne geduldet war. Unmöglich war es ihm aber, sich an Ernst und Ordnung zu gewöhnen und einen einzigen Kursus regelrecht durchzunehmen. Wie ihm Lehrer und Schüler eben gefielen, naschte er planlos in den Klassen herum, lernte alles und nichts durcheinander

und verließ sich auf seinen guten Kopf, was er schließlich auch durfte. Spürte er in der obersten Klasse, wo's fehlte, so setzte er sich in die unterste, und spürte er hier sein Genie, so gönnte er wieder der obersten die Ehre seines Besuches.

Diese Diät hätte jeden andern zerrüttet, ihm gedieh sie vortrefflich. Er hatte den Geist, Witz und die leichte Fassungskraft aller Wasserköpfe, denen im ersten Stadium, scheint's, zum puren Geniegold wird, was im letzten das Blei des Kretinismus. Ganz besonders aber hatte er das unfehlbare Erbteil aller Buckligen, die Lasziviät.

Diese letztere sollte ein Band zwischen uns stiften.

Im Laufe des Sommers hatte der Abt an einem schwülen Abend ein kaltes Bad im Wasserbassin des Klostergartens genommen und zwar ohne den Raum abzuschließen oder eine Wache ausstellen zu lassen, einzig im Schutz der Umbüschung des Wasserbassins. Natürlich entdeckten ihn die Luchsaugen einiger Knaben, darunter ich und Lude. Dieser, wie von tausend Ameisen gejuckt, kicherte flehentlich: Um Gottes willen, wenn ich Farben hätte! Ich würde eine Karikatur auf ihn machen: Susanne im Bade. — Ei, so zeichne sie, sagte ich. — Ich seh' nur in Farben, war seine Antwort. — Da gab ich ihm Geld und er kaufte sich Farben und malte aus dem Kopfe die Karikatur des badenden Dickwanstes. Es war ein Genieblitz von gelungener Lächerlichkeit. Ganz eigen aber ergriff es mich, daß das Bild nicht einmal derb und roh war; er hatte die weiblichen Reize seiner Mönchs-Susanne sogar mit einem Zug von ironischer Noblesse und freilich den Nagel der Komik just dadurch auf den Kopf getroffen. Von da an liebte ich den talentvollen Schelm und er lief mir nach wie ein Hündchen.

Jetzt wurde er mein Befreier.

Er hatte seit einer Stunde emsig und vorsichtig gearbeitet, mir einen Weg durch den Kamin durchzubrechen. Er hatte mir eine alte Novizenkutte mitgebracht, damit ich sie über meine schönen weltlichen Kleider anziehen und den

rußigen Ausschlupf ohne Schaden passieren könne. Ihm selbst genügte eine Schürze und seine Gewandtheit. So kroch er mir voraus, ich ihm nach. Auch in den Klostergängen hatte er alle Gelegenheiten erforscht und vorbereitet, aufs schnellste und leichteste in den Garten zu kommen. Den Garten umgab allerdings eine zwei Klafter hohe Mauer, aber er hatte hinter wildem Gebüsch ein altes, vergessenes Nebenpförtchen entdeckt, dessen Schloß vom Roste zerfressen war. Das hatte er vollends locker gemacht und mit verwischten Spuren wieder zugelehnt. Gedeckt von Mauergebüsch und nebligem Abenddämmer krochen wir jetzt dahin, er rührte es an und wie durch Zauberei tat es sich auf. Wir standen im Freien!

Ich begleite dich jetzt nach Hause, erbot sich der treue Helfer. — Ich geh' nicht nach Hause, antwortete ich. — Wohin gehst du, Amadé? — Nach Italien!

Bis hieher nämlich hat diese Geschichte im katholischen Norddeutschland gehandelt, im Lande zwischen dem Rhein und der Weser. Um meinen Gedanken an Italien zu erklären, muß ich aus meinem Knabenalter in die Kindheit zurückgreifen.

Eines Tages nahmen mich die Eltern in ein fremdes Haus mit und wir betraten ein Zimmer, dessen Tapetenbildschmuck italienische Landschaften darstellte. Im großen, deutlichen Freskenstil, durch Perspektive und Farbenwirkung lebendig wie die Natur, trafen mein Auge: Zypressen, Häuser mit flachgeneigten Dächern, ein Kampanile. Bei diesem Anblicke fing ich zu weinen an. Alles verwunderte sich und fragte mich, was mir fehle. Da geschah mir noch weher, denn ich sollte etwas sagen, was ich selbst nicht wußte. Aus dem Dunkelsten meiner Kinderempfindung heraus, sagte ich folgendes: Ich kenne sie, diese schwarzen Bäume, diese dünnen Kirchtürme, diese Häuser ohne Dächer. Ich habe sie schon gesehen. — Törichtes Kind, hieß es, du wirst davon reden gehört haben und dann hat es dir geträumt. — Aber ich möchte wieder so träumen; es war ein schöner Traum! — Nachts im Bette ging ein

Gespräch zwischen den Eltern: Es war eine Unvorsichtigkeit... Wer hätte es auch gedacht... Man muß es ihm wieder ausreden... Morgens wußte ich nicht mehr, ob mir diese Reden nicht auch geträumt hatten, aber ich erinnerte mich an sie.

Ich wurde ein stilles Kind. Unkindlich betrug ich mich nicht, auch erfuhr ich keine unelterliche Behandlung. Und doch; — es fehlte etwas. So lag es fast in der Luft, daß ich aus dem Hause kam und in das Klosterkonvikt, zwei Stunden vom Städtchen. Wer es erdacht und wer zugestimmt, wüßte ich kaum noch zu sagen, aber es war beiden Teilen das Rechte. Nach dem sechzehnten Jahre sollte ich ins Noviziat, denn der geistliche Stand schien mir und andern mein Beruf.

Das war jetzt anders gekommen. Konvikt und Noviziat lagen jetzt hinter mir, und so leidenschaftlich brach ich damit, daß mir auch das Heimathaus nur wie ein Zubau zum Kloster vorkam. Für dieses Nest war ich kein Vogel mehr. Zugvögel waren wir in unserer neuen schwindelnden Freiheit und der Zug ins Fernste fast elementarisch. Und der eine gab die Parole aus: nach Italien! und der andere widersprach und verwunderte sich nicht, sondern nahm es hin, als ob das Tollste just das Natürlichste wäre. So faßten wir uns an den Händen, und rechts ein bleicher Abendschein, links die verschleierte Mondsichel, marschierten wir auf die Straße nach Süden. Ich begleite dich über den Wald hinaus, sagte mein Retter. Der Arme! Er hatte ihn wohl niemals betreten und mochte sich den Wald als einen etwas größeren Klostergarten vorstellen.

Ich sah ihn nämlich immer stiller und schüchterner werden, als wir eine, zwei Stunden gewandert und die Waldstraße, anstatt zu enden, nun erst das bärtigste Gesicht einer Wildnis zeigte. Kehr' um, ermahnte ich ihn endlich. Dazu aber zauderte er doch auch. Ich glaubte zu fühlen, daß ihn die Abendwaldluft bezauberte, ihn, der im Rauch der Kamine seine freudlose Jugend hinbrachte. Das war aber vielleicht poetischer als wahr, denn als ich nach einer Weile

ihn abermals aufforderte, erschrak er fast und antwortete: Ich fürchte mich, in der Nacht allein durch den Wald zu gehen. Ich will den Morgen abwarten.

Die Abendnebel waren niedergegangen, der Nachthimmel wurde klar und kalt. Schläfrig und müde verkrochen wir uns in einen Holzschlag und schlummerten, verschränkt ineinander gekauert, unter geschichtetem Tannenreis.

Als wir erwachten, meinten wir lange geschlafen zu haben. Aber noch war es finster, wir fühlten den Morgen nur an seinem Schauern. Durch einen starken Geschwindschritt erwärmten wir uns.

Die Straße verließ endlich den Wald und lief gleichaus über eine Hochfläche hin. Das war uns recht und der weite Gesichtskreis gefiel uns. Sehnsüchtig schauten wir nach dem Tagesanbruch aus.

Das ist das Morgenrot! jubelte der Zwerg und deutete auf einen Punkt in der Ferne. Aber der Punkt lag im Norden und nicht im Osten, wie ich aus den Sternbildern entnahm, welche mit kaum erbleichendem Glanze noch leuchteten. Auch kam mir die Röte seltsam unruhig vor und es zuckte und sprühte darin.

Auf einmal schlug's wie ein Blitz in mich. Lude, das ist das Kloster, rief ich, unser Kloster brennt! Bei Gott, er hat Wort gehalten, der kühne Knabe! Und ich erzählte ihm die Geschichte von meinem rechten Schächer.

Heißa, wie ist den Pfaffen dort eingeheizt! lachte der Bucklige dämonisch boshaft. Das übersteigt ja all meine Künste! Aber jetzt bin ich brotlos, jetzt brauchen sie keinen Kalfaktor mehr.

So bleibst du bei mir! So gehst du mit mir nach Italien! Ich rief's — mit einer augenblicklichen Eingebung und sagte damit eines der folgenschwersten Worte meines Lebens.

Topp, ich bin dabei! frohlockte der Zwerg und tat einen Rundsprung. Erst später fügte er mit einigem, aber schwachem Bedenken hinzu: Aber braucht's kein Geld zu einer so weiten Reise?

Hochgemut antwortete ich: Ich habe zwanzig Silbergro-

ſchen Taſchengeld bei mir und kann zwei goldene Hemdknöpfchen verkaufen. Auch eine Uhr habe ich.

Und Herbſt iſt und noch hängt das Spätobſt auf allen Bäumen! ergänzte er ſcharfſinnig.

Das Budget war gemacht. Zwar ohne Finanzkunſt; aber mit dem großen Vorzug, daß wir ſelbſt daran glaubten. Und mit ſolcher Vernunft wird das Leben gezimmert! In jeder Männerbiographie ſtecken große Stücke von Knabenunſinn!

So ſtanden wir auf der Hochſtraße, zufrieden mit unſern Entſchlüſſen, unſern Mitteln, und am meiſten mit unſerer Freiheit. So ſtanden wir, gebannt wie Lots Frau, und ſahen unverwandt auf die Feuerröte zurück. Nicht Rache, nicht Schadenfreude empfanden wir; es war etwas Höheres. Wir kamen uns vor wie Helden, an deren Schritte ſich Ereigniſſe von ewigem Andenken knüpfen. Zwei Knaben fliehen aus Kloſtermauern und ſofort bricht der ganze Staat zuſammen, dem ſie anzugehören verſchmäht haben! Das ſchmeichelte uns. Es wehten uns Ahnungen an — von der Erhabenheit hiſtoriſcher Empfindung!

Wir ſahen dem Feuerſchein bis zum Erlöſchen zu, dann überſchritten wir die Hochſtraße.

Welch eine Symmetrie des Schickſals! Bei einem Brande trat ich meinen Gang in die Welt an und bei einem Brande verlaſſe ich ſie. Dort brannte ein Kloſter und hier — eine klöſterlich verheimlichte Bildergalerie, die mir der Knabe an meiner Seite gemalt hat.

3.

Macte viator!

Iſt es denn wahr? Iſt das Leben ein ſtürmiſches Meer? Wie leicht der Nachen der Jugend ſeine Wogen durchſchneidet! Wo geharniſchte Männer auf Panzerflotten verſinken, dort iſt eine Möve und ein Kind hinübergekommen, als wäre der ſtärkſte Zauber die Schwäche!

Wer hilft der Jugend nicht durch! Alles gerät ihr zum Guten, sogar ihr Jugendmutwill. Eine Blume aus dem Füllhorn unserer Abenteuer zur Probe!

Vor einem prächtigen Rathause standen wir und machten uns mit Gelächter über einen amtlichen Maueranschlag lustig. Was gibt's da zu lachen, ihr Rangen? scholl's hinter uns und ein goldener Stockknopf tippte mir derb auf die Achseln. — In fünfzehn Zeilen zweiundvierzig Schreibfehler, antwortete ich mit dreister Heiterkeit einem stattlichen alten Herrn. — Und was für welche! sekundierte der Bucklige. Der alte Herr seufzte. Er musterte uns von oben bis unten; dann sagte er: Kommt mit mir, wenn ihr wollt, es soll euch nicht reuen. Wir folgten.

Unterwegs einiges Ausfragen, wie gewöhnlich. Aber der schlaue Zwerg hatte längst den Rat erfunden, nicht zu sagen, daß wir nach Italien gingen, sondern immer nur einen Ort zu nennen, etwa auf eine Tagereise Entfernung, wo wir Verwandte besuchten. Das machte kein Aufsehen, damit passierten wir überall. So auch jetzt.

Wir betraten das Haus des würdigen Mannes und ein schönes Zimmer darin. Dort sagte er so zu uns, oder vielmehr zu mir, denn ich wurde überall als die Hauptperson angeredet: Wie glücklich seid ihr, Jungens, daß ihr heutzutage etwas lernt! Seht ihr, Kinder, ich bin der Bürgermeister dieses Ortes, habe Haus und Hof, Ehre und Ansehen und ein großes verantwortliches Amt und dabei schreibe ich, daß mich die Buben auf der Straße auslachen können. Ich hab's eben nicht gelernt. Ich war ein grober Handwerker, der sich aus Not und Druck emporgearbeitet, und was ich jetzt brauchte, das fehlt mir. In dem Orte, den ich regiere, kann ich mich nicht zu den Schulkindern auf die Schulbank setzen. Ihr aber, ihr seid zwei Fremde, zwei Durchreisende, vor euch vergibt man sich nichts. Möchtet ihr eine Zeit hier verweilen und mich im stillen die Rechtschreibung lehren? Ich kann es euch lohnen. — Er sagte i h r, sah aber m i c h dabei an.

Wir waren verdutzt, befangen, kurz, wir waren Buben.

Um keinen Preis hätten wir den ſtattlichen Alten zu unſerm Schüler gemacht. Und doch hatte ich einen Einfall, weit über Bubenverſtand. War ich doch juſt im Alter aller Extreme!

Ich erſah das nächſte Buch und diktierte dem Bürgermeiſter einen Satz daraus. Er ſchrieb ihn voll Schreibfehler. Ich zeigte ihm hierauf den Satz im Buche. Sie leſen wohl wenig Bücher, Herr Bürgermeiſter? ſagte ich. — Er antwortete: Wo hätte ich Zeit? Am Tage gibt's Arbeit für dreie und abends wollen meine Ratsherren doch auch ihre Spielpartie mit mir. — Gut denn, Herr Bürgermeiſter. Leſen Sie alſo täglich nur eine Viertelſtunde, aber achten Sie dafür auch gar nicht auf den Inhalt, ſondern bloß auf die Rechtſchreibung. Noch praktiſcher wäre folgendes. Memorieren Sie heute einen Satz — einen Spruch, einen Vers, etwas ganz Kurzes und Leichtes, was Ihr Gedächtnis behält. Schreiben Sie's dann morgen aus dem Gedächtniſſe nieder und vergleichen Sie Ihr Geſchriebenes mit dem Gedruckten. Das koſtet täglich faſt gar keine Zeit und ſchon nach einem Monat werden Sie richtiger ſchreiben. Nach mehreren Monaten ſind Sie wohl ſchon Meiſter der Rechtſchreibung, wie Sie jetzt Meiſter Ihrer Bürger ſind.

Potz Tauſend und Tunder! rief der ehrliche Schwab, was die heutigen Jungen geſcheit ſind! Büble, du biſt ein Hexenmeiſter, ein Profeſſor von fünf Minuten. Dein Rat hat Hand und Fuß. Guter Gott, wenn ich ſolch einen Sohn hätte!

Und eine Stunde ſpäter beim Mittagstiſch hatte ich den lieben Mann ſchon ſo eingenommen, daß er mir den Antrag machte, mich zu adoptieren.

Ich ſchlug es aus. Warum? Kaum wüßte ich Rechenſchaft zu geben von dem verworrenen Knabenſinn jener Tage. Unſere Reiſeſtimmung war etwa dieſe: aus der Nähe des Kloſters trieb uns die Furcht in die Ferne; die Ferne aber trieb uns mit ihrer eigenen Kraft, Freiheitstrieb und Wanderluſt! Unſer Mut wuchs, unſer Selbſtvertrauen er-

ſtarkte, — der Stein war im Rollen, nichts hätte uns aufhalten können!

Ja, es iſt wahr: ein verlaufener, vierzehnjähriger Knabe fand ein kleines Königreich auf ſeinem Wege, das ſich ein braver Mann in langer Lebensarbeit erobert hatte — und er hob es nicht einmal auf!

Uns beglückte ſchon hoch der Zehrpfennig, den uns der Bürgermeiſter mit auf den Weg gab, und ſo wanderten wir zum Städtchen hinaus, ein Geld in der Taſche, das wir uns erworben — durch mutwilliges Bubengelächter!

Die Hilfsmittel der Jugend liegen auf allen Wegen. Wer nennt ſie? Wer zählt ſie zu Ende? Schulwiſſen — ſagt der eine; gefälliges Aeußere — der andere; gutes Benehmen — der dritte; glückliche Anlagen — der vierte. Und wer hat alles geſagt?

Die glücklichen Anlagen waren es, woran Göttin Beſtimmung, die uns alle zu finden weiß, den kleinen, verzwergten Lude unterwegs aufgriff und von meiner Seite nahm.

Am Vierwaldſtätter See ſaß ein Landſchaftsmaler und malte. In ſamtweichen Mooſen waren wir mit ungehörten Schritten herangekommen, ſtanden auch rückwärts von ihm ein wenig überhöht, und ſahen mit aller Bequemlichkeit über ſeine Achſel auf ſein Malen herab. Er malte die Luft, den ſchmachtenden Schmelz von Sonnenblitz und zartem Nebelduft, der einen heiteren Oktoberhimmel ſo poetiſch ſtimmt. Das Seebild ſelbſt war ſchon fertig, ein wunderſchöner Waſſerſpiegel in einer ſtillen, waldig umbuchteten Felſenklauſe.

Da muß eine Badefigur hinein, rief der Zwerg ſo laut und plötzlich, daß der Maler zuſammenſchrak und einen Fehlſtrich machte.

Was unterſtehſt du dich, Knirps? ſchalt dieſer, verwundert über den kecken Ratgeber, der ein kleiner buckliger Knabe war.

Baden muß einer, wiederholte der vorlaute Zwerg; ein Stückchen Fleiſchfarbe wird Wunder tun in dem Bilde.

Dem Künſtler ſchien der Humor dieſes Abenteuers aufzudämmern, denn halb ſpöttiſch, halb aber auch gnädig, ließ er ſich zu der Antwort herbei: Eine badende Staffage habe ich ſelbſt ſchon in Betracht gezogen. Aber Figuren geraten mir ſteif; ich bin kein Figurenzeichner.

So will ich es probieren, rief der Zwerg voll Eifer und trat mit Begierde vor.

Iſt das Wichtelmännchen ein Maler?

Gelernt hab' ich's nicht, aber ich kann's, ſagte der Kleine, den ich vergebens zupfte und zerrte.

Das iſt ja ein rarer Kaſus, lachte der Künſtler, andere haben's gelernt und können's doch nicht.

Ich kann's! Was wetten wir? erdreiſtete ſich der Zwerg.

Topp! rief der Maler, man muß ins reine kommen mit dir. Machſt du etwas Anſtändiges, ſo biſt du mein Herr Kollege und haſt dir einen Fünffranktaler verdient; ſudelſt du, ſo biſt du ein kecker Burſch, dem man den Schlaf beutelt.

Das gilt! ſagte der Zwerg. Ein Held muß in der Schweiz ſeinen Kopf einſetzen, wie Wilhelm Tell den Kopf ſeines Sohnes.

Dem Maler ſtand der Mund offen. Er ſah den kleinen buckligen Witzbold an, wie einer, der neue und ungewohnte Naturſchauſpiele ſieht. Er übergab dem Kleinen Pinſel und Palette und wies ihm auf ſeiner Studie einen Punkt zum Malen an.

Aber die Wette gilt nur um eine Rückenfigur, verklauſulierte jetzt der Zwerg mit ernſthafter Amtsmiene. Ein Geſicht kann ich mir aus dem Kopfe nicht erdichten.

Immer zu. Wir werden ja ſehen, was du überhaupt kannſt, ſagte der Maler. Und als er zuſah, wie ſich der Gnom gar nicht ungeſchickt anſtellte, fragte er mich, wie einen Alten und als ob ich ſein Ajo wäre, in einem vertraulichen Aparte: Hat er wirklich keine Vorkenntniſſe?

Nicht die mindeſten; er iſt ein Naturgenie, antwortete ich mit gutem Gewiſſen.

Und nun machte mein Lude ſeinen Tellſchuß. Er pinſelte ein Figürchen hin, eine badende Nymphe, mit einer leichten

und freien Hand, in der Zeichnung anmutig bewegt, in der Farbe wohl schattiert, wohl modelliert. Der Landschafter, mit verschränkten Armen hinter ihm, sah dem naiven Treiben ein paar Minuten lang schmunzelnd zu.

Es ist gut, sagte er dann; ich glaube jetzt selbst, daß du nicht unterrichtet bist: von perspektivischem Sehen z. B. hast du keinen Begriff. Zwischen uns und deiner Figur gibt's weder Raum noch Luft und doch ist sie uns mindestens auf dreihundert Schritte entfernt. Deine Nymphe ist ein Medaillonbildchen, keine Landschaftsstaffage. Du hättest sie skizzieren müssen, aber du hast sie mit voller Deutlichkeit ausgeführt, um sie selbst deutlich zu sehen. Das beweist mehr als Worte, daß du wirklich keine Kunstschule hast, und nur ein Naturgenie bist. Dein Freund hat die Wahrheit gesagt. Oder seid ihr Brüder? Es scheint nicht. Was sind eure Verhältnisse, ihr wunderlichen Zugvögel? Laßt hören!

Wir sagten unser Märchen mit der Variation, die wir an jedem Morgen vereinbarten, her. Er ist verwaist, mein Schulkamerad, und ich hole einen Verwandten ab, — vom Bade Leuk, wie die heutige Tagesparole lautete.

Noch ein paar Nebenfragen, und wir schlüpften durch wie immer.

Der Maler beschenkte jetzt meinen Begleiter mit einem Fünffrankstück, aber — er nahm ihn mir auch! Du gehst mit mir nach München, sagte er. Und wenn das, was wir da sehen, kein Strohfeuer ist, kein Faden, der von heut auf morgen wieder abreißt, so steckt ein großer Maler in dir, und ich nehme dich übers Jahr nach Paris mit, wo ich vielleicht selbst noch manches zu lernen finde.

Lude sah mich an — mit zwei Seelen. Die eine war seine gegenwärtige, ein Landstreicher, der mir mit Anhänglichkeit nachläuft; die andere seine Zukunftsseele. Sein ganzer Kopf glühte in einem lodernden Freudenrot. Seit ich ihn kannte, habe ich die blaßgelbe faltige Gesichtshaut des armen Buckligen niemals rot gesehen. In diesem Rot sah ich — Paris, sah ich seinen Beruf, sah ich ihn selbst und sein innerstes Naturwollen.

Geh, ſagte ich, es iſt dein Glück.

Da gab er mir zum Abſchied ſeinen Fünffrankentaler. Nimm's, bat er mich mit ſeinen Schelmenaugen, die um ſo rührender blickten, wenn ſich das Herz darin regte. Nimm's, Amadé, ich brauche kein Geld! Wo dieſer Herr ißt, dort werde ich ja auch eſſen.

Wie er das Geldſtück mir hinhielt, ſo ſagte mir mein Gefühl, er gab es mir als mein Schmerzensgeld, weil er mich jetzt allein laſſe. Und dann — wußte er doch um unſern Reiſefonds, und daß mein Weg weiter ging, als nach Bad Leuk! Ich verſtand ihn in jedem Sinne. Ich mußte es annehmen.

Acht Jahre ſpäter gab ich ihm dafür — zwei Millionen!

So trennten wir uns.

Ich ging allein über den Gotthard.

Das Glück der Jugend, das uns zu zweien begleitet, verließ mich auch allein nicht. Aber Zufallsſpiele gehören nicht mehr zu meinem Stoff. Abenteuer wie mit dem Bürgermeiſter brauchen nur einmal erzählt zu werden, denn in dieſer oder jener Wendung wiederholen ſie ſich und ſind Bauſteine zu jedem Leben: aber Steine und Mörtel geben noch keinen Bauſtil. Was mein Leben zu meinem machte und ihm den Stil gab, waren und ſind nur fünf Fundamental-Ereigniſſe: Pater Cöleſtin — der Zwerg — Demantina — Carola — der Marcheſe. Möge es mir gegönnt ſein, eh' meine Hand ſinkt, das begonnene Zeugnis davon zu vollenden!

Ich überſchritt die Alpen. Ich ſah die ſchwarzen Bäume, die dünnen Kirchentürme, die Häuſer ohne Dächer. Steht auch mein Haus unter ihnen? Wächſt mir Brot auf dieſen ſchwarzen Bäumen? Bild meiner Kindheit, gib Antwort dem Frager, der ſchon kein Kind mehr iſt!

Und mein Glück ſagte: Ja.

Im Mailändiſchen traf ich mit einem Gelehrten zuſammen, der mich als Exzerpiſten verwenden konnte. Er war ein Römer, und als er ſeine Studien an der Brera beendet hatte, nahm er mich mit nach Rom.

Dort beſuchten ſein Haus einige Monſignori, und durch dieſe Gelegenheit ging ich in Hände über, welche den erſten

in Rom naheſtanden. Roms erſter Mann war Kardinal Conſalvi, und ich wurde dem Kardinal Lante empfohlen, der ſein vertrauter Freund und ſeine rechte Hand war. Dieſer Prälat beſchäftigte mich zuerſt als Kopiſten, aber bald gewann er eine ſolche Meinung von meinen Dienſten, daß er mich, den fünfzehnjährigen Knaben, ganz auf dem Fuße eines Kabinettsſekretärs hielt. Er war ein ſtiller, etwas kränklicher, oder wenigſtens hypochondriſcher Mann, und es gewann mir vielleicht den beſten Teil ſeiner Sympathien, daß ich ihn mit der Turbulenz der Jugend nicht inkommodierte, ſondern nahezu ſein Ebenbild war.

Das war ich. Der Rauſch der Reiſe, die Unterhaltungen des Zwergs waren dahin; ich war zu mir ſelbſt, ich war zu einem Ruhepunkte gekommen. Meine Sehnſucht nach Italien war geſtillt, und erreichte Wünſche, den Naturmenſchen beglückend, erzeugen dem idealen das ganze Gefühl eines ewig Unerreichbaren.

Meine Stimmung war Oede und Fremdheit. Sie wucherte nach innen. Und ach, der Inhalt meiner Innerlichkeit — war ein großes Beſtürztſein. Ich brütete über Geſchehenem. Es war, als ob ich mein Kloſterleben jetzt erſt erlebte. Wie ein Feld, was im Vorjahre geſät worden, erſt im folgenden aufwachſen läßt, ſo ſtand ich jetzt in der traurigſten Blüte vergangener Eindrücke. Jeder Tag, mit dem ich mündiger und denkender wurde, hatte die Wirkung eines Vergrößerungsglaſes, das mir das Geſchehene immer deutlicher zeigte. Es half auch nichts, — was wohl gemeinere Naturen getröſtet hätte — daß der Fall, der in Deutſchland ſo aufregend behandelt worden, hier das Gewöhnlichſte war, wovon man beſtändig zu hören bekam. Für mich war's nur ſchlimmer, es hielt die Wunde meiner Erinnerung im beſtändigen Bluten.

Was tun? Wohin fliehen, um dieſen böſen Geiſtern der Vergangenheit zu entfliehen? Ratloſe Frage! Es gibt nicht Zeit und Ort, es gibt nur Welt und Ewigkeit! Nicht an einem fremden Orte, nicht in vergangenen Tagen war es; es iſt gegenwärtig, wird zukünftig ſein, iſt überall. Es umgibt mich in allen Geſtalten, zeichnet mich mit allen Zeichen.

So kam eine Menſchenfurcht über mich, eine Schüchternheit, ein Wunſch, nicht da zu ſein, daß ich in den Reihen der Mitlebenden wie ein Taumelnder mitging, und am Anfange meines Lebens mein Leben ſchon für verloren gab.

Und doch war ich jung. Man fand, daß mir der Bart und der Weltſchmerz ein bißchen früh ſproßte, aber allerliebſt zu Geſichte ſtand. Durch den jungen Lord Byron und ſeinen Weltſchmerz war es damals in die Mode gekommen, ein „beau ténébreux" zu ſein, und ich „ſpielte", wie man ſagte, die „Airs" dieſes „Lions" recht pikant. Ich lachte krampfhaft. Es war ein Lachen beim Weinen, und oft weinte ich wirklich.

4.

Demantina

Ich hatte im Kabinette des Prälaten bloß Arbeitsſtunden, Wohnung und Tiſch aber bei Privatleuten in einem beſcheidenen Bürgerhauſe. An unſerm Mittagstiſch pflegte auch die Magd, als eine Verwandte des Hauſes, zu ſitzen und mitzuſpeiſen.

Eines Tags ſaß ſie da, — verfärbt, einſilbig, appetitlos, brütend und geiſtesabweſend. Was vorging, ſah und hörte ſie nicht, oder nahm es verkehrt wahr; das Gewohnteſte ſchien ihr fremd, das Liebſte widerwärtig. Kurz, es war eine Veränderung, über die man nicht ſchweigen konnte. Man fragte ſie, was für ein Unglück ihr zugeſtoßen ſei.

Nur berührt von dieſem Worte, brach ihr übervolles Herz in Weinen aus. Das Mädchen war ein rohes Naturkind, nicht mehr jung, aber unerfahren, unverdorben, einfältig in Geiſt und ſtark in Affekt. Sie war eine Bauerstochter.

Als ſie ſich ausgeweint hatte, erzählte ſie ihr Unglück. Sie hat heute ein Wunder geſehen. Sie ſah einen Wagen anhalten und eine Dame aus dem Wagen ſteigen, — das muß ein Engel des Himmels geweſen ſein! Nicht unter den Menſchen,

nicht unter den Bildern in allen Kirchen von Rom ist ein so schönes Gesicht zu sehen. Ich lief ihr nach, sagte sie, und als sie in ihr Palazzo trat, warf ich mich ihr zu Füßen und bat sie, mich als ihre Magd anzunehmen. Ich verlange keinen Lohn; es ist Lohn genug, Ihre Person zu bedienen. Wer Sie anschauen darf, ist reich wie ein König.

Die ländliche Schwärmerin war natürlich abgewiesen worden und saß jetzt unter uns mit dem leidenschaftlichen Eindrucke dieses Ereignisses. Die Ihrigen lachten sie aus; ich lachte nicht. Ich war still und verwundert.

Aber auch jenen verging das Lachen, als sie inne wurden, wie tief die Macht solcher Eindrücke reiche. Das Mädchen war nicht mehr zu brauchen. Sie blieb zerstreut, teilnahmlos, freudlos. Sie wollte sterben. Es blieb nichts übrig, als sie nach Hause zu schicken und abzuwarten, ob das Landleben sie wieder gesund mache.

Bevor sie ging, nahm ich sie beiseite und ließ mir — das Palazzo der Wunderbaren beschreiben.

Ich weiß selbst nicht, was ich mir dabei dachte. Große Neugier und ein würdiger Gegenstand der Neugier! Das war alles. Daß der Todeszauber der Schönheit noch andere Herzen brechen und andere Köpfe zerstören könne, als eines armen Landmädchens, scheint mir nicht eingefallen zu sein. So ließ ich mir von dem Wesen mit den verbrannten Flügeln ruhig den Ort nennen, wo die Flamme brennt. Auf mich selbst machte ich keine Anwendung davon.

Nichts war nun leichter, als das Schönheitswunder kennen zu lernen. Ich diente einem Kardinal, und ihr Vater war Großpächter von Kirchengütern, ihre ganze Familie ein altes und enges Geflecht mit dem römischen Kirchenregiment. Solche Türen standen mir offen und in solche Häuser hatte ich Zutritt — wie der Efeu zu seinen Bäumen. Glückzu, grüne Ranke, naivstes Efeublättchen im alten Schlangenparadiese!

Ich ließ mich einführen. Ich sah Signora D e m a n t i n a. Als mir ihr Anblick zuteil wurde, gab ich den Augen der Magd recht, aber ihrer Empfindung unrecht. Wie kann man

so ausschweifend empfinden? Wie kann man so wehrlos sich niederwerfen lassen? Ich hatte eine junge weibliche Schönheit gesehen; allerliebst zu sehen am Toilettetischchen, oder gemalt auf Döschen und Billetten, kurz ein Bild, das erfreut, aber nicht aufregt. Wie hätte ich so exaltiert nach Hause kommen können? Nein, ich kam in der angenehmsten Wärme nach Hause und nahm mir nur vor, — recht bald wieder hinzugehen!

Und so ging ich denn und kam wieder und wieder. Und eines Tags begriff ich nicht, — daß ich die Magd so langsam begriffen! Nicht ihre Augen allein hatten recht, sie hatte ganz und gar recht.

Demantina war schön — und war schön allein! Wenn ich von ihr zurückkam, konnte ich auf allen Straßen und Plätzen keiner Schönheit mehr begegnen. Ueberall, wo man schöne Frauen findet und sucht, in Kirchen, in Theatern, auf dem Korso und in der Villa Borgheſe, hielt ich die Augen jetzt offen, um Gleiches oder Ueberbietendes mit studierter Absicht zu entdecken. Aber vor den schönsten Gesichtern sagte ich mir: das ist schön, solange man *sie* nicht gesehen hat! Demantina war das *Subtilste* im Schönen. Sie hatte nicht mehr Ausdruck, als jene schönsten Antiken, welche darum so wenig haben, weil sie das Ideal nicht mit der Wirklichkeit gemein machen wollen. Die Zeichnung ihrer Lineamente übertraf an Zartheit und Süßigkeit alles, was auf ein Menschenantlitz hingehaucht werden kann. Ihr Teint strahlte von Klarheit. Er war rein wie eine reine weiße Lichtflamme. Sie anzuschauen, hatte selbst eine reinigende und läuternde Kraft; man wurde gebildeter, wenn man sie ansah. Man sah kein Wollen, kein Begehren, kein Dasein in Zwecken; alles Stoffliche war überwunden. Ihre ganze Erscheinung war Würde, Stille, feine intensive Vornehmheit. Ihr Auge hatte jenen Götterblick, welcher, um alles zu sagen, nichts Besonderes sagt: Ein still beglänztes, rieselndes Wasserblau, ein feuchter Funke, ein silbergewordenes Veilchen! Dieses Auge strahlte eine Seele aus, auch wenn Ruhe sein Zustand war; bewegte es aber etwas, — ein Wunsch, eine Bitte, ein rügender oder

ein freundlicher Wink, ſo kamen Schauer über das Herz, als ob das Wichtigſte vorginge. Die Aetherbläue des Himmels leuchtete in all ihren Schwingungen. Man ſpürte magnetiſche Weltkräfte.

So ſah ich mit meinem Schriften- und Bücherblick langſam, was das rohe Landmädchen mit ihrem friſchen Naturblick augenblicklich geſehen. Aber ich ſah es tief, unſagbar tief!

Das war die Frau, der ich fünf Jahre lang diente. Ich ſtand im ſechzehnten, ſie im neunzehnten Jahre. Aber ſie war Frau, Witwe, Mutter eines Kindes, der kleinen ſüßen Dezia, und das alles machte ſie mir weit überlegen, trotz einer ſo geringen Altersverſchiedenheit. Ich kam mir verſchwindend neben ihr vor. Wie ein Page vor ſeiner Herrin, ein Mündel vor ſeinem Vormund, ein Sohn vor ſeiner Mutter! Ich verehrte und diente.

Und es war nicht leicht, ihr zu dienen.

Sie gehörte zu denen, welche mit der unſchuldigſten Miene die ſtärkſten Anſprüche machen. Mit einer göttlichen Sorgloſigkeit ſcheinen ſie niemals zu ahnen, ob ihre Aufträge ſchwierig und ob es Fleiß und Mühe gekoſtet, ſie auszuführen. Was aber wahrlich das kränkendſte: wenn ein Dienſt mit langer, liebevoller Geduld nun geleiſtet iſt, ſo haben ſie oftmals vergeſſen, daß ſie überhaupt ihn gewünſcht; ſie ſchätzen die Leiſtung nicht mehr, ſie iſt entwertet, bleibt ungedankt.

So wünſchte ſie eines Tags, mit den lateiniſchen Hymnendichtern des erſten chriſtlichen Zeitalters Bekanntſchaft zu machen. Ich nahm den beſten derſelben, meinen geliebten Prudentius Jedulius, und ſetzte das ganze Feuer meiner jungen Seele daran, die traulich ſüße Innigkeit des liebenswürdigen lateiniſchen Textes womöglich zu erreichen, ja zu überbieten. Auch meine ich noch heute, daß ich der Vollendung nahegekommen; wenigſtens ein unreifes Knabenwerk iſt die Frucht meines begeiſterten Studiums nicht. Aber als ich meine Ueberſetzung ihr nun zu Füßen legte, und ſie aufs angenehmſte zu überraſchen gedachte, hatte die Richtung ihrer

Liebhaberei sich verändert, und jetzt half ihr ein Kanonikus, welcher vielen Dank davon hatte, den Calderon im Spanischen lesen.

Und doch empfand ich bei solchen Gelegenheiten nichts, als die idealste Gerechtigkeit. Sie ist ja jung, sagte ich mir, ihr Geschmack, ihr Charakter noch in der Bildung begriffen. Du mußt nicht schmollen, du mußt solchen Wandlungen folgen. Sollte denn überhaupt die verrufene Laune der Frauen etwas anderes sein, als die Tatsache, daß Geschmack und Charakter der Frau wohl niemals fertig wird, niemals zu festen Formen gelangt, sondern ewig beweglich und flüssig bleibt?

Könnte sie solche Gedanken sehen! wünschte ich dann. Oder hätte ich die Fähigkeit, sie geltend zu machen! Sehr wohl, armer Knabe, in diesem Oder bist du auf der richtigen Spur. Demantina hatte die fürstlichen Airs aller Frauen, beständig zu vergessen und beständig zu fordern. Solche Herrschergenies muß sich der Höfling an jedem neuen Morgen von neuem erobern. Dafür hat aber auch der Höfling sein Höflingsgenie. Ich war bescheiden, verstand es nicht, mich ins Licht zu setzen, ließ mein Zartgefühl mir verbieten, aus meinen Verdiensten eine drückende Schuld zu machen, sie auszulegen wie ein Ladenhalter seinen Kram. Aber das alles gelingt dem Weltmann vortrefflich. Er hat die Kunst zu gelten. Mit graziöser Leichtigkeit legt er schwere Verbindlichkeiten auf. Ihm fällt nichts zu Boden, das Kleinste hält er in seinem Preis, ja er weiß die Kleinigkeiten noch geschickt zu vergrößern.

Solche Modelle von Weltklugheit verkehrten genug am Hofe meiner Dame und mit Recht dienten sie mir zum Ableiter, daß ich dieser, was immer mich grämte, nie knabenhaft zürnte. Ich sagte mir: lerne von ihnen! Ich empfand recht gut, daß ich hier in einer Schule des Lebens war. In der Reflexionsreife macht die Natur oft die kühnsten Sprünge beim Knaben, aber keinen einzigen in der Charakterreife. Indem ich das ahnte, bewahrte ich mich vor Ungezogenheit. Nicht der Dame zu grollen, nicht die Männer

zu beneiden, war ich da, sondern meinen Charakter zu üben. Ein Damoiseau wie ich — das fühlte ich deutlich — tut seinen Damendienst noch um keinen andern Lohn als den: Mann zu werden. So blieb ich mir immer gleich, behielt meine gute Fassung, bezeugte der süßen Frau, sie mochte mich bemerken oder übersehen, die Wärme und Heiterkeit meiner selbstbeglückten Hingebung und war, — ich kann es nicht anders sagen, — auf dem rechten Weg.

Während ich so die Schönheitsgesetze der geselligen Bildung lernte, nahm sie auf meine Berufsbildung einen Einfluß, welcher meiner ganzen Zukunft sein Gepräge aufgedrückt hat.

Ich hatte Deutschland als ein Kirchenstürmer verlassen. Vom Pater Cölestin empfing ich die Form eines heidnischen Klassizismus, und seine Katastrophe besiegelte meinen Kirchenhaß. Nach Italien fliehend, war es just die Kirche, welche mir Brot gab, — dem entblößten, schutzlosen Fremdling blieb ja keine Wahl; — aber die Kirche genierte mich nicht. Ich bediente den Kardinal in seinen politischen Verwaltungsgeschäften, wie irgendein anderer weltlicher Hilfsarbeiter. Kirchenluft atmete weder sein Kabinett, noch er selbst.

Das tat erst Demantina und ihr Haus. Hier herrschte der Geist der päpstlichen Hierarchie seit langem und wie in seinen extremsten und unerbittlichsten Konsequenzen. Es war der ultraklerikale Parteigeist der sogenannten Sanfedisten, welche soeben den Schauplatz betraten. Ihr Fanatismus gereichte der Kirche bald selbst zum Aergernis und zur Verlegenheit; im ersten Werdekeim aber war es allerdings anders.

Napoleon, der Propagator der Freiheit, war der unerträglichste Tyrann geworden. Die Tyrannen züchtigend, überbot er sie. Seiner gewalttätigen Natur schlug der glückliche Anfang, die Sache der Fürsten und der Völker zu trennen, alsbald ins Gegenteil um: er zertrat diese wie jene und im Zertreten kittete er sie. Die Menschen lassen sich nicht Unrecht tun im Dienste des Rechts, selbst wenn das Recht — Code Napoléon. Sie behalten den Code und vertrei-

ben den Napoléon. Mag die Reſtauration, die ſein Werk mit Stumpf und Stil ausrottete, blind geweſen ſein; aber auch ein Blinder empfindet menſchlich. Und wenn einer, ſo verſtand es Napoleon, gegen die Herrſchaft der Logik den Sturm der Empfindung aufzuregen. In dieſer Empfindung begegneten ſich Spanier und Ruſſen, Tiroler-Bauern und preußiſche Philoſophen. So entſtand eine Literatur der Sanfediſten, noch lange ehe dieſer Name entſtanden. Sanfediſtiſch ſchrieb ein Bonald, ein Chateaubriand, ein Joſeph de Maiſtre, dieſer Kant des Papſttums. Der gelehrteſte Proteſtant, Niebuhr, ſaß mit Ehrfurcht zu den Füßen des päpſtlichen Stuhles. Solche Wirkungen erzeugte Napoleon, der männermordende Freiheitsapoſtel. Er und Papſt Pius hatten die Rollen vertauſcht. Der Soldatenkaiſer machte die Freiheit tyranniſch, der Pfaffenkaiſer die Tyrannei liebenswürdig. Unter dem Fluche der Völker ging Napoleon in ſeine Gefangenſchaft, unter dem Jauchzen des Erdkreiſes kehrte Pius aus der ſeinigen heim. Seine Reiſe von Fontainebleau nach Rom glich einem Triumphzug. Seine apoſtoliſche Würde im Unglück hatte ihm alle Herzen gewonnen, nicht bloß Demantinens und ihres Anhangs. Es muß geſagt werden: der Geiſt ihres Hauſes war der Geiſt der Zeit.

In dieſe flüſſigen Lavamaſſen von Ideen und Hochgefühlen, wo die Beſten und Reinſten nicht unterſchieden, was Freiheit oder Sturz der Freiheit, Begeiſterung oder Fanatismus, denke man ſich die empfindungsreiche und phantaſieüppige Seele eines ſechzehnjährigen Jünglings hineingeſchleudert! Was iſt Geſinnung, Ueberzeugung, Charakter und Charaktertreue? Alles Flamme, Rauch, Brennſtoff und Verbranntes! Ewig unmöglich bleibt es jedem, der damals jung geweſen, heute zu ſagen, wie ihm zumute geworden, was die Zeit aus ihm und er aus der Zeit gemacht, ob er Führer oder Geführter war und was ihn führte: ein Buch von de Maiſtre, ein begeiſterter Volksauflauf, oder Demantinens Veilchenauge? Die Kirche hatte ihre früheſten und mächtigſten Eindrücke auf mich gemacht; ich nannte ihre Wirkung Haß, aber — ich nannte ihre Wirkung! Sie hatte mich, gleichviel ob durch

guten oder durch bösen Zauber. Aber sie hatte mich. Sie ließ mich nicht mehr los, ich wurde sie nicht mehr los!

Indem ich nun am Zentralsitz jener wunderbaren, römischen Organisation, welche die Kirche heißt, Theologie und Kirchenrecht mit der Wißbegierde eines Naturforschers studierte, bemerkte ich mit inniger Freude, daß Demantina fort und fort unvermählt blieb. So vergingen die peinlichen Jahre, wo ich zu ihr stand, wie der Page zur Herrin, der Mündel zum Vormund, der Sohn zur Mutter. Jener verzehrende Seelenbrand, den der Knabe mindestens in Worten verheimlichen mußte, wenngleich Blick und Tat eine einzige Lohe war, gewann mehr und mehr — die Freiheit des Mannes gegen das Weib!

Zwar groß war diese Freiheit nicht, vielmehr den männlichsten Männern immer nur knapp zugemessen. Demantina verstand einen Ton anzugeben, daß alles Persönliche fast gar nicht zum Worte kam. Womit sie das machte, war ihr Geheimnis. Nicht raffinierte Kunst, nicht blöde Natur, — es war ein Drittes: gute Sitte, oder vielmehr: schöne Sitte. Es war die vornehme Stille ihres eigenen persönlichen Ausdrucks, welche jeder Person sich mitteilte. Schon der halbe Aufschlag ihres Auges genügte, um die feinen Bannlinien, die ihr gefällig waren, wie mit einem Goldfaden zu ziehen, wie mit einem Stickhaare abzugrenzen. Ihre Mittel waren fast unsichtbar. Man konnte nicht mit geräuschloserer Grazie wünschen, aber mischte sich vollends ein Zug nur von leisester Bitte dem Wunsche bei, so bezwang es rührender, als das lauteste Flehen. Welche Augen! welche Gewalt! Und doch; von dieser Gewalt fühlte man sich zu keiner Stunde bedrückt oder beengt; in den unerträglichsten Grenzen wandelte man leicht und frei; der Zauber, in den sie die Herzen schlug, war ein himmlischer Friede und jeder glaubte an seinen Himmel!

So geschah es, daß ich das Unerhörteste zu wagen fürchtete und über meinen Mut fast erschrak, als ich sie eines Tags fragte, was eine junge Witwe zu fragen natürlich genug: nämlich, wer der Mann ihrer zweiten Wahl sein müßte. Ein Jesuit, antwortete sie bestimmter und williger, als ich er-

wartet. Der Orden, der ſeine Kader wohl niemals aufgelöſt hatte, war in jenen Tagen unter dem Jubel aller Päpſtlichen auch offiziell wiederhergeſtellt worden. Ich war verblüfft genug, mich zu verwundern, ein Jeſuit ſei ja ein Célébataire. So wenig wußten wir Jüngſten mehr von dieſen Dingen, oder dachten daran! Sie aber, meine Naivität kaum merklich belächelnd, korrigierte mich ſanft: Haben Sie nie von Affiliierten des Ordens gehört? von Jeſuiten der kurzen Robe?

Da ging ich hin — und tat Profeß bei der Geſellſchaft Jeſu!

Mit dieſem Schritt machte ich ihr — meinen Heiratsantrag. Wie wird ſie ihn aufnehmen? Wie werde ich ſie bei meinen Beſuchen jetzt finden? Welche Miene wird ſie mir zeigen? Sah ich auf ihrem ſtrahlenden Antlitz nur den leiſeſten Anhauch eines Schattens, ſo bedeutete es ſchon Verſtimmung, ſcheue ablehnende Zurückhaltung — und ich hatte ihr Nein! Wie das Hochgericht beſtieg ich damals die Treppen ihres Palaſtes.

Aber es blieb wie zuvor. Es blieb alles im gleichen. Daß meine Profeß augenblicklich bekanntgeworden, durfte ich in einem Zirkel wie dieſem nicht im geringſten bezweifeln; aber ich ſah keine Wirkung davon. Weder im guten noch im ſchlimmen. Sie war wie ein ſchöner Tag in einer Reihe von ſchönen Tagen und eine Nuance von Aenderung auch den ſenſitivſten Nerven nicht wahrnehmbar. Nach wie vor umgab mich der ſtille aber unfaßbare Zauber jener hoheitsvollen weiblichen Huld, welcher die Herzen nicht fühlen läßt, daß ſie darben, und die Kluft von Haben und Hoffen ſo trügeriſch ausgleicht.

Zuerſt freute ich mich, daß meine kühne Zeichenſprache mir ungeſtraft hinging. Dann aber entwuchs ich dieſer kleinlauten Schwachmütigkeit und es ſchmerzte mich, daß mein Schritt auch ohne beſſere Folgen geblieben. Kurz, die ſchöne Gleichheit der Faſſung, die ſie zu behaupten wußte, fing ich meinerſeits zu verlieren an. Ich brannte nach einer neuen Gelegenheit, deutlicher, ja angriffsweiſe vorzugehen und ſie in die

Enge zu treiben. Der alte Hirtenfriede meiner Idylle war dahin, ich fühlte dramatiſche Ungeduld. Ich dürſtete lechzender. Ich dachte nur noch an Entſcheidung.

Ich durfte nicht allzulange warten. Wieder trug ſie mir einen ihrer Dienſte, ja diesmal ſogar den wichtigſten auf. Ich könne mir aus der Kanzlei des Kardinals wohl den Entwurf des bürgerlichen Geſetzbuches von Bartolucci ausbitten und auf ein paar Tage zur Anſicht mitbringen.

Ich war aber längſt nicht mehr Knabe genug, um die Bedeutung dieſes Wunſches nicht ſehr genau zu verſtehen.

Conſalvi hatte in ſeinem ſogenannten „motu proprio" eine Verfaſſung gegeben, welche das alte Regime mit einigen Scheinrechten abfand, dagegen den Kern der Revolution beibehielt: Abſchaffung der Kommunal-, Feudal- und Patrimonialrechte. Die Reſtaurationspartei wütete, aber juſt die Ultras derſelben, die Sanfediſten, erhitzten ſich weniger. Dieſe wurden erſt unruhig, als von Bartoluccis Entwurf eines neuen Geſetzbuches verlautete. Ihr Verhalten hatte dort wie hier guten Grund. Das „motu proprio" hofften ſie in den Delegationen und Marken durch das lokale Uebergewicht ihrer ſozialen Machtverhältniſſe von Kommune zu Kommune, von Baronie zu Baronie im Verwaltungswege ſtillſchweigend lahmzulegen: ein ſogenanntes Staatsgrundgeſetz verträgt das. Unantaſtbar dagegen iſt die Herrſchaft des bürgerlichen Geſetzbuches und die allgegenwärtige Majeſtät der richterlichen Funktionen. Die Richterſtühle verloren, alles verloren. Das war ein Kernſchuß des Liberalismus, die „Verfaſſung" nur ein Schreckſchuß! Daß aber der abgeſchaffte Code Napoléon in leichten Umſchreibungen wiederhergeſtellt werden ſollte, bewies ihnen ſchon die Wahl des Kodifikators, des liberalen Napoleoniſten Bartolucci. Und weil ein gutes Geſetzbuch viel volkstümlicher als eine gute Verfaſſung und im Volke viel wurzelkräftiger ſich einlebt, ſo dachten die klugen Sanfediſten daran, es ſchon im Entwurf zu beſchleichen, wie die Schlange das Vogelneſt. Daher ſollte ich in die Löwenhöhle der Sanfediſten „den Entwurf auf ein paar Tage zur Anſicht mitbringen", wie das un-

ſchuldige Wort lautete; das heißt, ein paar Tage hätten genügt, daß Dutzende von Händen ihn kopiert hätten, worauf er an die Kabinette der Kongreßmächte verſchickt worden wäre, und dann war ſein Schickſal, daß er am vertraulichen Wink, an der Warnung und ſanften Drohung ſtill und geräuſchlos ſtarb, ohne noch das Licht der Welt erblickt und Gelegenheit gehabt zu haben, ſich Freunde zu machen, Vorkämpfer zu erwerben und den Rückhalt der öffentlichen Meinung zu gewinnen. Das Manuſkript des Entwurfes aber befand ſich im Kabinett des Staatsſekretärs Conſalvi, worin Bartolucci perſönlich arbeitete. Conſalvis Intimus nun war Kardinal Lante, ich wieder Lantes Liebling, und Demantina zuletzt — Lenkerin meiner Knabenhand! Die feine Sanfediſten-Rechnung ſtimmte!

Nur eins fehlte: die Knabenhand. Der Knabe war Mann, der Diener Herr geworden. Aber dieſes Werden und Gewordenſein macht die Natur wie das Graswachſen: ſie läßt ſich nicht auf die Finger ſehen. Man kann in der Jugend oder auch im Alter oft jahrelang ſtille zu ſtehen ſcheinen und dann treten Kriſen ein, wo die Summe von Jahren innerhalb weniger Monate, vielleicht ſelbſt Wochen abgerundet aufliegt — in der Jugend als Fortſchritt, im Alter als Dekadenz. Der Feinſte und Klügſte, wenn er ſolche Wendepunkte mit zerſtreutem Blick überſieht, mißverſteht dann die Zeit, bleibt hinter ihr zurück, rechnet veraltet, macht Mißgriffe.

Auch Demantina hat es getan, wenn ſie mich diesmal wie immer beurteilte. Ich kannte den Wert, alſo auch den Preis meines Dienſtes. Ihre Hand ſelbſt war kein zu großer Preis. Mein Augenblick war da!

Daß ich Chancen habe, dafür gab es in ihrer eigenen Koterie bereits Stimmen und Meinungen. Was meine Lebensſtellung betraf, ſo durfte ich nur wollen und ich konnte von meinem Kardinal jedes Staatsamt erhalten. Die kleine Dezia endlich hing mit leidenſchaftlicher Liebe an mir. Ich hatte ſie auf meinen Knien aus ihrem zweiten in ihr ſiebentes Lebensjahr geſchaukelt, ich war dem Kinde wie von

selbst zu einem anderen Vater geworden. Die ganze Räson der Dinge sprach für mich.

Also den Wurf gewagt! Aber doch nicht wie ein wagender Spieler, sondern wie ein denkender Mensch. Ich wollte den Boden prüfen, den ich betrat. Ich wollte es noch sicherer, als durch bloße Wahrscheinlichkeit wissen, wie schwer ihr der Besitz jener Handschrift wiege und ob ich das Gewicht überschätzte, oder richtig taxierte. Ich beschloß also, diesmal den Vergeßlichen zu spielen. Erinnerte sie mich wiederholt daran, was ihre Art nicht war, so konnte ich ihr Interesse für stark genug halten — um das meinige darauf zu bauen.

Uebrigens hatte mir Lante den Entwurf ohne weiteres gegeben, wie einem, der zum Hause gehört und bei dem es „unter uns" bleibt. Nur leichthin fügte er die Mahnung hinzu, es in Obacht zu behalten. Auch er, scheint's, sah noch den harmlosen Knaben in mir, der sich „politisch bildet", und nicht den Verräter, den lodernde Liebe verbrennt!

So lag es in meinem, nicht in Demantinens Pulte. Ich ließ es liegen, bis sie das Buch zum zweiten Male verlangte.

Auf einmal schoß mir der Gedanke durch den Kopf: Wie, wenn sie es nicht von dir, aber von einem andern verlangt? Wenn sie, stolz und vornehm, deine grobe Vergeßlichkeit mit stiller Verachtung bestraft? Wenn ein Glücklicherer den Preis deines Dienstes davonträgt und deine Feinheit in ihrem eigenen Netze sich fängt? Welch eine Anmaßung, einer solchen Königin und von solchen Rittern umgeben, Schach zu bieten! Es heißt nur, dich selbst matt setzen, blinder, unverschämter Tor.

Ja, der Knabe war Mann geworden, aber noch kein sehr sattelfester Mann. Ich schlotterte erbärmlich auf meinem hohen Roß. Demantina imponierte mir doch allzu nachdrücklich. Selbst als ich mich fühlte, wurde ich wieder irre, so sehr war ich gewöhnt an ihre Souveränität und an meine Bescheidenheit. Es kamen jetzt Stunden voll Grauen und Schwindel. Ich schwebte in der Lage, in die ich mich begeben, wie ein armer Hirtenknabe, der Mann genug war, sein erstes

Adlerneſt auszunehmen, aber in der Höhe verzagt und wieder knabenſchwach wird. Er iſt verloren, wenn er losläßt, aber die rauſchenden Flügel und die ſchlagenden Schnäbel ſind ſo todbringend, wie der Abgrund unter ihm. Ich war unfähig, meinem Strategem zu entſagen, und hoffnungslos, es durchzuführen. Ich hatte mir auferlegt, was ich nicht aushielt; ich litt bis zum Sterben.

Demantina ließ mich nicht lange leiden. Sie tat wirklich und bald, worauf ich ſpekuliert. Als ich eines Tages bei ihr eintrat, ſaß ſie in der Ecke ihres Kanapees und ſpielte mit einer Perlenſchnur. Ohne ſich zu erheben, hob ſie bloß das Auge auf, indem ſie mir unbefangen entgegenrief: Apropos, bringen Sie mir den Bartolucci?

Zerknirſcht wie ich war, warf ich mich ihr zu Füßen und ſtammelte: All meine Dienſte gehören Ihnen! Aber — nehmen Sie mit den Dienſten den Diener! Ich fing ihre beperlte Hand, zerküßte ſie unter losbrechenden Tränen und flehte weinend: Gewähren Sie mir Ihre Hand, Demantina!

Es war geſchehen!

Ich habe die halbe Sekunde oder die ganze Ewigkeit nicht gemeſſen, bis ich ihre Stimme hörte. Aber als ich ſie hörte, klang ſie völlig verändert und aus einer Tonlage, in der ich ſie ſeit fünf Jahren nicht gehört. Sie antwortete: Ich bin ſchon Witwe, ich möchte nicht noch eine heiraten.

Ich faßte nicht gleich, was ſie meinte. Wie ein Betäubter, Schwarzumtaumelter, hob ich den Blick zu ihr auf. Da war der Flimmer ihres unvergleichlichen Auges aus einem Silberblättchen eine Silbernadel geworden! Ein leichter, flüchtiger Stich von Verachtung und Mitleid, hart an der Grenze, wo man ſich ſelbſt bemitleidet, daß der Gegenſtand des Mitleids — verächtlich!

Ich verging. Es war mir, als ob ich in ein Element untertauchte, wo ich vor der Geburt geweſen.

Dann träumte mir, daß eine Seidenrobe rauſchte und daß das Kanapee leer geworden.

Ich ſprang auf. Ein Schrei gellte — auch das war meine

Stimme, aber ein neuer Ton meiner Stimme. Heulend vor Schmerz, einem Epileptiſchen ähnlich, ſtürzte ich auf die Straße hinaus.

5.

Zuppa

Auf der Straße überrannte ich ein kleines niedriges Weſen, das ich für ein Kind hielt und aufhob. Aber es war kein Kind, ſondern ein verzwergter Buckliger.

Katſchal! Ludwig! Mein Freund!

Ei was, Katſchal, Kaltſchale, Wein- oder Bierſuppe! Das Zeug heißt zuppa und ich bin ſo gut ein Römer, wie Cäſar Auguſtinus. Zuppa, Luigi Zuppa nennt ſich meine römiſche Herrlichkeit.

Lude, mein Freund, mein Freund! Ich riß ihn empor, ich ſchwang ihn in die Höhe, brach mit ihm zuſammen, überſtrömte ihn mit meinen Tränen. Mein Schmerz löſte ſich, es rettete mich vom Tode, in dieſem Augenblicke etwas Liebes und Treues in den Armen zu halten.

Amadé, was iſt mit dir? Was für ein Unglück iſt dir paſſiert? Du erſchreckſt mich! Schnell, erzähle mir alles.

Ein leerer Wagen rollte vorüber, ich rief ihn an und wir fuhren von dannen.

Wo wohnſt du, Katſchal?

Zuppa, mußt du ſagen. Ich wohne gar nicht. In einem Hundeloch nächſt dem Ghetto. Ich bin ganz vis-à-vis de rien.

Gleichviel. Dirigiere den Wagen. Bring mich, wohin du willſt. O daß ich dich jetzt gefunden! Und ich hielt ihn in meinen Armen, lag an ſeinem verkrümmten, verbogenen Bruſtkaſten und klammerte mich in meinen ſchluchzenden Zuckungen an dem treuen Herzen des Krüppels feſt.

Wo wir ausſtiegen, welchen Ort wir betraten, — ich weiß es nicht. Mein Freund ſchämte ſich, ſprach entſchuldigend

von Schmutz, Elend, Ruinen, — aber ich warf mich auf ihn und schrie: Wir sind ja im Himmel, Lude, wir sind im Himmel! Nur jener Palast war die Hölle!

Welcher Palast, Amadé? fragte der Zwerg. Erzähle. Verweile hier, weil dir der Ort nicht mißfällt, und erzähle mir endlich.

Aber mein Puls schlug noch lange nicht in epischen Schlägen. Mein Schmerz hatte Worte gefunden und die Worte ergossen sich. Fünf Jahre! wehklagte ich im sinnlosen Auf- und Abrennen. Welche Jahre! Welche Hoffnungen! Es ist nicht zu fassen. Luigi, einst hat Gott den Satan in die Hölle gestürzt, jetzt hat der Satan einen Höllengeist gegen Himmel geschleudert und himmlisch engelhaft sieht er aus. Welch mörderische Bosheit! Auf welche Wege folgt dieses Weib ihren Pfaffen! Daß das gottverhaßte Kuttengeschlepp, was in Norddeutschland geschehen, nach Rom verschleppt hat, das begreife ich; dafür ist dieses schwarzverschworene Wanderratten-Gezücht auf der Welt. Aber dieser Mund! Diese Lippen, diese Augen! Und dieses Herz und Nicht-Herz dazu! Luigi, hilf mir, daß ich nicht wahnsinnig werde! Hilf mir, hilf mir, Luigi, du bist der letzte Punkt von Treue in der Welt!

Das mußte der Arme — ich glaube stundenlang so aushalten. Aber das Bild meines Zustandes teilte ihm auch die Geduld, die er brauchte, mit. Was er da in den Armen hielt, war eine Wunde, frisch vom Schlage her, und er begriff, daß sie sich ausbluten müsse und zunächst nichts könne, als bluten.

Endlich versiegte das Blut. Wie Todeskälte kam's über mich, wie Todesstarre. Da konnt' ich erzählen.

Als ich zu Ende war, sagte der Zwerg: Dieses Weib muß man ja umbringen!

Ich aber erschrak, als ob er's schon täte, und noch voll ihres Bildes rief ich aus: Barbar! Ist auf diesem römischen Boden nicht Schönes genug schon zerstört? Soll's der Tempel entgelten, ob er der Venus oder der Hekate geweiht ist? Du kennst sie nicht! Ein Tempel ist sie, ach, und der schönste, den die Erde trägt und die Sonne bescheint!

Der Zwerg hörte mich gierig an, funkelnden Auges, ſchlangenklug, und ziſchelte halblaut: Du haſt recht! Du haſt recht! Eine andere Rache muß man erſinnen! Dann ſetzte er ſich wie ein Kind auf meinen Schoß und noch lauernder, noch innerlich-wählender fuhr er fort: Schildere mir jetzt auch ihre Umgebung. Das Haus, die Koterie, die Verbindungen, die Verhältniſſe und Perſonen, die Schickſale und Porträte der Perſonen. Alles, was man in fünf Jahren wiſſen konnte, alles, was du ſelbſt weißt.

Ich tat es. Nicht die Worte, aber der Zuhörer tat mir wohl. Dieſer Freund war das einzige, was mich tröſten konnte, und jetzt hing ich an ihm und war froh, daß ich es durfte.

Luigi hörte mir aufmerkſam zu. Er verlor kein Wort meines Mundes. Nach einer Weile, als ob ſeine Gedanken ſich veränderten oder mit andern ergänzten, ſagte er: Schon genug. Aber noch eins, Amadeo. Kannſt du mir Handſchriften bringen von großen und hohen Perſönlichkeiten?

Soviel dir beliebt. Willſt du Conſalvi? Pacca? Roſpigliosi? Borgheſe?

Ah pah, das ſind Mücken. Höher hinauf!

Noch höher? Alſo den Papſt? Oder den Kaiſer Alexander?

Ja! ja! rief der Zwerg mit den glühenden Augen einer Wildkatze; die bring mir!

Lude, ich frage nicht, wozu. Aber ſinnſt du dir nichts Gefährliches aus?

Nicht dir und nicht mir. Gefährlich für die einzige Seite, auf die ich ziele.

Jetzt wurden wir geſtört. Eine alte und beiſpiellos häßliche Jüdin brachte ihm ein übelriechendes Eſſen. Ich mußte ein Stück ſeiner Häuslichkeit ſehen und ſah, mit Gold in der Taſche, daß es hier am Centeſimo fehlte!

Mit ſchmerzlichſter Teilnahme ſagte ich: Nun erzähle auch du mir, Luigi. Was machſt du? Wie geht es dir?

Höchſt liberal, antwortete er ſofort: Ach, laß das jetzt. Wer hat denn noch eine Geſchichte nach der deinigen? Und mit welchem Ohre könnteſt du zuhören? Genug, ich bin in Paris

ein großer Künstler geworden, habe viel Geld verdient und noch mehr an die Weiber gehängt. Endlich hat der Teufel der Politik alles geholt. Porträtierte ich einen Legitimisten, so wollte mich ein Kaiserlicher totstechen, und hatte ich einen Marschall Napoleons auf der Staffelei, so drohte mir ein Bourboniſt mit dem Galgen. Das langweilige Mannsvolk! Ohne die Weiber wär' ich krepiert in dieſer politiſchen Narrenbutike. Zuletzt lief ich einer italieniſchen Sängerin nach, einer kleinen, getigerten Wildkatze, die mir in Rom das letzte Hemd auszog und mich dann in die Goſſe warf zu den Ratten und Juden.

Ich ſchloß ihn in meine Arme und ſeufzte ſchmerzlich bewegt: Armer Freund, ſo kennſt auch du das Unglück eines mißhandelten Herzens?!

Mißhandeltes Herz? wie verſtehſt du das? fragte er treuherzig. Siehe, Amadé, alle Meere der Welt können meinen Durſt nach dem Weibe nicht löſchen; aber wie man an die Weiber ein ſogenanntes Herz hängen, oder gar von ihnen ſelbſt eins verlangen kann, das überſtiege meinen Verſtand, und wenn noch mein ganzer Buckel voll von Gehirn wäre. Ebenſogut könnte ein Wirt mein Herz mißhandeln, weil er meinen Lieblingswein auch anderen Gäſten ſchenkt. Jedes Gute jedem, dem's ſchmeckt! Das iſt die Ordnung der Natur.

Ich war verſteinert. Und mit dieſen Grundſätzen könnteſt du mich verſtehen und ſogar mein Rächer ſein wollen?

Als ob wir die Dinge mit unſern Grundſätzen verſtünden! Wir verſtehen ſie, weil ſie da ſind. Kein Menſch verwundert ſich über Schwalben und Heringe, und doch hat kein Menſch nur das mindeſte Organ, ſich in Vögel und Fiſche hineinzudenken. Sie ſind da, das iſt ihre ganze Erklärung.

Welch eine Scheidewand zwiſchen den alten Freunden! Aber doch eine W a n d! Und an eine Wand kann man ſich anlehnen. Ich ſah mein Geſchlecht einen ganz neuen Standpunkt zum weiblichen einnehmen, — einen abſcheulichen, für meine Perſon unmöglichen, — aber ich ſah daran etwas F e ſ t e s! Ich ſah einen, der ſeinen H a l t daran hatte, indem ich ſelbſt ſchwankte und unterging. Das imponierte mir; ja,

es tat mir fast wohl. Es tröstete mich, daß die Welt auch solche Gesichter zeigte. Ich sah zum ersten Male seit Jahren aus meinem Ich heraus, und draußen sah's leichter aus!

Und so gehörte ich diesem Manne und er mir!

Ich hielt mich den ganzen Tag in jener Spelunke auf und ging nur mit Widerwillen nach meinen schönen Häusern und Straßen zurück. Als wir schieden, verabredeten wir heimliche Zusammenkünfte. Wir müssen unsere Fährten verwischen, sagte Zuppa, wenn irgend etwas, das meinem Anschlage ähnlich sieht, gelingen soll.

Was meinst du mit diesen Worten? Denkst du an die Rache, an die Handschriften? Aber wie hängt das alles zusammen? Was brütest du eigentlich, Zuppa?

Nichts, nichts. Sprich nicht davon. Sprich nicht mit mir. Ich bin ein Verrückter, ein Ueberhirniger. Und halblaut brummte er, wirklich in einer Art von Geistesverstörtheit, vor sich hin: Könnte der Kaiser von Rußland, der mystische Nebelkopf, nicht katholisch werden einem schönen Weibe zuliebe? Nur müßte sie schöner sein als die Frau von Krüdener. Und er müßte wissen, wie schön sie ist, müßte es *sehen*! Und der Papst müßte ihr zu befehlen haben. Und sie müßte sich befehlen lassen. Müßte zwei Flanken haben, genannt Devotion und Eitelkeit, preisgegebene, bloßgestellte, — ja, bloßgestellte! Er murmelte wie ein Traumredender und stierte, als ob er Geister sähe. Mir tat alles wohl, was wie Teilnahme klang, und so ließ ich ihn, fast ungehört, phantasieren.

Aber als ich das nächste Mal mit einem Päckchen Dukaten kam, warf er es verächtlich in den Winkel und rief: Philister! Die Handschriften, die Handschriften! Denk mir doch an die Hauptsache!

Als ob ich seine „Hauptsache" gekannt hätte! Ich brachte ihm die Handschriften, und — verlangte mir nichts zu wissen. Ich ließ ihn traumreden, Geister sehen und fixe Ideen haben. Eine Idee *hatte* er, das sah ich. Ich fand ihn immer geheimnisvoll, aufgeregt, geistesabwesend. Und bald fand ich ihn gar nicht mehr. Er hat Tag und Nacht außer

Hauſe zu tun, ſagte die alte Jüdin. Es war mir faſt recht, denn auch ich trieb mich jetzt auf neuen Wegen herum.

Demantina hatte ein Gifttröpfchen verſpritzt, aber ein Tröpfchen aus einem Meere, deſſen Grenzen ich nicht abſehen konnte. Wenn es an ihr Haus reichte, wohin reichte es nicht? Ein ganzer vergifteter Ozean umgab mich. Alles wußte von mir, alles deutete mit Fingern auf mich. Ich ging wie mit einem Kainszeichen über die Straße. Ich wagte vor Männern und Frauen nicht mehr die Augen aufzuſchlagen. Wenn man in dieſem Zuſtande ſich nicht erſchießt, ſo kann man nur ins Extrem überſpringen. Aus dem tiefſten Elend meiner Verachtung und Selbſtverachtung ſprang ich in ein Himmelſtürmen von Ehre und Auszeichnung über. Ich wollte der Welt ein Beiſpiel ſuperlativer Mannhaftigkeit geben. Ich hätte Blut weinen mögen, daß die große Kriegsepoche vorbei; ich war überzeugt, daß ich ein bewunderter Soldat, daß ich Napoleons erſter Marſchall, daß ich einer ſeiner Herzoge, ja, wie Murat, ein König meines Schwertadels geworden wäre. Brünſtig wünſchte ich, daß auch St. Helena ein Elba, und der gefeſſelte Prometheus wieder ein freier Titan werden möchte. Und um im Frieden den Krieg nicht zu verſäumen, lernte ich fechten, reiten, ſchießen, trieb mit Leidenſchaft alle ritterlichen Uebungen. Dabei nahm ich eifrig an Jagdpartien teil und lechzte nach einem gefährlichen Abenteuer mit den wilden pontiniſchen Büffeln. Demantina ſollte von mir hören!

Meine Kanzlei ſah mich nicht mehr. Ich war Held, nicht Gelehrter und Jeſuit. Mich ekelten die Männer in weibiſchen Langröcken, das halbſchlächtige Kuttenvolk der pfäffiſchen Katzengrazie, die gekniffenen Augen, die Samtpfoten, das ſalbtriefende Liebesmiauen, der permanente zünftige Seelenmärz.

Mein Kardinal ſah mir alles nach. Ich verſäumte ja doch nicht des Dienſtes, denn der Kirche dient eben alles. Und wie mich der ſtillkluge Mann gar nicht ungern als Liebhaber der Demantina geſehen, weil er mir ſchätzbare Notizen aus dem Lager der Sanfediſten abfragen konnte, ſo ließ er mich

jetzt ebenso nachsichtig den Waffenhelden spielen, weil er auch diesen brauchen konnte, wie ich bald erfuhr.

Eines Tages nämlich kniff er mich mit seinem säuerlichen Lächeln ins Nackenfleisch, was immer eine gemütliche Stimmung bedeutete. He, junger Herr, fing er an, man ist Ritter St. Jörg geworden, man will Taten tun. Ebbene, wir haben Stoff dazu. Seit die Katz in St. Helena brummt, machen sich die Mäuse wieder unbillig mausig. Was du selber in Rom hier siehst: auf einem einzigen Plakat die Namen von siebenundfünfzig Raubmördern samt Preiskurant ihrer Köpfe, ist noch das wenigste. In den Marken und Delegationen wirtschaften unsre Restaurations-Priester, daß man sich vorm Großtürken schämen möchte! Pandolfi in Urbino treibt's wie Ali Pascha von Janina, in Bologna aber gärt das verzweifelte Volk und droht mit Selbsthilfe, was uns natürlich auch nicht lieb sein kann. Kurz, es gibt Arbeit. Consalvi entsendet mich, um links und rechts zu kalmieren. Kalmieren! Ich soll Oel auf die Wogen gießen, aber ich seh's voraus, ich werde Oel ins Feuer gießen. Ich muß mir notwendig Feinde machen. Es dürfte nicht glatt ablaufen. Und die Dolche sind wieder einmal recht wohlfeil geworden! Was denkt Ihr, Herr Ritter, geht Ihr als meine Leibgarde mit? Willst du dich ein bißchen totstechen lassen für den frommen Gottesmann Lante?

Kein Zweifel, wenn er „Ihr" und „du" verwechselte, so war's seine gnädigste Stimmung. Und dieser Antrag, gemischt aus hypochondrischer Aengstlichkeit und wirklichem Bedürfnis meiner Anhänglichkeit für seine Person, war eigentlich eine Gunst, viel glänzender als es aussah. Ich erwarb mir das größte Verdienst um ihn, gleichviel ob er sich's einbildete, oder ob ich wirklich in die Lage kam, sein Leben zu schützen. Das Verdienst aber gab Ansprüche und für die Ansprüche gab es das weiteste Feld. Die Revolution hatte den alten Beamtenstamm aus den reichen und feingebildeten Adelsgeschlechtern empfindlich gelichtet und in allen Magistraturen des restaurierten Kirchenstaats lästige und schädliche Menschen voll gemeiner Leidenschaften emporgebracht,

eine Prälatur, deren Mißverwaltung eben die Uebel verſchuldete, die zu ſanieren Lante ausgeſchickt wurde. Es war vorauszuſehen, ſollte die Expedition nicht zum Kinderſpott werden, was Conſalvis Art gar nicht war, daß Lante, auch wenn er nicht radikal ins verdorbene Fleiſch ſchneiden durfte, wenigſtens an einigen der Unwürdigſten Exempel zu ſtatuieren den Ernſt zeigen müſſe. Das heißt, es waren Vakanzen und Aperturen vorauszuſehen. Ich aber ſtand der Nächſte ſeiner Perſon. Ich hatte trotz meiner Jugend die fünfjährige Praxis ſeines Kabinettes, ich konnte mir einen Poſten weit über mein Alter ausbitten, ich bekam vielleicht eine Provinz zu regieren, wurde Vizekönig eines kleinen Königreichs, ließ die Sanfediſten meine Macht fühlen, ließ ſie fühlen, daß ich ein großer Herr ſei, und ſah Damen wie Demantina wohl künftig zu meinen Füßen.

Das war der Angelpunkt meines Dichtens und Denkens. Auf dieſen Punkt bezog ſich alles, womit ſich meine Phantaſie ihre Feſte gab.

Aber in dem nämlichen Augenblicke hatte ich die Genugtuung, die ich mir ſo königlich träumte, wirklich, nur unköniglicher und ganz ſo grauſam wie alle Wirklichkeit.

Noch redete Lante mit mir, da trat der Kämmerling ein und flüſterte mit ſichtlicher Aufregung dem Kardinal eine Mitteilung zu. Dieſer aber blieb gefaßt und noch mehr als das. Mit einem Phlegma, worin die Gleichgültigkeit faſt Verachtung war, murrte er achſelzuckend: Das geht den Gouverneur von Rom an. Sagt es dem Pacca. Uebrigens haben wir jetzt andere Sorgen, als gemalte Nuditäten, welche angeblich oder zufällig vornehmen Römerinnen ähnlich ſehen. Rom iſt das Kunſtmuſeum der Welt und die Künſte ſind frei. Sie ziehen die Fremden und das Geld nach Rom.

Der Kämmerling ſchlich fort. An mich gewendet, entwickelte Lante ſein Reiſeprogramm in unmittelbarer Fortſetzung unſers Geſprächs.

Mir aber brauſte das Ohr. Die Worte, die da gefallen, quollen zu ungeheuren Ahnungen in mir auf. Der Kopf fing mir zu brennen an. Ich atmete wie ein Erſtickender. Den

Kardinal hörte ich kaum, war weit weg von ihm und seiner Reise. Ich hätte durch die Lüfte davonfliegen, durch eine Versenkung des Bodens verschwinden mögen. Ich stand auf Nadeln, bis ich entlassen war. Endlich war ich's. Da fragt' ich im Vorzimmer mit mühsamer Selbstbeherrschung den Kämmerling aus, unterdrückte mühsam meinen Aufschrei und stürzte fort. Mit dem nächsten Wagen flog ich nach der Ausstellung der römischen Künstler.

Im Bildersaal herrschte ein Wogen und Drängen, durch das ich schwierig mir Bahn brach. Aber schon zwischen den Köpfen und Schultern der Menge durch erblickte ich den allzu wohlbekannten Frauenkopf. Es war der Kopf der Demantina. Ein Ruck — ein Schub — und ich erblickte sie ganz. Da stand sie im lebensgroßen Bilde und von oben bis unten — nackt! Der Bilderrahmen aber trug die Aufschrift: Rorane, den König Alexander zum Beilager erwartend.

Ich faßte es nicht! Die Sicherheit von Sehen und Denken verschwand mir. Wie ich die gemalte Demantina ansah, so sah sie auch mich an und ich glaubte, in demselben Augenblicke müßte sie sich bedecken. Aber sie hielt meinen Blick aus und tat es nicht. Sie hielt die Blicke aller aus und tat es nicht. Sie war ja gemalt! Aber der Maler, der sie malte . . . Mir schwindelte.

So vergingen Minuten . . . oder auch Ewigkeiten . . . während welcher ich wieder das Sehen erlernen mußte. Ich mußte mein Auge, wie an das Sonnenlicht, an das Licht dieser Nacktheit gewöhnen.

Es war ein Körper vom reinsten Milchweiß, aber spielend in bläulichen und rötlichen Lichtbrechungen, je nachdem das Blut auf die Hautflächen durchschien, näher oder ferner, voller oder dünner, durch Dichteres oder Zarteres. Blendender Schnee auf den Weichteilen, rosiger Hauch auf den Muskeln, zartmeliertes Grau auf den Knochen, hatte der Künstler gemalt, wie der rollende Blutstropfen ihres eigenen Körpers: von innen heraus, nicht von außen hinein. Er hatte aus der Tiefe auf die Fläche jeden räumlichen Punkt der Farbe or-

ganiſch ſich ſelbſt ausdrücken laſſen. Menſchenaugen werden eine ſolche Wahrheit der Nacktmalerei nie wieder ſehen. Dieſer Sinn ſchien dem Maler geſchenkt, vielleicht als eine krankhafte Anlage geſchenkt, wie dem Hellſeher und Nachtwandler der ſeinige.

Roxane, den König Alexander zum Beilager erwartend, war ein Programmwort, nicht mehr. Die Szene blieb ein figurales Soloſtück. Roxane-Demantina lüftete links einen Türvorhang, zur beiläufigen Andeutung, daß von dieſer Seite her ein Ankömmling erwartet werde. Ihr Kopf aber neigte ſich leiſe nach rechts und beſah ſich in einem Spiegel, oder hatte es ſoeben getan, denn ſchon legte ſie die ſpiegelnde Goldplatte ſtill und ſtolz wieder weg. Die linke Hand an der Portiere, in der rechten den Spiegel, taten die Hände nichts, was die Mediceiſche Venus zu tun wenigſtens ſcheint! Mit kühnſtem, aber naivſtem Vorwande löſte der Darſteller die Arme von allen Konturen des Körpers ab und gab dieſen vollkommen frei. Er verbarg nicht das geringſte Detail ſeiner Reize. Es ſchien die Abſicht des Malers, dem Vorurteile zu imponieren — durch Verachtung des Vorurteils. Und ſein Modell ſekundierte ihm willig!

Mit dem bewundernden Künſtler war ſich die nackte Schöne freilich in Selbſtbewunderung begegnet. Welch ein Ausdruck weiblichen Triumphgefühls! Nicht ſiegesbewußter konnte Alexander ſeine Schlachtordnung muſtern, als Roxane-Demantina die Reize ihres Leibes beſchaute. Seliges Weib, das eine ſolche Heerſchau zu halten hat! Der Mazedonier hat die Phalanx erfunden, aber die Natur Buſen und Hüfte! Unſere Großmächte ſind einander ebenbürtig.

So ſprach es in ihren triumphierenden Mienen. Aber das ſtolze Wort wurde mit Beſcheidenheit ausgeſprochen. Man hörte ihn faſt, dieſen melodiſch-beſcheidenen Ton! Das Selbſtlob ihrer Schönheit duftete mit ſeinem feinſten Parfüm, wie vornehm und maßvoll es war. Dieſes Auge deckte ſich dieſen Leib nicht auf, wie ein Harpagon ſeine Schatzdeckel aufſchlägt, ſondern wie ein Fürſtenkind ſeine Geſchenke empfängt. Große, reiche Geſchenke, die ihm Freude machen,

aber die ihm gebühren und die es erwartet. Eine Freude, geadelt durch Dankbarkeit und gemäßigt durch Sitte. Es war gewinnend und verſöhnend zu ſehen. Eine zartempfundene, ſeeliſche Schönheitslinie!

Aber geſtehe ich es nur: dieſer Zug tat mir am weheſten. Es war ein Ruf in meine eigene Welt, ein letztes, ſchmerzlichverhallendes Echo meines entflohenen und noch im Fliehen Fürbitte tuenden Idealismus. Ich fühlte es warm und feucht in meinen Augenwimpern.

So ſtand ich vor dieſem Anblicke, zuckend wie ein zertretener Wurm, und ließ bluten, was bluten wollte! Die ganze Beſaitung meines Empfindens war zerriſſen, das Süßeſte vergiftet, das Schönſte ein Abſcheu, und alles Wahre auch unwahr. Kein Faden, mein Denken und Fühlen daran zu befeſtigen! Alles ein Chaos, ein ſchmerzliches Flirren von zahlloſen und zielloſen Nadelſpitzen!

Die Umſtehenden empfanden einfacher und drückten es in der natürlichſten Naturſprache aus. Welche Reden trafen mein Ohr! Und ihr Gegenſtand war — eine Demantina! Das Weh der Menſchheit iſt vieler Wendungen fähig, das Ideal ſeiner Jugend trägt faſt ein jeder zu Grabe, wer aber hat je ſolche Grabreden gehört?!

Auf einmal erblickte ich in der Menge den Conte Aſcania Caradoſſo. Das war, nächſt mir, einer der eifrigſten Anbeter der Demantina. Ein neuer Schrecken! Wer von uns konnte ſich hier blicken laſſen? Schleunigſt verbarg ich mich, drängte nach rückwärts und gewann den Ausgang.

Mechaniſch wendete ich meinen Fuß in die Richtung des Ghettos. Meine Gedanken waren bei Zuppa. Roxane, den König Alexander zum Beilager erwartend. König Alexander! Kaiſer Alexander! Die Worte Zuppas fielen mir wieder ein. War der Name mit Doppelſinn gewählt? War es möglich geweſen, den hellſten Wahnſinn . . .

Da zupfte mich's rückwärts und eine Stimme ſchnarrte: Nun, hab' ich's recht gemacht? Es war der Zwerg.

Ich packte ihn und ſchrie: Menſch! Ungeheuer! Der du

der Mächtigſte biſt, oder mit den Ohnmächtigſten es zu tun haſt! Ich beſchwöre dich, erkläre mir jetzt . . .

Er aber lachte, lachte und ſchmunzelte mit ſeinem ganzen Perſönchen und war geſchmeichelt bis in die Fußſpitzen hinab. Und voll ſeiner Sonnenſtrahlen, antwortete er: Wir von Gottes Gnaden Kaiſer Luigi Zuppa der Erſte leben in einer Zeit, in welcher Kaiſer Napoleon ſeine Kriegsbulletins geſchrieben. Wenn jetzt nicht die Aufſchneider lügen und die Eſel glauben gelernt haben, ſo lernen ſie's nicht mehr. Aber wir ſind gelungene Kinder unſerer Zeit, Demantina und ich. Sie ſtand ganz auf der Höhe meiner Lügen. Freilich mußten ſie hoch ſein und wehe mir, wenn ich bloß mäßig gelogen hätte. Nur der rieſigſte Blödſinn konnte mich retten, die pyramidalſte Narrenkappe, die handgreiflichſte Verachtung alles Menſchenverſtandes. Kurz, Bulletinſtil.

Ich ſelbſt fürchte dein Opfer zu werden, ſagte ich vollkommen faſſungslos. Aber mit mir ſei aufrichtig, Zuppa. Sprich mir die Wahrheit. Welchem Menſchengehirn iſt es denkbar . .

Was willſt du? Haſt du mir nicht echte Handſchriften gebracht? Und bin ich kein Künſtler? Wie ich ſie nachgemacht habe, ſo hätten der Papſt und der Kaiſer Alexander geſchworen: meine Hand ſei die ihrige, aber ihre eigene ein Falſifikat. So trat ich in das Haus der Demantina. Ich verſchenkte vom Papſt und vom Kaiſer ein paar Autographen in ihrem Salon, natürlich falſche, und trieb den Spaß ſo weit, daß ich ſelbſt die Kritik herausforderte, ſie zu verifizieren und ob ich nicht betrogen ſei. Aber die Echtheit bezeugte mir die cour de la cour. Sehr erfreut! Alſo weiter. Der Grund iſt feſt, er trägt. Ich ſchrieb mir hierauf gewiſſe Briefe, geheimnisvolle, vertrauliche Aufträge . . . Und iſt denn die Dummheit der Südländerinnen nichts? Dumm wie eine Pauke können ſie ſein, dieſe feinen eſprivollen Köpfchen, wo ihr Horizont aufhört und ihre Eitelkeit anfängt. In unſere höchſte Politik miſchen ſie ſich mit Vorliebe und leider mit Einfluß, und haben dabei eine Weltkenntnis, daß ſie imſtande ſind, — einen ruſſiſchen Kaiſer als einen katholiſchen Konvertiten ſich vorzuſtellen! Wahrlich, mein

Schwindel, der mich an die Halsband-Geschichte erinnert, war nicht einmal ein so schweres Stück Arbeit! Schwerer war es, — ernsthaft dabei zu bleiben. Die wichtigen Mienen, die salbungsvolle Geheimnistuerei, die hochtrabenden Tiraden vom Platz am Thron und vom Thron im Himmel, — das mache mir einmal nach, ohne dir die Lippen abzubeißen, die du doch lang noch zum Küssen brauchst!

Plötzlich fuhr es zwischen uns und riß uns auseinander. Da ist er ja, der Pestbube; verende, du Hund! schnaubte eine wutheisere Stimme, und dabei sah ich ein langes, gegen den Zwerg erhobenes Dolchmesser blinken. Der Zwerg kreischte auf, wie ein ganzer, vom Jäger angeschossener Kranichschwarm, und kreischend entsprang er in die Kirche, an der wir soeben vorbeigingen. Caradosso, hoch den Dolch in der Faust, ihm nach. Sein ungeschickter, sich selbst überstürzender Anfall von rückwärts war Zuppas Rettung.

Im Nu entstand ein Auflauf und drängte in die Kirche; ich, natürlich, mit. Das Ganze handelte schnell, wie ein Blitz einschlägt. Mitten im Mordangriff, besann ich mich kaum, was geschehen oder nicht geschehen, ob die Gefahr vorbei oder noch da; ich war ganz Schrecken über die Tat und ganz Hast, sie zu verhindern. Auf der Kirchenschwelle fiel ich. Sofort stolperte ein Zweiter und Dritter des Auflaufs über mich, — ein paar Sekunden gingen verloren.

In der Kirche sah ich just noch den Zwerg sich in Sicherheit bringen. Wie ein Eichkätzchen schwang sich der bucklige und schwachbeinige Mensch eine Altarsäule hinan und versteckte sich hinter einem großen, vergoldeten Engel, der mit ausgestreckten Armen die Gerichtsposaune blies.

Blind vor Wut schleuderte Conte Ascanio seinen Dolch nach ihm und schrie: Hundert Zechinen für eine Pistole! Sterben muß der Hund, der die edelste Römerin porträtiert und ihren Kopf dann auf einen nackten Leib setzt, den er öffentlich ausstellt!

Dieses Wort veränderte die Szene. Der Zwerg kam hinter dem Engel hervor, setzte sich auf seinen Arm mit der Gerichtsposaune und ließ rittlings die Beinchen schlenkern.

Holla! rief er, von meiner Künſtlerehre iſt hier die Rede. Da bin ich auch dabei. Aber ich begreife jetzt Euren Standpunkt, Eccellenza. Tauſend Zechinen, wer mir den Hund herunterſchießt, der ich wirklich wäre, wenn ich das getan hätte! Aber beim Zeus und der allerſeligſten Jungfrau, ich habe die ſchöne Dame in ihrem natürlichen Zuſammenhang gemalt und ihr Haupt gehört zu ihrem Leibe, wie die Hauptſtadt zu ihren Provinzen. Ich habe ſie nicht bloß porträtiert, ſie iſt mir Modell geſtanden.

Hund, wie beweiſt du das? ſchrie der Conte.

Der Zwerg demonſtrierte herunter: Ein kitzliger Fall in der Tat, ihr edlen Römer und Römerinnen. Aber eure großen Ahnen, die Weltbeherrſcher, haben auf ihrem Forum Romanum politiſche und ſtaatsrechtliche Fragen wohl noch feineren Kornes zu löſen gewußt, als die Frage, was die Hauptſtadt einer Provinz oder was der Kopf eines Leibes. Der edle Cittadino hier unten, der die Provinz ſo ſchlecht zu kennen ſcheint und von der Hauptſtadt wohl nie aufs Land gekommen iſt, müßte ſonſt auf den erſten Blick erkannt haben, daß er im Anblicke jenes Leibes en pays de connaissance ſich befindet, wie der Franzoſe ſagt. Die Frage des edlen Quiriten dürfte ich mit Recht demnach umkehren, nämlich ihn fragen: wie willſt du mir meinen ſchon gelieferten Beweis wieder ſtreitig machen? Glücklicherweiſe aber iſt eine gute Sache ſo reich an Beweiſen, daß es mir auf einen mehr oder weniger wirklich nicht ankommt. Auch beſitzt der Leib, von welchem wir ſprechen, ein Kennzeichen, das ungemein ſelten iſt und das allein ſchon ausreichen würde, ſeine Identität jederzeit feſtzuſtellen. Denkt nicht an Leberflecke, verſammelte Römer und Römerinnen, noch an Muttermale, Warzen und ſonſtige kleine, aber markante Schönheitsfehler. Nein, denkt an die Schönheit ſelbſt! Und was iſt die Schönheit des Weibes? Die Scham. Und was iſt die Wirkung der Scham? Das Erröten. Nun höre mich an, Volk von Rom! Nichts iſt gewöhnlicher, aber auch irriger, als die Meinung, nur das Geſicht erröte. Gelehrte Reiſende, welche fremde Völker wiſſenſchaftlich zu beobachten

pflegen, haben längst die Bemerkung gemacht, daß die nackten Wilden, zum Beispiel, über einen viel größeren Teil des Leibes erröten, als bloß die Gesichtsfläche. „Bis in den Hals erröten" sehen auch wir unsere Mädchen und Kinder, und würden noch mehr sehen, wenn wir eben mehr zu sehen bekämen, was aber die Bekleidung verhindert. Inzwischen macht die Bekleidung mit uns Malern eine freundliche Ausnahme. Maler und Kleider stehen sich zueinander wie Sonne und Mond: wenn das Kleid untergeht, geht der Maler auf. Wir Maler brauchen die nackten Wilden nicht, um von den Erscheinungen des nackten Menschen zu sprechen. Um also vom Erröten zu sprechen, so ist der Fall bekannt, daß es sich vom Gesichte auch dem Halse mitteilen kann: es ist fast ein sprichwörtlicher Fall. Seltener schon verbreitet sich die Schamröte über das Brustbein, die Achseln und die obere Brusthälfte. Dagegen ist es mehr als selten, nämlich außerordentlich, daß das Erröten sogar noch die Spitzen der Brust in Besitz nimmt. Endlich aber war es einzig und in meiner bisherigen Erfahrung noch nie dagewesen, was ich bei der Dame erlebt, welche mir die Ehre verschafft, mit jenem ausgezeichneten Kavalier meine Kunstinteressen zu besprechen. Diese Frau hatte die Gabe, zu erröten — noch weit über die Brust, ja über die Magengrube hinab; die ganze Landschaft ihres Oberleibes lag im Purpur, auch das blütenweiße Blachfeld, das schneeige Bauchfell, bis zwei Zentimeter gegen den Nabel! Die edle Römerin wurde in der Schwüle ihres Schamgefühls gleichsam wie ein Krebs gesotten, um populär zu sprechen. Es war das Höchste, was ich je gesehen, wenn Gott seinen demütigen Knecht nicht noch größerer Wunder würdigt! Natürlich habe ich mit allen fünf Fingern meiner Künstlerhand zugegriffen, diesen phänomenalen Verbreitungsrayon der Schamröte linearisch genau abzukonterfeien. Und das nun ist mein Beweis, Eccellenza; er ist loyal, wie ich hoffe. Da sitze ich, oder reite ich; ich stell' Euch meinen Mann. Das sind meine Worte, dort ist mein Gemälde, geht hin und kontrolliert mich in Wort und Werk. Macht Euch auf, Graf Ascanio, und sucht es von der Gunst

Eurer Dame zu erreichen, daß Ihr sie sehet „nue comme un plat d'argent", wie mein Freund Ingres in Paris zu sagen pflegte. Betrachtet sie dann genau, die Silberplatte, — angenehm ist es ohnedies — und gebet wohl acht, wie weit der Purpurschein darauf spiegelt. Messet mich nach mit einem Millimeter. Das nämlich setz' ich voraus, daß sich das Phänomen wiederholt; eine so hochsensitive Irritation stumpft sich ja nicht schon beim zweiten Male ab, — sofern ich annehmen darf, daß ich selbst der erste war, der sie nackt gesehen. Hat Euch aber meine Publikation dieses Farbenphänomens unglücklich gemacht, so konntet Ihr andererseits nur auf diesem Wege erfahren, daß Eure Dame, Herr Graf, in einem so kostbaren Besitze, wie der höchste und seltenste Grad des menschlichen Schamgefühls, und das ist doch auch wieder ein Trost im Unglücke — solatium in adversis, wie Cicero sagt.

Aber der Graf hatte längst die Lächerlichkeit seiner Lage gefühlt und machte sich mit einem nichtssagenden Scheltworte fort. In Rom übrigens verbreitete sich der Ruf dieser originellsten aller Kirchenreden wie Glockengeläute und das Aufsehen erreichte seine ausschweifendsten Grenzen.

Endlich mußte die Polizei den Künstler doch bitten, sein Bild zurückzuziehen, hatte aber taube Ohren für den Wutschrei der Ultras, welche Untersuchung und Bestrafung verlangten. Noch waren die Sanfedisten nicht die herrschende Partei in Rom, bei den Unserigen aber glaubte ich etwas wie — Schadenfreude zu spüren. Demantinens Schuldbuch war wohl schwerer belastet, als mit meinem Namen allein! Die schöne Norane zog sich aus Rom zurück, — erst auf die Pachtgüter in die Provinz, dann in Bäder, zuletzt ins Kloster. Sie nahm den Schleier der Dames du sacre coeur in Nancy.

Zuppa wurde mit anonymen Anträgen, sein Bild zu hohen und höchsten Preisen zu verkaufen, überschwemmt. Die meisten mochten wohl ernst gemeint sein; einige aber waren verdächtiger und schienen Fallen von Nachstellern, welche an seine Person heranwollten. Um der letzteren willen mißtraute

er allen; ja, er ſetzte noch ſeine Bitten daran, daß ich ihm das Bild nur vom Halſe ſchaffte und in meine Verwahrung übernahm. Er hatte den Gipfel ſeiner ſelbſt erreicht, er hatte Taten getan für den Neid der Götter, aber jetzt fürchtete er auch. Frechheit und Furcht waren die Wagſchalen ſeines Charakters und wie alle Naturmenſchen wechſelte er raſch in Extremen. Er wohnte damals in drei verſchiedenen Wohnungen, worin er, ebenſo wie in Masken und Verkleidungen, vergebens Sicherheit ſuchte, denn ſeine markante Perſönlichkeit blieb unter allen Umſtänden auffallend. Zuletzt mied auch er Rom und Italien und machte einen Heimatsbeſuch in Deutſchland, wo ſeine verworrenen Familienverhältniſſe auf ſeine Teilnahme Anſpruch machten.

Er ging um dieſelbe Zeit, als er an mir ſeinen beſten römiſchen Halt verlor, denn auch unſere Stunde hatte geſchlagen. Lante und ich traten unſere Expedition ins Patrimonium an.

6.

Carola

Nie hat ein ſo weiſer Mann ein ſo tolles Töchterchen gehabt! Es war ein Profeſſor in Bologna, welcher einen italieniſchen, ja einen europäiſchen Ruf genoß. Für Fremde gehörte es zum guten Ton, der Berühmtheit ſich vorſtellen zu laſſen; die Einheimiſchen aber ſetzten hinzu: Seine Tochter wird Sie intereſſieren.

Und beide hatten recht; der Weltruf wie der Stadtruf. Aber ein gar eigenes und für alle Teile bequemes Verhältnis ergab ſich daraus. Wer die Tochter ſuchte, konnte es unter der Firma des Vaters tun, und wer irgendwie obligiert war, dem Vater zu huldigen, konnte ſich auf die Tochter zurückziehen, wenn er ſich einen konventionellen Zwang mit einer perſönlichen Annehmlichkeit verſüßen wollte. Dem Hauſe ſelbſt kamen natürlich die gleichen Vorteile zugute. Der Va-

ter, welcher billig den Wunsch trug, seine Tochter mit Glanz zu verheiraten, hatte es recht hübsch in seiner Hand, was er auch mit Takt und Feinheit verstand, aus seinen Verehrern das Werbebureau der ihrigen zu bilden, die Grenzen zwischen seinem Empfangssalon und seiner Familie, wo er es wollte, leicht zu verwischen und dabei doch den Schein zu wahren, daß nur die natürlichen Umstände walteten: sein offenes Haus, seine Pflicht, zu repräsentieren und sein Recht, von Frau und Tochter sich dabei unterstützen zu lassen. Die kleine Carola endlich amüsierte sich vollends, mit diesen Parallel-Linien umzuspringen, bald dem Vater wegzunaschen, was ihr momentan Spaß machte, bald ihm aufzuhalsen, was sie los sein wollte, kurz, in der Schachpartie des „berühmten Gelehrten" und der „interessanten Tochter" Weiß und Schwarz zugleich zu spielen. Ja, es war ein allerliebster Doppelsinn, der Verkehr jenes Hauses, eine Geselligkeit, origineller, freier, leichter als sonst und so zwanglos-bequem, daß sie vielleicht unmöglich gewesen wäre, ohne den Geist der italienischen Urbanität und seines natürlichen Taktgefühls.

Noch am Abend unserer Ankunft in Bologna fuhren Lante und ich bei „der Zierde der Wissenschaft" vor. Wir begrüßten den Professor gemeinsam, dann aber trennten wir uns; der Kardinal und der Gelehrte widmeten sich einander, mir war der Weg meiner Jugend gewiesen — ins Gesellschaftszimmer der Damen.

Eine wunderliche Gesellschaft! Soviel ich von ihr gehört hatte, das Hörensagen gab keinen Begriff; man mußte es sehen. Und vor allem mußte man sie sehen, die berühmte Carola, „die Tochter, die Sie interessieren wird", wie alle Welt sagte.

Carola war ein kleines, untersetztes Persönchen von bäuerlich draller Derbheit und schien mehr eine Pächters- als eine Professorstochter. Als ob sie auf diese Natur förmlich trotzte, oder den schlauen Instinkt hätte, zur Salondame gar nicht den Anfang zu machen, trug sie sich auch fast wirklich als Bäuerin, allerdings mit Auswahl des Kleidsamsten in der Nationaltracht, und in Korsettchen, Röckchen, Aermelschnitt

oft als glückliche Selbſterfinderin, ſtets aber in der Koſtbarkeit des Stoffes und des Aufputzes als Mädchen ihres Standes. Desungeachtet war es der erſte Eindruck: Wie kommt dieſes Dirnchen in dieſen Salon? Iſt ſie die Zofe, oder das Fräulein des Hauſes? Man konnte nichts Auffallenderes ſehen. Aber ſchon ihr Blick, ihre Miene, ihre ganze Geſtur glich alles wieder aus, denn ſie war, was ſie zeigte, und ſie zeigte, was ſie war. Sie war natürlich. Sie war ganz naturvolles Trieb- und Inſtinktleben. Spontan, impulſiv, ſtets fertig und unmittelbar, trat ſie mit jener verblüffenden Sicherheit auf, welche wider Willen gefällt, wie alles, was aus den Quellen kommt. Solche Naturaliſtinnen ſah man oft hochberühmt in der Kunſt, und zwar als kunſtloſe, ſich ſelbſt ſpielende Soubretten-Gamins. So war die Zofe, die Bäuerin, die Dame, ſo war Carola alles in allem. Zunächſt aber war ſie der kleine Tyrann ihrer Eltern und das verzogene Kind ihres Hauſes.

Ihr Geſicht war nichts weniger als ſchön, aber pikant. Es war ein ſogenanntes Kapricengeſicht. Einige ſagten Bubengeſicht, andere ſogar Affengeſichtchen. Es war eines von denen, welchen man aus ihren Schönheitsfehlern ſelbſt ein Kompliment macht. Keine Sprache der Welt tut das beſſer als die franzöſiſche und ſo nennt ſie dieſes Geſicht „laideron", mit ſchlauer Naivität koſend und aufrichtig zugleich. „Une jolie laideron", das war die Spezies der kleinen, pikanten Carola.

Als ich vorgeſtellt wurde, war ſoeben ein tolles Geſellſchaftsſpiel im Zuge, was die Hausfrau verhinderte, nur die förmlichſte Unterhaltung mit mir zu eröffnen. Sie machte einen Verſuch, es zu ſiſtieren, wurde aber ſtürmiſch überſtimmt und zeigte mir bald ihr reſigniertes Lachen, das ungefähr zu ſagen ſchien: Ob du es heute oder morgen erfährſt; wer hier eintritt, muß mittun.

Das Geſellſchaftsſpiel hieß: „Die blinde Themis". Eine Rotte von Banditen wurde gefangen und gebunden eingebracht, aber die Göttin war — nicht etwa beim Rechtſprechen, ſondern ſchon jetzt blind; ſie war blind für ſie, die Au-

gen verbunden und nur die hingehaltene Hand offen! Jeder Bandit nämlich mußte die blinde Themis bestechen und war frei, wenn es ihm gelang, wenn nicht, gab er ein Pfand. Das Problem bestand aber darin, daß ihm just die Hand derjenigen Seite, auf der man die Börse trägt, mit dem entgegengesetzten Fuß zusammengebunden war. Er mußte also, um zu seinem eigenen Gelde zu gelangen und die Göttin zu bestechen, mit der linken Hand in die Tasche an seiner rechten Seite zu langen und die Börse zu ziehen versuchen. Das gab nun die drolligsten Bewegungen und Verrenkungen, worin eben der Witz des Spieles lag. Jugendlich-Schlanke dehnten, reckten und streckten sich malerisch, Beleibte keuchten hilflos und trugen zur allgemeinen Erheiterung bei; — eine mutwillige Schöne könnte sich's kecker und sinnreicher kaum ausgedacht haben, zu ihrem Ergötzen eine Anzahl von Männern, innerhalb des Schicklichen, in leibliche Verlegenheit zu bringen. Das Spiel war von Carolas eigener Erfindung und sie zeichnete sich ganz darin. Der Lust und der Qual machte zuletzt ein betagter Herr ein Ende, den man „Marchese" nannte und der wohl der älteste in Carolas Garde war. Dieser Bandit hatte nämlich den Einfall, nicht seine, sondern die Börse seines Nachbars zu ziehen, was natürlich gar keine Mühe machte und den Zweck der Bestechung doch auch erreichte. Der Protest, daß das ungültig sei, wird in solchen Fällen selbst ungültig, denn der Erfinder einer düpierenden Wendung hat immer die Lacher auf seiner Seite und damit ist alles entschieden. Den Menschen scheint es mehr zu gefallen, nicht wie ein Problem gelöst, sondern wie es um seine Lösung betrogen wird, was selbst „das Ei des Kolumbus" beweist, ein so herzlich kindischer und doch unsterblicher Spaß. Carola schmollte nur ohnmächtig, der Marchese lächelte tückisch dazu; — ich sah es und erhielt den Eindruck, daß die beiden auf einem geheimen Kriegsfuße stünden.

Wenn Sie wiederkommen, müssen Sie auch mitspielen, sagte Carola bei meinem Fortgehen; Drohnen werden hier nicht geduldet.

Ich drechselte irgendeine Redensart, — es sei ja süß, in

dieſem Bienenkorb eine Biene zu ſein, und ich wüßte jetzt erſt, woher die Bienen ihren Honig hätten. In der Tat wiederholte ich meine Beſuche, blieb auch nicht Drohne, ſondern machte die Tollheiten Carolas mit und zwar nicht wie der Letzten einer. Warum, wäre ſchwer zu ſagen, denn ich könnte kaum ſagen, daß mich dieſe Welt anzog oder daß ſie mir etwas zu bieten hatte. Aber immerhin lehrte ſie mich, was für junge Leute meines Schlages belehrend genug: nämlich nicht gleich das Vollſte und Tiefſte an jedem Orte zu ſuchen, ſondern auch dem leichteſten Genre Geſchmack abzugewinnen, ſofern es nur Eigentümlichkeit hat. Und eine ſolche ſpürte ich hier und folgte ihrem geheimen Zuge. Es war mir nach meinen gravitätiſchen Römern ein neues und eigentümliches Schauſpiel: eine tonangebende Geſellſchaft, welche eine Stube voll ſpielender Kinder war! Und der Spielſinn, — wo nicht ums Geld, ſondern ums Vergnügen geſpielt wird, — verſchönert alle Sorten von Menſchen, denn jede unintereſſierte Lebensluſt hat eine gewiſſe Nobleſſe, einen naiven Naturadel, hat etwas von der Unſchuld und Liebenswürdigkeit des goldenen Zeitalters, kurz, iſt in ihrer Art auch ein Stück Idealismus. Sah ich in dieſes laute, lärmende Treiben, in dieſe lachenden und oft glühenden Geſichter hinein, ſo ſagte ich mir: hier hat man wenigſtens ein gutes Gewiſſen. Es geht alles offen und ehrlich zu. Flach iſt es freilich, dafür iſt die Fläche auch ſicherer Boden; ſie hat keine Abgründe. Ausgezehrt von Hunger und Fieberdurſt, habe ich fünf lange verratene Jahre verſchleppt, und hier wird man vom Schaume des Augenblicks ſatt. Zwar ich leider nicht. Aber muß ich mich ſchon zwingen, der Welt den Tribut meiner jugendlichen Geſelligkeit zu zollen, ſo werde ich es hier wenigſtens können.

Und wahrlich, zwingen wollte ich mich. Ich fürchtete nichts ſo ſehr, als in die gemeine Herde jener traurigen Geſtalten herabzuſinken, die man „mitſchleppen muß", die man „aufrüttelt", die man „herausreißt", — Schmerzgeſtempelte, deren Stempel die Null iſt! Eine Zahl und eine Zahlengröße zu ſein, wie Lord Byron, Shelley, Leopardi, — ich ver-

kehrte mit jedem von ihnen, — sollte meinem Namen versagt bleiben. Hätte mir Gott, wie die Gabe der poetischen Eindrücke, auch die Fähigkeit des poetischen Ausdrucks verliehen und wäre ich im Hervorbringen so dichterisch wie im Empfangen gewesen, ich hätte mehr als sie alle zu sagen gehabt, der ich einen Pater Cölestin und eine Demantina erlebt! Aber konnte ich meinen persönlichen Schmerz zum Weltschmerz nicht idealisieren, so konnte er nur — zu diesem herabsinken und seine Affektation zu sein scheinen. Aber ich war viel zu echt krank, als daß ich es ertragen hätte, dieser falschen Krankheit verdächtig zu werden. Ich fürchtete mich vor der Berührung jener plump vertraulichen Hände, welche auch imstande wären, jede Trauerweide als einen „Kopfhänger" anzufallen und nach ihrem Geschmack in Festons auszurecken. Ich kehrte die Tagesmode der Weltschmerz-Gecken mit Konsequenz um, und während Gesunde ein Weh heuchelten, preßte ich meinen Wehschrei zurück und heuchelte lautjauchzend Gesundheit.

Auf einmal — es war ein toller Abend und Carola mitten im turbulentesten Wirbel — auf einmal schoß mir der Gedanke durch den Kopf: Wie, wenn dieses Mädchen in einer ähnlichen Lage wäre?!

Das schlug wie ein Blitz in mich.

Zwar der Bubensinn ihres Magdtums, die ewig derbe, ich möchte sagen brutale Grazie, womit sie mit ihrem Hühnerhof sich herumjagte, war meinem Gedanken nicht günstig; diese Pächterin und eine „âme incomprise" paßten schlecht zusammen. Aber war i ch der Mann, der sich einbilden durfte, Frauen zu kennen? weibliche Seelenrätsel aufzulösen? aus dem Aeußern das Innere, aus dem Schein das Wesen zu erraten? Ich hatte noch viel, noch alles zu lernen!

Ich beschloß, sie zu beobachten. Ich interessierte mich jetzt für diesen weiblichen Studienkopf.

Sich interessieren, hieß in meinen Jahren sich verlieben. Ja, ich verliebte mich jetzt in Carola. Sie beschäftigte jetzt meine Phantasie, der sie bisher nichts zu tun gegeben. Das war ein großer Wendepunkt. Sollte man Liebe doch lieber

gleich Phantaſie nennen, — mehr als Sinnlichkeit, mehr als Herz, nämlich der Magnetismus und der elektriſche Strom in allen!

Seit dieſer Wendung kam ich in Carolas Haus nicht wie zu einer Abendunterhaltung, ſondern wie zu einer Geliebten. Ich empfand es an der Oede und Unruhe des ganzen Tags, daß nur der Abend mein Leben geworden.

Ich werde mich mit dem Mädchen wärmer und lebhafter als ſonſt beſchäftigt haben, — ich war der letzte, dem es auffiel, weil es mir natürlich war. Aber es fiel auf. Ich brachte den ganzen Kreis in eine neue Bewegung. Sie machten alle den Hof und doch ſchien nichts neuer als ein Hofmacher. Aber der Ton ihrer aller war ein gewiſſer al pari-Ton geweſen und ich hauſſierte den Tageskurs. Ich ſtürmte voran, wie der Reiter dem Fußvolk. Das machte Senſation. Einige ſahen's mit Neid, andere mit Vergnügen, gleichſam als ob ich ihnen Luft machte und ein Beiſpiel gäbe, das ſich ja nachahmen ließe. Der arme Hühnerhof! Er ſchien bisher eingeſperrt geweſen zu ſein; ich durchbrach ein Gitter und nun flatterte es wild durcheinander ins Freie. La jolie laideron, ſonſt eine Königin von Geſellſchaftsſpielen, ſah es ernſthafter werden und kam ins Gedränge als eine Königin von Herzen, oder von kühngemachten Sinnen. Man drängte ſie jetzt in Fenſterniſchen, in Nebenzimmer, man ſuchte lauter Gelegenheiten „unter vier Augen" mit ihr.

Ihr bemüht euch alle umſonſt, erwehrte ſie ſich eines Abends gegen mich und einige meiner Nachtreter. Ihre Wangen glühten, ihr Ton war haſtig, und wie einer, der ſein Letztes, Unappellierbares ſagt, warf ſie das Wort hin: Dort ſitzt der Mann, den ich heiraten muß! Sie wies auf den alten Marcheſe.

O meine Ahnung! Wie richtig hatte ich ſchon am erſten Abend geſehen! Sie ſtand auf Kriegsfuß mit ihm, d. h. er war ihre Gefahr, der Feind ihrer Freiheit, er war der Ernſthafteſte aller.

Warum er nicht längſt ſchon Ernſt gemacht? Warum ihn die andern nicht auch machten?

Carola hatte einige auffallende Körbe verteilt und man hatte nicht Luſt, ſich weitere zu holen. Ohne deshalb minder umſchwärmt, ja umworben zu ſein, war ſie Gegenſtand einer Werbung, welche ſie in Grenzen hielt, worin jeder ſeines Ehrenpunktes ſchonte. Es war in ihrem Anbeterkreiſe ſtillſchweigend ausgemacht, daß das Kapricengeſichtchen nicht ſowohl gewählt werden, als ſelbſt wählen wolle. Daher der gleiche und faſt brüderliche Ton aller. Man war auf ſeinem Poſten; zeigte ſich, machte ſich angenehm und wartete im übrigen ab. Man fand ſich ein wie zu Abendunterhaltungen, trieb Allotria, und verbarg wie auf einem Maskenballe den Ernſt im Spiele ſo gut, daß beides nicht mehr zu unterſcheiden war und jene zuletzt nicht am ſchlechteſten fuhren, welche mitliefen und mitgenoſſen, ohne einen Ernſt überhaupt zu bezwecken. So bekam dieſer Liebeshof ſein eigentümlich harmloſes und täuſchendes Geſicht, ein Geſicht, von welchem, wie es ſchien, ſelbſt der alte Marcheſe getäuſcht wurde. Er ſchlug die ganze Bande nicht hoch an. Aber indem er das tat, fühlte er ſich ſeinerſeits eben auch nicht beeilt. Er wollte ſich ſeine Braut juſt nicht durch Elterntyrannei erwerben; er war Kavalier genug, um — den türkiſchen Erfolg eines Sklavenhändlers zu verſchmähen. Nun kannte Carola zunächſt noch nichts Höheres als ihre Mädchenfreiheit. Sie ſchwelgte ſoeben mit vollen Zügen darin, und ob er nun ſo gutmütig war, den ſüßen Jugendrauſch ihr zu gönnen, oder ſo berechnend, daß erſt der ausgegorene Moſt guten Wein gäbe, oder ſo furchtſam, nicht gegen den Strom zu ſchwimmen und auch der Elternhilfe nicht zu trauen, wenn er das trotzig-verzogene Kind einem Machtſpruch derſelben ausſetzen wollte; genug, man ſah ſelbſt den Alten, der keine Zeit zu verlieren hatte, ſeine Zeit abwarten. Nur wurde ihm die Zeit oft lange, ſein Temperament war nicht ſo klug wie ſein Kopf, er verlor nicht ſelten die Geduld ſeines eigenen Planes, wurde dann herb, bitter, verletzend, und verdarb im einzelnen, was er im ganzen wohl richtig plante.

So informierte mich ein junger Florentiner, der ſich mir

angeschlossen hatte und der, wie es mir selbst schien, der Tochter bloß mit einer epikureischen Höflichkeit die Cour machte, während er klug und gewandt die Gelehrsamkeit des Vaters ausbeutete. Jedenfalls war er ein objektiver und guter Beobachter. Die Verhältnisse wurden mir klar, die Frage hörte mir auf: warum der Marchese nicht ernsthafter auftrat, warum es auch die andern nicht taten.

Nur die blieb mir noch übrig: Warum muß ihn Carola heiraten? Woher weiß Carola, daß sie doch müssen wird, so üppig ihre Freiheit zu blühen scheint? Was ist die Macht dieses „Muß"?

Der Rang eines Marchese und zwanzig Millionen!

Das war einleuchtend. Aber ich brachte jetzt schlaflose Nächte zu. Ich lernte die Eifersucht kennen. Seltsamerweise kannte ich sie noch nicht. Demantina war umworben, — Carola war es. Aber viele Werber sind keiner; erst einer ist ein Nebenbuhler. Ich erschrak selbst, daß ich mir das Wort Nebenbuhler nannte. Nebenbuhler! Will ich sie denn heiraten? Ist es denn wahr? Ist es mir Ernst? Ich bäumte vor Zorn und Scham, indem ich meinen Gemütszustand prüfte, wie ich Wahres und Falsches durcheinandergewirrt fand. Vergebens suchte ich mich zu erinnern, wie gleichgültig mir dieses Mädchen geblieben, als ich sie kennen lernte, wie ich mich fast zwingen mußte, mich an sie zu gewöhnen, wie sie so gar nicht mein Genre war. Dann hatte ich ein Phantasie-Interesse an ihr genommen, ich suchte Seele in ihren Tollheiten und siehe, ich fand, was ich suchte. Sie genoß ihr Leben wie Jephthas Tochter vor ihrer Opferung, sie zog singend und tanzend auf die schönen Berge hinaus — und nahm Abschied vom Schönen. Oder auch, sie wollte mit wildzerrissenem Humor ihre Emotionssucht übertreiben, absichtlich übertreiben, um einen alten Freiersmann abzuschrecken und außer Atem zu hetzen. Genug, was ich wollte, war da, ein psychologisches Rätsel, und auch die Auflösung dazu. Ich konnte mich jetzt zufriedengeben. Ich konnte gehen, wie ich gekommen war.

Schaudernd empfand ich, daß ich das nicht konnte. Der

Alte lag mir im Sinne. Iſt Liebe ein Feuer, ſo iſt Eiferſucht das griechiſche Feuer: es brennt im Waſſer. Man kann kalt ſein, ſich's knirſchend geſtehen, und doch verbrennen! Ich war unglücklich wie nie. Ich ſagte mir's nackt und blank ins Geſicht: es iſt die gemeinſte Leidenſchaft, an der ich leide, aber ach, juſt ſie iſt die ſtärkſte von allen. Liebe das Schönſte und Beſte, du kannſt verzichten darauf, denn juſt dieſes Können teilt es dir mit. Aber hat jemand auf ſeinen Neid ſchon verzichtet? Und das iſt doch wohl Eiferſucht! Neid, gemeiner, tieriſcher Neid jener niedrigſten egoiſtiſchen Männlichkeit, welche oft ſelbſt nichts will als das Nichts des andern! Falſcher Ehrgeiz und roher Stolz, welcher fürchtet, gedemütigt zu werden, und nun ſeinerſeits demütigt.

Meine ganze Seele war unfähig, ein ſolches Bewußtſein in ſich zu tragen. Ich verſchönerte mir's. Ich ſagte mir: Ach, ſie ſoll ja nur glücklich ſein! Ich gönne, ja ich wünſche ihr jeden paſſenden Freier; ich werde es ſo neidlos ſehen, wie alle Trauungen und Paarungen in der Welt. Was aber hier vorgehen ſoll, empört die Natur. Die Majeſtät des weiblichen Berufes wird beleidigt. Und um ſo tiefer ſchmerzt dieſer Frevel, je lebensvoller das arme geopferte Mädchen. Sie, ſie am wenigſten ſollte ihr Leben verfehlen!

So rührte ich mich und phantaſierte mich in Rührung und Mitleid für das liebe Aeffchen hinein. Ja, ſo hieß mein Gefühl jetzt. Nicht mehr Neid, Eiferſucht, Egoismus, ſondern Mitleid, Erbarmen, Hingebung, aufopfernder Tatendrang. Vielleicht die feinſte Täuſchung, aber das iſt ja die feinſte, die auch mit Wahrheit legiert iſt. Nichts war leichter, als den Ritter in mir zu erwecken. Ob ich wirklich liebte, blieb der dunkelſte Punkt in der Konfuſion jener ſpannungsvollen Tage; das verworrene Herzensgewebe hat viele Fäden und der meinige hieß Ritterlichkeit. Aber ein Mann empfinde die Wallungen des Edelmuts gegen die Frau und er iſt ihr juſt von der zarteſten Seite zu eigen.

Raſch betrat ich den Weg, welcher nicht die ganze Wahrheit, aber immerhin Wahrheit war. Wer den Zweck will, muß die Mittel wollen. Ich wollte ein Menſchenopfer ver-

hindern, wollte die Jungfrau vom Drachen befreien, den Lenz vor Herbstesumarmung bewahren, und das geschah nur, indem ich mich selbst zum Ersatz anbot. Ich machte meinen zweiten Heiratsantrag. Ich bot der Professorstochter meine Hand und fragte sie, ob ich meine Werbung auch bei den Eltern anbringen dürfe.

Carola war entzückt, umarmte mich, küßte mich, riet mir aber mit dringend gütlichen Worten von Uebereilungen ab. Der Marchese sei mit den Eltern einig und die Eltern mit ihr, aber bloß über die Freiheit der Frist. Diese Situation sei mehr stillschweigend als ausgesprochen anerkannt und das mache sie leidlich. Erkläre sich aber ein anderer, so würde die Katastrophe, die sie künstlich genug im Stillstande festhalte, augenblicklich in Gang geraten. Noch einmal dankte sie mir, freute sich über den Weg, den ich sie führen wolle, aber diesen Weg verlege mir ein Hindernis, das sich nicht keck überspringen lasse. Ich möge nur Geduld haben, es werde mir ja an Geist und Gelegenheit nicht fehlen, mit anderen Mitteln mir freie Bahn zu machen, als mit einem Handstreich, der alles und nichts wagt.

Das war einleuchtend gesprochen. Und es war wie ein Mädchen gesprochen. Geist und Gelegenheit! Das heißt, der Geist wird die Gelegenheit wohl auch ein bißchen machen müssen. Wie viel gesagt! Aber wie fein!

Ich ließ es mir nicht zweimal gesagt sein. Ich spielte gegen den Marchese das Spiel einer Großmacht gegen einen Kleinstaat. Daß ich ihn tückisch und schnöde gereizt hätte, dürfte ich mir nicht vorwerfen; ich ignorierte ihn bloß. Ich tat, als ob er nicht da sei. Ich beleidigte seine Ansprüche, indem ich die meinigen zeigte. Ich nahm einen Platz ein und überließ es ihm, den Platz mir streitig zu machen. Ich behandelte ihn als einen leeren Raum.

Carola sekundierte mir mit allen Freiheiten ihres Geschlechtes, das ja kein männliches und kein ritterliches. Das Bubengesicht war ganz Bübin. Sie wendete mir tausend Freundlichkeiten zu und quälte den Marchese mit tausend Nadelstichen. Sie war erfindsam in jenen kleinlichen Bos-

heiten, welche die unedelsten und leider auch erlaubtesten Waffen der weiblichen Hände. Im Nu hatte sie es verstanden, meine und des Marchese Stellung zur exponiertesten zu machen und auf die Spitze zu treiben. Der Konflikt war da, der Krieg unvermeidlich.

Der Alte machte seinen Jahren Ehre. Er hatte Geduld. Vielleicht, daß er Ritter wie mich doch schon öfter gesehen, und — wieder verschwinden gesehen. Vielleicht, daß er das Aeffchen grimmiger liebte, als ihm irgendein Mensch ins Herz sah, und alles verschluckte, um nichts zu verderben. Er war oft in Kleinigkeiten angriffsweise, aber just wenn sie es war, konnte er groß und gut sein. Sein Auge rollte in seinem roten Löwengesichte, aber — das Kapricenhändchen durfte ihn zausen und zerren. Er knurrte dazu — mehr warnend als böse.

Aber auch dieses Knurren wurde endlich verhängnisvoll. Eines Abends hatte sie sich besonders auffallend und ungezogen benommen und ihr Betragen noch mit Reden gewürzt, voll des üppigsten Mutwillens gegen das ganze Männervolk. Der Marchese sah und hörte mit steigendem Mißfallen zu, aber die Mama, immer aufmerksam für ihn, meinte die Luft zu verbessern, indem sie ein Pfänderspiel angab. Und jetzt ging's, wie in der alten Tragödie. Wir rannten dem Schicksale zu, just durch das Mittel, ihm zu entrinnen. Dem Marchese passierte, was ihm nie geschehen, er verlor sein Pfand. Beim Pfänderauslösen gab Carola den übrigen leichte, ja angenehme Bußen, ihn aber schikanierte sie mit Poeterei, was ihm notorisch das Verhaßteste war. Sie trug ihm auf, sein Pfand mit einem gereimten Impromptu auszulösen. Der Marchese, stets gewohnt, sich aus der Affäre zu ziehen, besann sich keinen Augenblick, sondern profitierte noch von seiner Buße und knurrte ihr recht anzüglich den Vorwurf der Koketterie zu. Er sagte ihr folgenden Reim ins Gesicht:

Non dono il cor, ne il niego,
Ascolto tutti e con nessun me lego.

Alles wunderte sich über den raschen und treffenden Hieb

eines ſo nicht-poetiſchen Kopfes, denn niemand kannte das Stück, woher ihn der Marcheſe hatte und das zu ſeiner Zeit vielleicht noch geſpielt worden, aber längſt ſchon verſchollen war. Carola war zornig, biß die Lippen und blickte nach Hilfe aus. Aber ſchon war ſie ungeſucht da. Ich, der ich auf „Geiſt und Gelegenheit" angewieſen worden, hatte den Geiſt, dieſe Gelegenheit zu benützen. Laut rief ich in die Gruppe hinein:

Das iſt falſches Spiel, Herr Marcheſe. Sie haben den Reim nicht improviſiert, er iſt ein Plagiat.

Wer darf mir das ſagen?

Der es weiß und kennt.

Was kennen Sie?

Die Originalquelle des Reims.

Und die wäre?

Ein komiſcher Dichter des vorigen Jahrhunderts.

Pah, das kann jeder ſagen. Flauſen!

Keine Flauſen. Der Reim iſt aus Re Teodoro von Caſti.

Verdammter Pedant!

Genugtuung, mein Herr!

Sehr wohl, mein Knabe!

Blitzſchnell hagelte dieſer Dialog hin und her. — Tags darauf kreuzten wir unſere Klingen. Zu meinem eigenen Entſetzen fühlte ich meine Degenſpitze in ſeine Bruſt fahren. Er ſank blutend in die Arme ſeines Sekundanten.

Meine Rittertat war getan! Meine erſte und — letzte.

7.

Der Marcheſe

Am Abend jenes Tages fand ich einen Brief zu Hauſe, der mir von Rom nachgeſchickt worden. Der Brief war von Zuppa. Er kehre früher, als er beabſichtigt, wieder zurück. Er überlaſſe Deutſchland dem Schnee und der Tugend. Es

ſei ein unbewohnbares Land. Aber ein Brüderchen bringe er mit, das er zu Hauſe vorgefunden uſw. Wie hätte ich dieſe Dinge jetzt zu Ende leſen können? Vor meinen Augen flimmerte Blut!

Nein, ich war kein Ritter.

Mein Florentiner Freund kam, um mich abzuholen. Er gratulierte mir im voraus zum heutigen Dank meiner Dame.

Ich hieß ihn vorausgehen, ich habe noch zu tun, ich würde nachkommen. Als er fort war, ſchloß ich die Tür ab und — gab den Abend auf. Dank für blutige Hände! Das klang mir doch allzu — cavalièrement! Mein Freund dachte wohl nur wie alle Kavaliere, denen ein Ehrenhandel mit einigem Aderlaß das tägliche Brot iſt; aber dann war er eben nicht mehr mein Freund! Dann ging mein Weg weitab von ſolchen Geſellſchaftern! Welche Grenzgebirge von Menſch zu Menſch wirft oft ein Wort auf! Ich kam mir auf einmal dem ganzen Kreiſe entfremdet vor. Empörend war der Gedanke, daß Carola ſo unweiblich ſein könne, auf friſcher Tat meinen Degenſtich mit einem Liebeslächeln zu lohnen; aber es disguſtierte mich ſchon, ſie nur in einer Umgebung zu wiſſen, welche ſo von ihr dachte. Nein, ich konnte heute nicht hingehen. Einen ganz andern Weg ſchlug ich ein. Ich brachte dieſen und auch die folgenden Abende bei meinem Verwundeten zu.

Nur abends, wo das Wundfieber zunahm, konnte ich von ſeinem Zuſtande, indem ich ihm meine Sorge widmete, den richtigen Eindruck empfangen. Der Arzt nannte die Wunde nicht gefährlich. Näher beim Herzen und mit mehr Tiefe wäre ſie nicht nur das, ſondern wohl tödlich geweſen. Mein Degenſtich aber ſaß höher im Lungenflügel und dicht am Schulterbein, welches auch die Kraft desſelben guten Teils gebrochen hatte. Der Arzt beſchrieb mir Verlauf und Friſten der Entzündung, des Fiebers, der Eiterung und der ſchließlichen Heilung mathematiſch genau und wußte Geſchichten von Lungendurchbohrungen zu erzählen, die gefährlicher waren und deren Heilung außer Zweifel geſtanden.

Dem Ehrenkoder der Courtoiſie hatten meine erſten Beſuche

genügt. Diese Gelegenheit aber war eine Annäherung. Als ob wir außer dem Luftkreise Carolas neue Menschen wären und uns zum ersten Male kennen lernten, entdeckten wir beiderseits, daß wir uns gefallen können und uns vortrefflich verstehen. Der Marchese, vielleicht von seinem Reichtume verführt, war allerdings ein zaum- und zügelloser Charakter, ganz ins Kraut der Willkür geschossen, bar jedes Begriffes von Schranke, Zucht und Ordnung, aber nicht bar eines natürlichen Verstandes und einzelner edelmütiger Züge. Man sah ihn fast immer richtig denken und verkehrt handeln, mit Intellekt und Wille niemals in Einklang, wohl zeitlebens ein Mensch von einer unglücklichen Hand. Vielleicht freute ihn an mir mein überlegsamer Ordnungssinn, wie mir, dem früh Verschüchterten, seine leichtlebige Zwanglosigkeit imponierte; genug, es gab ein Band zwischen uns, wodurch wir einander rasch zum Bedürfnisse wurden. Ich widmete ihm, wie die Abende, bald auch die Tage und unterhielt ihn, indem ich mich unterhalten ließ, denn der Marchese sprach gern und gut und brauchte vielleicht nichts als einen sympathischen Zuhörer. Seine Stimme und seine Lust und Ausdauer zu sprechen war mir ein großer Trost, nämlich der sicherste Beweis, wie viel ihm die Verwundung erlaubte.

Ich hatte dafür gesorgt, daß Carola wisse, wo ich meine Abende zubringe, und — ich glaube am fünften oder sechsten ging ich endlich selbst wieder hin. Sie hatte sich aber einer Erkältung wegen aus dem Salon zurückgezogen, wie mir unterwegs ein Habitué, der soeben daher kam, mitteilte. Da schrieb ich im nächsten Café ein Billett, bestellte es und kehrte um. So hat mir's ein Zufall erspart, die lächerlichste Rolle noch dicht vor dem Fiasko zu spielen.

Als ich am nächsten Tage nämlich zum Marchese kam, voll guter Gedanken über die vorausgesetzten Erscheinungen, welche die Besserungs-Krisis jetzt einleiten mußten, bot mir der Marchese ein Bild zum Erschrecken. Ich fand seine Züge verzerrt, sein Auge von einem furiösen, aber glasartig erstarrten Ausdrucke, seine Farbe aschfahl, als ob er nicht einiges, sondern alles Blut seines Leibes verloren hätte.

Was war geſchehen? Eine Blutader geborſten? In einer unruhigen Nacht der Verband aufgelöſt und die Wunde gereizt worden? Bei Krankenbeſuchen hat man ſeine Miene beherrſchen gelernt, aber die Ueberraſchung erſchüttert die Herrſchaft. Der Marcheſe las in meinen Mienen und ſchüttelte den Kopf. Er blickte auf den Wärter, der aber zuckte devot die Achſeln und ging, denn die Dienerſchaft war geheißen, vor meinem Beſuche ſich zurückzuziehen. Ich war allein mit dem Marcheſe. Dieſer ſah mich lange und durchdringend an, wie einen, dem Großes bevorſteht. Hierauf langte er unter ſein Kopfkiſſen und gab mir einen geöffneten Brief in die Hand. Ich ſchalte hier ein, wie er ſelbſt dazu gekommen.

Das Briefgeheimnis war in jenen Tagen der Anarchie, des heimlichen und offenen Kampfes zwiſchen Revolution und Reſtauration, nichts weniger als heilig. Faſt unbegrenzt arbeitete zumal in den päpſtlichen Staaten das ſchwarze Kabinett. Und wieder gehörte Bologna, ſoeben in Gärung, zu den ſtreng überwachten Städten, wo jeder ankommende und abgehende Brief ohne Ausnahme geöffnet wurde. Der Direktor des cabinet noir in Bologna war aber einer von den zahlreichen Freunden des Marcheſe und ſo hatte er die ehrliche, allerdings etwas bärenhafte Aufmerkſamkeit gehabt, aus ſeinem Bureau folgenden eröffneten Brief der ewig unbeſonnenen Profeſſorstochter ihm zuſtellen zu laſſen:

Geliebter Grauſamer! Ich ſollte Dir die Augen auskratzen wegen Deiner abſcheulichen Vorwürfe, wenn Du ſie nicht ſo notwendig brauchteſt, — um Deine Vaterfreuden zu ſehen, an denen ich ſeit drei Monaten wahrlich mit allem Ernſte zu arbeiten angefangen. Was ſagſt Du dazu? Schämſt Du Dich nicht, unter dieſen Umſtänden, wo ich mehr als je Dein bin, vernagelter als je an mir zu zweifeln? Ah, mein allerliebſter Pazzorello, wann wirſt Du endlich aufhören, Deinen ewig brennenden Kopf mit allen Dummheiten Italiens anzufüllen? Biſt Du eiferſüchtig auf den alten Geldſack und auf den römiſchen Milchbart, ſo bin ich eiferſüchtig auf jedes alte Weib, dem Du mehr glaubſt als mir. Ja, es iſt

wahr, mein Hühnerhof hat sich endlich auf diese zwei Haupthähne zugespitzt. Und jeder von ihnen wäre einzeln der Mann, uns ein garstiges Feuerwerk anzuzünden, denn es sind gute Partien, wie sie der Vater nur wünschen kann. Aber hast Du das alte Sprichwort vergessen: Wenn zwei sich streiten, so freut sich der Dritte? Und daß sie sich streiten, mit Sporn und Schnabel heftiglichst streiten sollen, dafür laß nur mich sorgen. Ich hoffe ihnen über kurz oder lang die Schädel zusammenzustoßen, daß Du es bis nach Florenz hören und die Splitter noch in den Cascinen auflesen kannst. Das Exempel dürfte dann auch den übrigen guttun und mit all dem faden Volk einen gründlichen Kehraus machen. Alle Flöhe, die Dich jetzt jucken, alte und neue, große und kleine, ich verspreche Dir, Du sollst sie alle loswerden, alle; kein geschorener Pudel wird es so gut haben. Wie neugeboren . . . Ach, das Wort „neugeboren" klingt mir jetzt so eigen! Geliebtes Eselchen! Mach' nur, daß Du bald wiederkommst, denn wir haben Eile und wahrlich mehr zu reden als zu schreiben und mehr zu handeln als zu reden. Bis dahin — Deine getreue, immer verliebte Carola.

Ich sah noch lang auf das Blatt, weil ich mich schämte, aufzublicken. Wie sollten wir zwei uns jetzt in die Augen sehen?!

Der Marchese, beobachtend, daß ich nicht mehr las, sagte: Und der Held dieser Zuschrift ist ein Tenorist dritten Rangs, der hier in Bologna gesungen hat und vom Professor ein- oder zweimal für einen Hauskonzert-Abend engagiert wurde. Ein dummer, häßlicher Kerl und von Sitten roh, wie ein Maultiertreiber. Was sagen Sie?

Schon antwortete ich im Geiste: Ohne unsern blutigen Zwischenfall wäre es lachenswert, denn ich fühle jetzt, daß ich das Aeffchen nie geliebt habe. Ich fürchtete aber, den Marchese, dem ich ja nicht ins Herz sah, zu kränken, abgesehen wie knabenhaft ich selbst erschien, wenn meine Tat ohne Liebe getan war. So besann ich mich besser und sagte: Und doch ist diese Gemeinheit nicht ganz ohne Adel. Ein schlechteres Weib hätte einen von uns geheiratet und just deshalb,

weil Liebschaften wie diese am liebsten unter dem Deckmantel einer Ehe freveln. Das wenigstens tat sie nicht. Die wilde Hummel hat in ihrer Art noch Ehre und betrügt nur, wie es Mädchen für Notwehr halten, um ihre Mädchenfreiheit aus Obsessionen herauszubugsieren.

Ich danke Ihnen für dieses Wort, sagte der Marchese mit großer Wärme und reichte mir die Hand aus dem Bette. Ich danke Ihnen, wiederholte er zwei- oder dreimal und setzte hinzu: Sie sind ein Edelmann! — Daran erkannte ich, daß ich ihn richtig beurteilt. Es tat ihm wohl, Worte zu hören, die seinem Stolze und noch immer — seiner Leidenschaft schmeichelten. Aermster!

Um von meinem Zustande zu sprechen, so hat kein Windregenwetter auf der Heide je so gründlich ein armes Hirtenfeuerchen ausgelöscht, als dieser Brief meine großmütige, ritterliche und am Ende erlogene und zusammenphantasierte Liebe hinwegfegte.

Und doch! Jetzt, erst jetzt fühlte ich mich verwüstet, oder war eine Verwüstung vollendet, wie es nicht auf einmal und nur zum zweiten Male geschehen kann. Wie werden Länder zu Wüsten? Erst verheert sie ein Feind: er haut die Fruchtbäume um, verbrennt die Saaten, zündet die Wälder an. Ihm folgen die Elemente. Dörrender Sonnenbrand, austrocknende Stürme, Blitz und Hagelschlag und der Wolkenbrüche furibunder Ravinenschwall. Sie schinden, schaben und geißeln die Fruchterde selbst hinweg. Das Land ist entfleischt bis aufs kahlste Knochengefels. Jetzt wächst nichts mehr!

So tat mir Carola, das barbarische Elementarweib. Demantina war mir verloren wie ein Ideal, das zu erreichen die Seligkeit ist, dessen Unerreichbarkeit aber fast zu seiner hochgedachten Natur gehört. Sie hätte den liebeglühenden Knaben zu einem Gott erhoben, aber sie hätte ihn zu sich erhoben. Umgekehrt stieg ich zu Carola ein wenig herab, ich hätte sie fast zu mir erhoben. Durchbohrender, als Gnade nicht zu erhalten, ist die Beleidigung, den besten Willen, sie selbst zu erweisen, verhöhnt zu sehen. Carola machte mich

glauben, ihr Glück liege in der Hand meiner Liebe und Ehre, sie sei ein Opfer und ich halte ein Schild über sie, kein geringeres als meine eigene Person. Sie ließ mich das Beste fühlen, was meinem Geschlechte gegeben: die Pflicht des Mannes gegen das Weib, den Schutz, den er ihr schuldig ist. Sie nahm es an, mein männliches Kronjuwel, und — warf's in den Kot! Sie nahm es an, küßte mich dafür und — bohrte mir einen Esel! Begossen mit Scham, schlich ich an den Häusern Bolognas nach Hause. Ich war lächerlich.

Zu Hause erwartete mich — Zuppa. Er hatte einen jungen verwelkten Menschen bei sich, der wie ein durchgefallener Student aussah, welcher ein ausgepfiffener Komödiant geworden und soeben ein falschspielender Croupier werden will. Er nannte ihn Bruder Vincenz, oder, mit seiner welschen Vorliebe, Vincentio und Cencio. Er stellte mich ihm als den Kavalier vor, der etwas für ihn tun werde, „wenn er sich bessern würde". Uebrigens schien ihn der Bruder selbst zu genieren und in unsrer alten Vertraulichkeit irrezumachen, denn er redete mich nicht mehr mit „du", sondern abwechselnd mit „Ihr" und mit „Sie" an. Das brüderliche Pflänzchen war im Verborgenen aufgewachsen, die Mutter schien ihn vor ihrem Sohne Ludwig und beide Kinder zumal wieder vor einem Manne totgeschwiegen zu haben, von dem sie sich lange einbildete, daß er sie heiraten würde. Daher ließ sie den Cencio landstreichen und tat den Lude als Klosterknecht aus. Wer der Vater oder die Väter des Brüderpaares, ist nie bekanntgeworden. Die alternde Mutter, ihrer Jugendtäuschungen quitt, stützte sich jetzt auf Lude; seine italienischen Dukaten machten sie mütterlicher und lockten, wie der Honig die Wespen, plötzlich auch den Bruder Vincenz von seinem ewigen Flirren heim. Das waren Zuppas deutsche Nachrichten, die er mir auf italienisch zum besten gab. Was ich davon überhört, weiß ich nicht, denn wie zerstreut hörte ich zu! Es war ein ungemütliches Wiedersehen. Zuppa fühlte es und empfahl sich verlegen und mutlos. Ich entschuldigte mich und bat ihn für morgen zu Gaste. Wir hätten allerdings zu sprechen und recht viel, aber unter vier Augen.

Am nächsten Tage nun hielten wir wieder ein Mahl in alter brüderlicher Weise und zum Nachtisch erzählte ich ihm — die Geschichte meiner gestrigen Verstörtheit. Innig freute ich mich, daß ihn mein starrer, diesmal so ganz veränderter Ton nicht täuschte. Ich erzählte mit kalter Ruhe, mit historischer, selbstloser Stoffherrschaft; aber er fühlte den verbissenen Schmerz noch lebhafter, als einst den lauten und jammervollen, in meinen blutlosen Worten.

Als ich zu Ende war, schielte er mit einem eigentümlichen Blicke nach mir. Ich bemerkte es und — sagte nichts. Da nickte er stumm vor sich hin. Ich bemerkte es wieder und — sagte nichts. Zuppa schickte hierauf seinen Bruder Cencio mit meinen Empfehlungsbriefen nach Rom, er selbst aber blieb bei mir in Bologna. —

Aveugles mortels que nous sommes! sing Rousseau eine Zeitlang alle seine Briefe an. Blinde Sterbliche, die wir sind! Jawohl, jawohl! Als ich am nächsten Morgen zum Marchese ging, präparierte ich mich, wie auf ein Kollegium. Wer sonst als Carola konnte den tiefgetroffenen, verwundeten Mann jetzt und noch lange beschäftigen? Auf diesem Thema voll glühender Kohlen zu wandeln, ohne ihm wehe zu tun, suchte ich jedes seiner Worte vorauszusehen, und, weil ich's schon einmal so gut getroffen, jede meiner Antworten seinem Herzensbedürfnisse anzupassen. Blinde Sterbliche, die wir sind! Sah ich das Zeichen nicht, das heute am Horizonte stand? Von welch anderen Dingen sollte die Rede sein! Wie ahnungslos ging ich ihnen entgegen!

Der Marchese sah übel aus, hatte schlecht geschlafen, schimpfte auf den Doktor, auf die Bedienung, auf das Klima, verklagte die ganze Welt. Mit welcher Selbstanklage sollte ich, der Urheber all dieses Ungemachs, seine Leiden ansehen! Mit aufrichtigem Mitgefühl brach ich in die Worte aus: Das tut mir ja leid, Herr Markgraf, daß unser Renkontre Sie mit so lästigen Folgen plagt. Und fast vorwurfsvoll setzte ich hinzu: Aber wer hätte auch denken können, daß ein Fechter wie Sie meine elende Finte nicht parieren würde!

Sei'n Sie ganz ruhig, antwortete er, Ihre falsche Terz

war auch wirklich unschuldig. Aber Ihr Auge hatte einen Blick dabei, — ein Strahl entblitzte ihm plötzlich — das war Ihr Degenstich. Ich geriet außer Fassung. Eine Geisterhand schlug mich. Ah, mein Lieber, was für Naturspiele gibt es! Ihr Auge brach sich in einem Lichte, — als ob Sie es einem toten Weibe aus dem Grabe gestohlen hätten! Und nun fuhr er im Plauderton fort: Ihre Mutter muß eine schöne Frau sein, mein Freund.

Ich lächelte trüb-ironisch. In unserm westfälischen Winkel wüßte ich den ganzen Schlag nicht zu loben. Aber speziell die Frau, die an der äußersten Altersgrenze der Mütterlichkeit meine Mutter geworden, kann wohl niemals schön gewesen sein. Eher das Gegenteil.

Aber, Bester, wie sprechen Sie denn? In unserm westfälischen Winkel. Sie sind ja ein Römer!

Naturalisiert, Herr Marchese.

Und zwar vortrefflich. Sie sind wohl schon in den Windeln verpflanzt worden?

Nichts weniger. Ich war ein Range von dreizehn, nein, schon im vierzehnten . . .

Im vierzehnten! Und aus Westfalen! Gott und alle Heiligen! Es wird doch . . . Wer, wer . . . wie heißt der Mann, den Sie als Ihren Vater kennen?

Konrad Folk, Domänenpächter in der Nähe von . . .

Amadé, mein Sohn! mein Sohn!

Der Marchese sprang wie ein Löwe aus dem Bette, schwang mich in die Lüfte, wie einen Neugeborenen, kam außer Atem, keuchte, schluchzte, warf mich aufs Bett und sich über mich, brüllte Freudenschreie, daß die ganze Dienerschaft hereinstürzte. Hinaus, Volk! donnerte er, er gehört mir allein! Mein Kind, mein Kind ist da, mein Sohn ist gefunden! und nun brach er in Tränenströme aus, weinte, küßte und zauste in mein Gesicht und meine Locken hinein und lachte wie ein wahnsinnig Wiehernder: das sind die Küsse deiner Mutter — jetzt küßt dich dein Vater, mein Bübchen, — Olivia, weide dich, küss' ihn, küss' ihn, — laß, jetzt komm' i ch wieder dran . . . Aber ich kann die Raserei

unmöglich nachschreiben. All der geheiligte, tugendgewordene Eltern-Egoismus, der im Kinde sich selbst vergöttert, die ganze Vater- und Muttergier von zweiundzwanzig versäumten Jahren, — ja, auch die Muttergier, denn im Geiste hat er fortwährend ein Weib, das tot war, auf meine Lippen zu Gaste, — kaum hab' ich's erlebt, denn es kam wie ein Schwall aus zerrissenen Dämmen über mich. Die Besinnung verließ mich. Nur darauf besinne ich mich: auch ich weinte zuletzt, aber bitterste Schmerzenstränen. So bin ich zu Hause nicht geküßt worden! Ich fühlte: mein Leben war um seine ganze Menschlichkeit betrogen, — ich hatte keine Eltern! ich war kein Kind!

Es dauerte lange, — Stunden vergingen, fast der ganze Tag, bis der Marchese so ruhig wurde, zu diesem sturmvollen Augenblick die Vorgeschichte zu erzählen.

Er erzählte folgendes:

Ich habe deine Mutter geliebt — wie ein Hungriger das Mahl, wie ein Blutegel das Blut: mit aller Kraft meiner Begierden. Ich hätte sie vielleicht lieben sollen — wie eine Blume im Ziergarten. Meine Leidenschaft war ihr zu stark. Sie nannte sie herrisch, tyrannisch, drückend. Dein Dasein ist deiner Mutter fast abgerungen. Deine Mutter hat mir dein Dasein nie verziehen; du wurdest kein Bindeglied zwischen uns, eher eine Scheidewand. Dich vergötterte deine Mutter, du warst ihr Himmel auf Erden. Alles, was weiblich-schön und gut in ihr war, wurde Mutterliebe, nicht Gattenliebe. Sie nahm dich an wie eine Lossprechung von der Sünde, ich aber schien ihr die fortgesetzte Sünde. Es sagt sich zum Lachen oder zum Verzweifeln: teilhaftig ihrer letzten Gunst, wie man es nennt, rang ich vergebens um ihre Gunst! Es war eine Liebe wie ein Kreuzweg: das Zusammentreffen fast nur ein Punkt, alles übrige eine Flucht der Linien. Wir waren uns allzu unähnlich. Olivia war ein englisches Mädchen von jener zarten, aber überspannten Gemütsart, wie es die Engländer selbst, und sie zuerst, sentimental genannt haben. Eine weiche, schwärmerische Mondscheinseele, ein Tautropfen für einen Poeten. In der

Liebe liebte ſie Girren und Koſen, ſie wollte mit Schmachten verehrt, mit Samthänden angefaßt, mit Harfen und Flöten umſäuſelt ſein. Feuer in der Liebe, Wildheit und Ungeſtüm vertrug ſie nicht. Wer dieſes Lämmchen lenken wollte, mußte es mit Roſen- und Lilienſtab tun, nicht mit Zügel und Sporen. Meine feſte Hand war ihr bloß eine ſchwere Hand. Es fehlte ihr zwar ſelbſt nicht an Feſtigkeit, aber das war kein verwandter Zug, womit ſie mir gerecht werden und mich verſtehen konnte, ſondern unglücklicherweiſe ein kleines trotziges Etwas von engliſchem Freiheitsſinn, der ſich gegen mein ſtärkeres Geſchlecht auflehnte; von engliſchem Nationalſtolz, der den foreigner ſtets ein bißchen zu verachten bereit iſt. Und ſchließlich hatte ich nicht einmal materielle Vorteile über ſie, denn ſie beſaß ein unabhängiges Vermögen und ſtand ganz frei in der Welt, nachdem ſie einen alten Onkel, der noch bei Bunkershill mitgekämpft, in Fraskati begraben hatte. Nicht einmal Familienrückſichten nötigten ſie, ihrem Kinde einen Vater zu geben. Wenn ich ihr Kammermädchen recht ausgehorcht habe, ſo dachte ſie, in der Rolle einer Witwe, angeblich aus Indien, abwechſelnd die Schweiz und Südfrankreich zu bewohnen und ſich ganz deiner Erziehung oder Vergötterung zu widmen. Sie verlangte nicht Gattin, nicht meine Gattin zu werden. Ich warb völlig hoffnungslos — um die Mutter meines Sohnes!

In ſolchen Fällen pflegt ein Prozeß um das Kind nicht ſelten ein erfolgreiches Zwangsmittel gegen die Mutter zu ſein. Aber unſre Jurisdiktion — ſie engliſch, ich römiſch — wäre eine gemiſchte, alſo ſchwerfällige geweſen, und die ganze Schreiberei widerſtrebte meiner gewalttätigen Heftigkeit. Ich handelte in meinem Charakter.

Ein deutſcher Geologe war in den Apenninen verunglückt und ſein Famulus wurde mein Büchſenſpanner. Konrad Folk war ein Geſchöpf ſeiner ſelbſt, hatte ohne Schulwiſſen hübſche Kenntniſſe in Botanik, Mineralogie, Berg- und Forſtweſen, aber mehr als alles Eigenſchaften, die ich vortrefflich und zwar ſofort zu verwerten wußte: Entſchloſſenheit, Verſchwiegenheit, goldtreue Ergebenheit im Herren-

dienſte. Mein Werk erfand ſich von ſelbſt durch das taugliche Werkzeug, das zur Hand war.

Ich entführte dich. Weit weg von Italien führte ich dich, tief nach Deutſchland hinein, und verbarg dich bei Konrad Folk, der jenſeits des Weſterwaldes zu Hauſe war. Mit einem kleinen Kinde und auf täuſchenden Umwegen dauerte dieſe Reiſe vierzehn Tage. Nur um ſo zufriedener flog ich mit unterlegten Pferden zu Olivien zurück. Je länger, um ſo mürber wird ſie geworden ſein, hofft' ich mit Zuverſicht, und zweifelte keinen Augenblick, eine reife Frucht zu pflücken.

Die Frucht meiner Tat war folgende. Die verzweifelte Mutter hatte am erſten Tage wie eine Wahnſinnige geraſt, am zweiten verfiel ſie in Erſtarrung, verſagte Nahrung, Sprache, Mitteilung; am dritten fiſchte man aus dem Fucinerſee ihre Leiche!

Da ſchrieb ich an Folk, er möge dich behalten. Ich überwies ihm eine Summe, womit er ſich einrichtete und einen Domänenwald pachtete. Sofort beweibte er ſich auch mit einem jungen hübſchen Mädchen, das ihm aber ſamt ihrem Kinde ſchon im erſten Wochenbette ſtarb. Sie hatte eine Schweſter mit ins Haus gebracht, weder jung, noch hübſch, dagegen ausgezeichnet gewandt, einem Manne ſich unentbehrlich zu machen. Dieſe ſeine Schwägerin ehelichte Folk, und das iſt nun deine Mutter — an der äußerſten Altersgrenze der Mütterlichkeit und niemals ſchön, wie du mit Recht geſagt haſt.

Unter meinen Liebſchaften war erſt nach einer Reihe von Jahren wieder eine Liebe. Eine frommerzogene Dame aus ſlawiſchem Blute, Witwe und Mutter eines ſechsjährigen Söhnchens, war die angebetete Frau, die ich leidenſchaftlich um ihre Hand beſtürmte. Ich hatte Glück, ich war in einem ganz andern Elemente mit ihr als mit der Engländerin, und mit Tränen in den Augen ſeufzte ſie ſelbſt — daß wir kein Paar werden könnten. Warum? Nach langem Widerſtand rückte ſie mit der allerliebſten Kaprice heraus, wenn ſie noch einmal heirate, ſo würde ſie nur wieder einen Witwer mit einem Kinde heiraten. Sie wollte ſeine Groß-

mut, Stiefvater zu ſein, wettmachen, indem ſie Stiefmutter würde. Nur ſo könne die Partie ſich ausgleichen und Argwohn und Eiferſucht vermieden werden. Wer war glücklicher als ich! Mit Entzücken bekannte ich ihr mein vierzehnjähriges Söhnchen, mit dem ich ihr nächſtens zu Füßen liegen würde. Sofort ſchrieb ich an Konrad Folk, dich mir zu ſchicken. Er ſchickte mir nichts als die Nachricht: aus einem brennenden Kloſter ſeien zwei Kloſterſchüler verſchwunden; man wiſſe nicht, wohin. Einer der beiden aber war — mein Sohn! In den damaligen Kriegszeiten, wo ſich ſo mancher Knabe zur Trommel verlief, die Länder bald Freund, bald Feind waren und alle Gegenſeitigkeit des Polizeidienſtes ſtockte, blieben meine eifrigſten Nachforſchungen leider fruchtlos. Meine Geliebte aber ſagte: Wir ſind einander nicht beſtimmt; es iſt ein Fingerzeig Gottes. Dabei blieb ſie und war nicht mehr zu beugen. O dieſe Zartgewebten! Das weichſte Herzchen ſetzt noch ſein härteſtes Köpfchen auf.

Von jenem Augenblicke an floh ich alles, was wie ein Herz ausſah, und empfand ein erbittertes Grauen vor den perfiden Untiefen der gebildeten Schönſeligkeit. Nichts, was durch Kunſt und Erziehung ging, Natur an der Quelle! Derbes, ſinnliches Naturleben, das frank und frei loslegt, von heut auf morgen nichts übrigläßt und alles, was da iſt, im erſten Wurf darſtellt! Ich ſuchte das grobe, aber tüchtige Korn der Weiblichkeit, an dem die Verfeinerung abprallt, die Fackelpracht einer Lebensflamme, die auch von unedlen Stoffen brennt, und, gleich der Pechfackel, nur um ſo ſchöner; kurz, das Weib, das weiter nichts als ihr Blut hat und weiß, wozu ſie es hat. Aber freilich — ſchloß der Marcheſe wegwerfend-zyniſch — aber freilich ſucht dieſes Tier-Weib dann wieder das Mann-Vieh!

Wir wußten, an wen wir dachten, aber der Name Carola wurde nicht mehr genannt. Mit ſtillſchweigender Einigkeit vermieden ihn unſere Geſpräche.

Eitle Mühe! Bald ſprach man von nichts anderm mehr. Die Dachziegel und Fenſterſcheiben ſchienen mitzuſprechen, ſo laut wurde es in ganz Bologna von ihrem Namen.

Eines Tages strömte alles, was Beine oder Krücken hatte, dem Foyer des Theaters zu — einen Kunstsalon gab es nicht — und drängte sich vor ein Bild, das dort ausgestellt war, betitelt: Diana entdeckt die Schwangerschaft der Nymphe Kalipso. Die Szene war eine Badestelle an einem Bach in einer wilden Felsgegend. Diana bloß eine obere Gesichtshälfte, in perspektivischem Dunkel aus Laubschatten vorlugend. Das ganze Beiwerk überhaupt wieder Skizze und leichttuschierte, flüchtige Andeutung. Man mußte es fast suchen. Den vollen Schlag des Effektes führte die Haupt- und Mittelfigur, das Solostück: Kalipso. Eine lebensgroße Nacktheit, glänzend beleuchtet, glänzend durchgeführt, von einem Detail wie ein Rechenschaftsbericht und mit großer Kunst der Schattierung zu einem fast plastischen Rund modelliert. Der stämmig-untersetzte Leib, der trotzig-kurze Nacken, das kecke Bubengesicht, das pikante Affengesicht, — es war wie mit einem Aufschrei von Naturwahrheit: Carola! Die drei Monate ihres Briefes füllten mit dezenter Schalkhaftigkeit eine Kontur, als ob der Künstler außer seiner eigenen Kunstweisheit — die weiseste der „weisen" Frauen konsultiert hätte. Es war eine aufwiehernde Lache von sanglanter Malersatire!

Die Sensation war noch größer als weiland in Rom, denn Bologna war kleiner, an Künstlertreiben und Geniestreiche weniger gewöhnt, die Umstände der Heldin aber — interessanter!

Carola war in Bologna sozial hingerichtet. Sie entfloh zu ihrem Sänger und nicht mit leeren Händen, denn sehr praktisch und gleichsam vorahnend hatte sie für ihr Modellstehen tausend Zechinen genommen, welche Zuppa von den Wechseln, die ich ihm unter sein Kuvert gelegt, zahlen konnte.

Das Bild wurde, schon des geachteten Vaters wegen, bald wieder entfernt, aber von allen „Kunstfreunden" Bolognas heftig begehrt. Am leidenschaftlichsten begehrte es und den höchsten Preis zahlte dafür — der Marchese. Dieser unbändige Mann versagte sich keine seiner Passionen. Er bediente sich des Kavalierrechtes zynischer Ungeniertheit in der er-

ſtaunlichſten Ellenbogenweite. Er ſtellte das Bild in ſeinem Zimmer auf und rückte ſich's in ſeinen beſten Geſichtswinkel. Da ſtand ſie, die Nymphe Kalipſo, zwiſchen Vater und Sohn die Dritte! Ich mußte ihm von meinem brennenden Kloſter erzählen, erzählte ihm meine italieniſchen Kindesahnungen; er ſprach noch mehreres von meiner Mutter, der unglücklichen Ophelia des Fucinerſees, die tiefſten Herzenstöne erklangen, eine Träne quoll oft dazwiſchen — und das alles unter den Augen der Nymphe Kalipſo! Da ſtand ſie, die bloßgeſtellte Frivolität ihres Geſchlechtes, dem alten, unglücklichen Manne zur gemalten Gefährtin ſeines Krankenbettes, — ſeines Totenbettes.

Ja, ſeines Totenbettes! Dahin kam es! Am Arzte und ſeinen Vorherſagen war nicht zu zweifeln, aber das geſchah wider die Wiſſenſchaft. Carolas Brief und der Fund ſeines Sohnes hatten die feinſte Rechnung zerriſſen. Er ſollte Aufregungen meiden und er gab ſich ihnen rückſichtslos hin. Sein Blut ſollte ruhig pulſieren und er ließ es in Grimm und Freude zügellos ſtürmen. Jede Empfindung war ihm Genuß, nichts wirklich Lebendiges verſagte ſich dieſer üppiggewöhnte Charakter.

Seinen Tod dagegen ertrug er wieder als Weiſer. Ja, ſelbſt die Poeſie, die er zeitlebens gehaßt hatte, fand er an ſeinem Tode heraus. Mein Tod iſt wunderſchön komponiert, ſagte er am Morgen ſeines Sterbetages. Zwei Männer, im Kampfe um ein Weib, welche unbekannterweiſe Vater und Sohn ſind. Der unbekannte Sohn trifft den unbekannten Vater und trifft ihn mit dem Blicke einer nie gekannten Mutter, deren Tod er zu rächen hat. Den Tod, den ich ihr gegeben, gibt ſie auch mir und gibt ihn mir durch das Kind, das ich ihr entriſſen. Wahrlich, ich bin ſinnreich bedient. Man kann nicht folgerichtiger ſterben.

Am Abende dieſes Tages lag er tot in meinen Armen.

Ich war ein Vatermörder!

In jener Nacht habe ich beten gelernt. Ich habe es ſeitdem nie mehr verlernen können.

8.

Zur Neige

Ich war Marcheſe Santafiore. Von der Kurie die nötigen Dispenſe und Lizenzen zu erwerben, den natürlichen Sohn rechtmäßig zu machen, entfernte Aſpiranten abzufinden, mich zum Haupterben ſeines unermeßlichen Vermögens einzuſetzen, das waren die Lieblingsgeſchäfte meines Vaters, die er in den letzten Tagen ſeines Krankenlagers mit gewohntem Willenseifer verfolgte. Feierliche, ja heilige Akte wurden notwendig und ſie alle handelten — vor dem unverhängten Bilde der Nymphe Kalipſo. Welch eine wohlgenährte Sinnlichkeit!

Aber bin ich nicht ſein Sohn? Ach, ich bin es nur allzu ſehr! Die ſtarkbelebte Sinnlichkeit meines Vaters, verdünnt mit dem Geiſterhauch meiner ſeelentiefen Mutter, das iſt mein ganzes Ich. Eine gewagte, faſt unmögliche Miſchung! Ich würde mich ſelbſt nicht verſtehen, hätte ich meine Eltern nicht kennen gelernt. Sie haben mir Gegenſätze vererbt, welche mehr als das, welche Widerſprüche ſind.

Wie ich ſie durchs Leben getragen, liegt nun vor.

Einen Mann macht ſein Verhältnis zum Weibe. Er ſteht und fällt damit. Verſagt ihm das Wort, das den Zauber der Weiblichkeit löſt und an ihn bannt, ſo ſtürzt ihn die Sphinx in den Abgrund. Als ich in den Abgrund fuhr, da variiert' ich den Mythus, denn ich zerrte die Sphinx mit mir. Meine Galerie iſt die ſchlechte Ausſprache meines Zauberworts. Ich entriß der Schönheit die Form, ich ſtahl ſie dem Weibe meuchlings.

Aber ignoriert wollte ich die Seele doch auch nicht haben. Ich mußte mich necken mit ihr. Sie hatte mir wehe getan und ich wollte ihr wieder wehe tun. So hetzte ich meinen Zuppa auf ſie. War es denn nicht auch eine ſeeliſche Tatſache, wie meinem Maler die Körper ſich auslieferten? Wie er die See-

len quälte, um ihren Leib zu bezwingen? Denn nicht gemietete Modellſteherinnen ließ ich mir malen, ſondern Mädchen und Frauen der ſogenannten guten Geſellſchaft. Ja, wo möglich berühmte Tugenden. War ich doch reich! O des Viperngedankens: die Keuſchheiten und ihre Preiſe! Ja, ja, ich fuhr fort, mich an dem Geſchlechte zu rächen. O des Viperngedankens in Damenzirkeln der feinſten Welt: dich ſeh' ich wohl durch die Augen meines Malers! Und warum meines Malers? Die leichteſte Vorrichtung in ſeinem Studio — und gegönnt war mir das Ovidiſche: „conscia lumina feci!"

Die Frommen ſelbſt ebneten dieſen Unfrömmigkeiten den Weg. Zuppa war in Rom wieder möglich. Die Sanfediſten hatten die Parole ausgegeben, die Aehnlichkeit der Rorane und der Demantina zu leugnen. Wieder eine Weile und ſie leugneten das Bild ſelbſt. Ein ſolches ſei niemals ausgeſtellt geweſen. Die Sage führe ſich auf ein Parteimanöver der Bonapartiſten zurück, glücklicherweiſe ein plumpes und leicht durchſchaubares! Kurz, wenn die Geſchichte aus zwei Teilen beſteht: aus dem allgemein gelogenen Unwahren und aus dem allgemein verleugneten Wahren, ſo ſahen wir hier einen Muſterfall von Geſchichtsbildung!

Wir profitierten davon. Wir bekamen nur um ſo freiere Hand. Wie Ludwig XI. mit ſeinem Gevatter Henker, durchſtreifte ich mit meinem Zuppa die beau monde und bezeichnete ihm bald dieſes, bald jenes Haupt, das ich zum Opfer begehrte. Mein Werk erfand ſich von ſelbſt durch das taugliche Werkzeug, das zur Hand war, — hatte mein Vater geſagt. Ein ſolches Werkzeug war mir auch Zuppa. Es traf alles zuſammen, dem verführeriſchen Zufall die höchſte Vollkommenheit zu verleihen. Zuppa war als Nacktmaler ein Naturwunder, daher das Werkzeug ſchon in erſter Vorbedingung das tauglichſte. Vollends unſchätzbar aber machte ihn mir ein zweiter Charakterzug ſeiner Natur. Er war ſo ſehr Kind des Augenblicks und des ſinnlich Unmittelbaren, daß er für jene große Abſtraktion, welche wir Ruf und Ruhm nennen, keinen Sinn hatte. Mein Dienſt unterſchlug ihm die

öffentliche Anerkennung seines Genies, denn es war ja ein Geheimdienst. Durch das seltsamste Naturspiel von der Welt war ihm aber das ganz recht. Ihm selbst machten die tausend kleinen und freilich pikanten Abenteuer unsers Geheimtreibens so entschiedenen Spaß, daß er sich in die Schliche und Dunkelheiten dieser Privatliebhaberei wie ein Käfer in die Blume einwühlen konnte, aber törichter als ein Käfer, den Luftraum der Oeffentlichkeit, das Element jedes Künstlers, völlig vergaß. Um ihn als Freund und nicht als Diener zu halten, honorierte ich ihn nicht im einzelnen, sondern gab ihm ein für allemal eine Million, und da fühlte er sich hochbeglückt, ohne zu bedenken, daß ihm die öffentliche Ausübung seiner Kunst ein ähnliches Vermögen, aber den Ruhm noch dazu eintragen konnte. Eine zweite Million gab ich ihm gern, als er zu meinem Schrecken eines Tags heiraten wollte. Ein Geheimnis wie das unsrige vertrug keine Frauenzunge zwischen uns beiden. Ich kaufte ihm seine Heiratslust ab und schüchterte ihn durch einen feierlichen Eid ein, sein Leben ehelos zu führen. Diesen Eid hat er formell zwar gebrochen, denn noch spät ging er eine heimliche Ehe ein; inzwischen übte er doch besser Verschwiegenheit, als es bei seinem grundlosen Leichtsinn zu hoffen war. Weder sein Weib noch seine zahllosen extremen Liebschaften sind ihm je gefährlich geworden. Dagegen wurde es ihm mit zunehmenden Jahren Bedürfnis, — denn jedes unnatürlich Verschlossene sucht sein Ventil, — in der Unterhaltung mit gescheiten und lebhaften Männern, zumal Fremden, als Künstler und Lebemann sich zu genügen. Ich erfuhr manches davon und war nicht ohne Sorge, sah es ihm aber nach, so gut es ging.

Hatte die Gefahr, die ich von seiner Seite fürchtete, doch angefangen, schon näher auf der meinigen zu liegen. Immer unmöglicher wurde es mir, den jährlich wachsenden Schatz meiner gymnoplastischen Tableaus in Rom selbst zu sekretieren. Ich mußte mich entschließen, sie von mir zu tun. Nachdem die erste Begier dieses Genusses gestillt war, konnte ich es wohl auch. Ich brachte sie nach Oberitalien in eine unbesucht-einsame Flußniederung, wo ich unter den Erbgütern

meines Vaters einen alten, in den Zeiten der Kondottieri als Kastell befestigten Meierhof besaß. Zum Kastellan erkor ich mir Zuppas Bruder Cencio, der sich zu diesem Hehleramte allein tauglich erwies, — in allen ehrbaren Verhältnissen ein unverbesserlicher Taugenichts! Sicherer genoß ich dort meiner Geheimnisse, wenn auch seltener; — aber kaum war es selten, denn oft genug passierte ich das Kastell, indem mich meine kirchenpolitischen Reisen bald zum Vizekönig in Mailand, bald zum König in Turin, oder über die Alpen an die rheinischen und westfälischen Bischofskurien führten. Ja, ich diente der Kirche, die ich verabscheute, ich diente ihr um der Süßigkeit der Religion willen. Aber ich diente ihr in meiner selbständigen, versöhnlichen Weise, die mitten unter unvernünftig-extremer Parteiung viel Spott, viel Undank und doch — viel stilles anonymes Verdienst sich erwarb. Ich verabscheute die Kirche und diente ihr, ich fluchte dem schönen Geschlechte und entführte es in meine Schönheitsgalerie — mein Schicksal war ein Leben in Brüchen!

Und doch schien der barmherzige Gott auch mir die Einheit senden zu wollen, aber der Engel, sein Sendbote, bestellte sie mit einer unglücklichen Hand. Ach, es fehlt den besten Monarchen oft an Vollzugsorganen!

An der Schwelle meiner verschlossenen Türe lag eine Jungfrau auf ihren Knien und erflehte von Gott meine Zurückkunft. Drei Tage weinte und betete sie und kam immer vor die Türe und fand sie immer verschlossen. Da ergab sie sich am vierten „in den höheren Ratschluß" und übergab sich dem ungeliebten Manne — Ascanio Caradossa. Das Mädchen war — Dezia.

Sieben Jahre diente der Patriarch um sein erstes, sieben um sein zweites Weib. Der unglückliche Conte, nicht verschmerzend den Stachel seiner vergifteten Liebe, hatte vergebens Länder und Meere durchreist und kehrte nach Jahren zu Demantinen zurück, deren Aufenthalt er mühsam erforscht. An der Schwelle der Mutter empfing ihn, zwölfjährig, die Tochter. Er stand und staunte. Er sagte nichts und wartete zwei Jahre. Dann begehrte er sie zum Weibe. Noch

schützte sie ihre Jugend. Er wartete wieder zwei Jahre. Da schützte sie — nichts mehr. Sechzehnjährig, war sie an Pracht und Reizen zum Naturwunder des üppigen Südens aufgeblüht. Demantina selbst unterstützte den Freier. Sie schien die Gewissensschuld eigener koketter Unnahbarkeit zu fühlen und zu bereuen, sie sehnte sich nach dem Kloster und wünschte Pflichten und Sorgen der Mutter abzutun. Genug, sie bedrängte die Tochter. Sie aber, die kleine Dezia — trug m i c h im Herzen. Sie hatte den Knaben-Jüngling nicht vergessen, der ihre Kindheit auf den Knien geschaukelt. Geliebter Mann, rette mich vor dem ungeliebten und nimm hin, was dein ist! So flog sie nach Rom — und ich war fort! Fort auf der Transportreise meiner raccolta pornographica. Ich hatte andere Sorgen. Ich versorgte jene Bilder — welche ihr Geschlecht beleidigten. Der Augenblick war dahin. Auch mich hat das Glück gesucht und nicht gefunden! Der Augenblick war dahin.

Das alles weiß ich erst seit vier Jahren, seit Dezia Witwe. Die Frau mit den Silberfäden im Haare sprach mir von ihrer Jugendliebe — aus dem Grabe der Vergangenheit heraus. Jetzt ist sie fünfzigjährig. Zwei kleine Mädchen spielen um mich, ihre Enkelinnen. Die Urenkelinnen der Demantina! Wahrlich, es ist Zeit, daß ich gehe. Noch bin ich selbst kaum ein mittlerer Sechziger, aber es ist Zeit. Die Urenkelinnen der Demantina!

Ich eile zum Schlusse.

Auf meiner letzten Reise nach Deutschland besuchte ich einen Kupferstecher, einen jener Künstler, welche von der Reklame nicht, aber von den Kennern eifrig einander genannt werden. Der Mann legte mir in der Tat köstliche Blätter vor, eigene und fremde Arbeiten und die letzteren neidlos neben den ersteren. Dabei unterstützte den vereinsamten und im Fremdenverkehr ein wenig linkischen Künstler mit allerliebster Gewandtheit sein Töchterchen, ein feines und auffallend schönes Mädchen. Aber ich stutzte einigermaßen, wie ihr die Nymphen und Faune, die Mänaden und Bacchanten, wie ihr die mancherlei Badenden und Lüsternen durch die Hand gin-

gen, als ob es die unschuldigsten Dinge wären, die ein junges Mädchen sehen und in Gesellschaft sehen dürfe.

Als nun der Vater einem Neuangemeldeten ins Empfangzimmer entgegentrat, versuchte ich die Jungfrau. Ich legte ihr einen Stich vor, eine Eva vor dem Sündenfall und ohne Feigenblatt, und fragte sie dreist: Würden Sie sich auch so malen lassen können? Sie antwortete ohne Ziererei: Wenn es mein Vater verlangte, ja; aber ein Vater verlangt es nicht. Ich fuhr fort: Das käme auf die Probe an. Ich könnte Sie mir bestellen — als eine Hebe, Psyche, Grazie, oder als eine Eva, wie diese da, und Ihrem Vater eine schwere Summe dafür bieten, denn ich bin ein reicher Mann. Was sagen Sie dazu? — Aber warum denn just mich? antwortete sie unerschütterlich harmlos. Alle diese Stoffe haben wir ja schon und wohl recht schön; die Hebe von Canova, die capuanische Psyche, mehr als eine klassische Eva ...

Da erschien der Vater mit dem angemeldeten Kunstfreunde, welcher ein noch jüngerer Mann war. Und jetzt entfernte sich das Mädchen.

Was hatte ich gesehen? Naivität? Koketterie? Phlegma der Gewohnheit? Warum hielt sie mir stand und entfernte sich erst, als sie einen Jüngeren eintreten sah? War ich schon ein Neutrum? Vielleicht verdroß mich das nicht am wenigsten und reizte mich unbewußt zu einer Rache. Ich telegraphierte an Zuppa. —

Im römischen Hippodrom tauchte vor kurzem die Kunstreiterin Selina auf, eine Schönheit, von der man in Zeitungen und Gesellschaften bis zum Ueberdrusse hören mußte. Hören! Ich war der Mann, sie zu *sehen*! Das Abenteuer aber wurde pikanter, als die Viveurs, vielleicht auch die feineren Reklamemacher, den Ruf ihrer Sprödigkeit verbreiteten. Eine spröde Kunstreiterin! Ich war der Mann, sie zu versuchen. Ich hetzte meinen Zuppa auf sie.

Fast hetzte ich mich selbst, denn meine Manie war nicht mehr die alte. Unglücklicherweise schärfte den stumpfgewordenen Sporn ein Umstand, der für mich entscheidend wurde. Die Zeitungen verbreiteten biographische Notizen über ihre

Tagesheldin, und ſiehe da, Selina war eine Tochter der Carola! Dieſes zügelloſe Mädchen hatte nach ihrer Flucht aus Bologna ihren Sänger geheiratet, dem ſie die tauſend Zechinen ihrer exposition naturelle zubrachte. Sie verſuchten damit die Entrepriſe einer kleinen Operngeſellſchaft, führten hierauf mit abwechſelndem Glücke, bald im Flor bald bankerott, ein wanderndes Theaterleben und kamen zuletzt, da die Tendenz doch nach abwärts ging, beim Puppentheater an. Aber ſelbſt da noch war der Kobold in ihr ſo übermächtig, daß ſie z. B. ihre ſämtlichen Marionetten auf die berühmteſten Namen taufte, welche ihren und ihres Vaters weiland ſo glänzenden Hof in Bologna verherrlicht. Das Publikum ſah mit Verwunderung die Elite Italiens, ja Europas an ihren Drähten zappeln, was dem unbändigen Weibe mitten in Not und Sorgen den tollſten Spaß machte. Dabei gebar ſie ihrem Manne nicht weniger als vierzehn Kinder und das mütterliche sang riche ſtattete noch das letzte Kind ihres Alters, die Kunſtreiterin Selina, zu einer gefeierten Schönheit aus. Welche Wirkung auf meine Phantaſie! In meiner Schönheitsgalerie eine Mutter und Tochter zugleich zu beſitzen, wäre ein Unikum derſelben, wäre ein würdiger Abſchluß des Ganzen geweſen. Noch einmal kommandierte ich meinen Zuppa. Sie ſollte die Letzte ſein.

Sie w a r die Letzte!

Zuppa iſt ermordet! Ich wußte es, daß wir auf einer Schwertſchneide wandelten, ich und er; aber — nichts iſt dem Sommer gemeiner als die Blitze und nichts iſt zerſchmetternder als ein einſchlagender Blitzſtrahl. Ich fühle mein Gericht! — Es war ein ehrbarer Rachemord, die Umſtände werden gar nicht verſchwiegen, man nennt laut ſeinen Mörder. Ich nenne ihn bei mir im ſtillen. Sein Mörder bin ich. Ueber mich kommt ſein Blut!

Ein Zettel iſt mir zugeſtellt worden, mit ſeinem Siegel und mit der Aufſchrift ſeiner Hand: „Dem Marcheſe Santafiore nach meinem Tode zu übergeben.“ Der Zettel enthält nichts als die Worte: „Die Tochter des Kupferſtechers iſt unecht. Mein einziges Falſifikat. Verzeihung dem Toten.“ Welch

ein Gewiſſen, das rühren könnte, wäre es in einer guten Sache betätigt!

Dieſer Zettel liegt bei. Ich beichte dem Manne, deſſen Brautglück ich zugrunde gerichtet, aber jede Beichte heiſcht zweierlei: Geſinnung und Werke. Möge der Zettel noch wirken können!

Sie war ein Falſifikat! Und Selina war noch weniger als das. So viele Frevel haben wir ſtraflos vollbracht, aber die zwei einzigen, die wir verſucht und nicht vollbracht haben, richten uns hin. Mein Vater rühmte die ſinnreiche Gerechtigkeit ſeines Todes. Ueberbiet' ich ihn noch?

Meine Hand wird immer unſicherer. Ich ſchließe. Es iſt ein ernſter Moment, das Leben zu verlaſſen, ein ernſterer, es ſo zu verlaſſen, daß man es einem anderen abbitten muß. Dir bitte ich's ab und ich tue es — indem ich es dir erzähle. Du ſiehſt, was immer und überall zu ſehen iſt: Urſachen und Wirkungen. Ich habe dir mit büßendem Willen erzählt, was ich verbrochen, aber was andere an mir verbrochen, hatte unwillkürlich mitzureden und floß in innigſter Miſchung mit ein. Wie könnte es auch anders ſein? Wird es nicht ewig ſo ſein? Aber ſeltſam geſchieht mir jetzt! Ich überblicke das alles und frage mich ſchließlich: habe ich *mein* Leben erzählt, oder überhaupt *das* Leben? Iſt es nicht eines jeden Menſchen Leben: Leiden zufügen und Leiden erleiden? Ich berechne mich mit dir, Juſtus Balm; wirſt du mit deinem Nächſten nicht wieder zu rechnen haben? Können zwei ſich berechnen, ohne daß die ganze Welt mitrechnet? Der ſittliche Kredit läuft wie der Geldkredit. Wenn der Erſte dem Zweiten Kredit ſchenkt, hört die Wohltat beim Zweiten nicht auf; ſie läuft durch unbekannte Reihen an unbekannte Enden. Wenn der Erſte dem Zweiten Kredit bricht, ſo macht auch der Verluſt beim Zweiten nicht halt, ſondern pflanzt ſich ins dunkelſte Ferne fort. Dein Leiden kam dir von mir, aber in mir von denen, durch welche ich ſelbſt gelitten. So weben wir einer mit allen und alle mit einem Millionen von Fäden in das nämliche Gewebe der ſittlichen Rechnung; zu zweien wird kein Schuldbuch geſchloſſen, und wer da heraustritt und

ſagen kann: ich habe bezahlt, von dem ſagen die andern: er iſt geſtorben. Das wäre die tiefſinnigſte der Menſchenſprachen, welche nur ein Wort hätte für L e b e n und S ch u l d, nur eins für T o d und S ü h n e!

PT
2388
K8S3

PT 2388 .K8 S3 C.1
Das Schloss der Frevel.
Stanford University Libraries
3 6105 037 749 277

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.